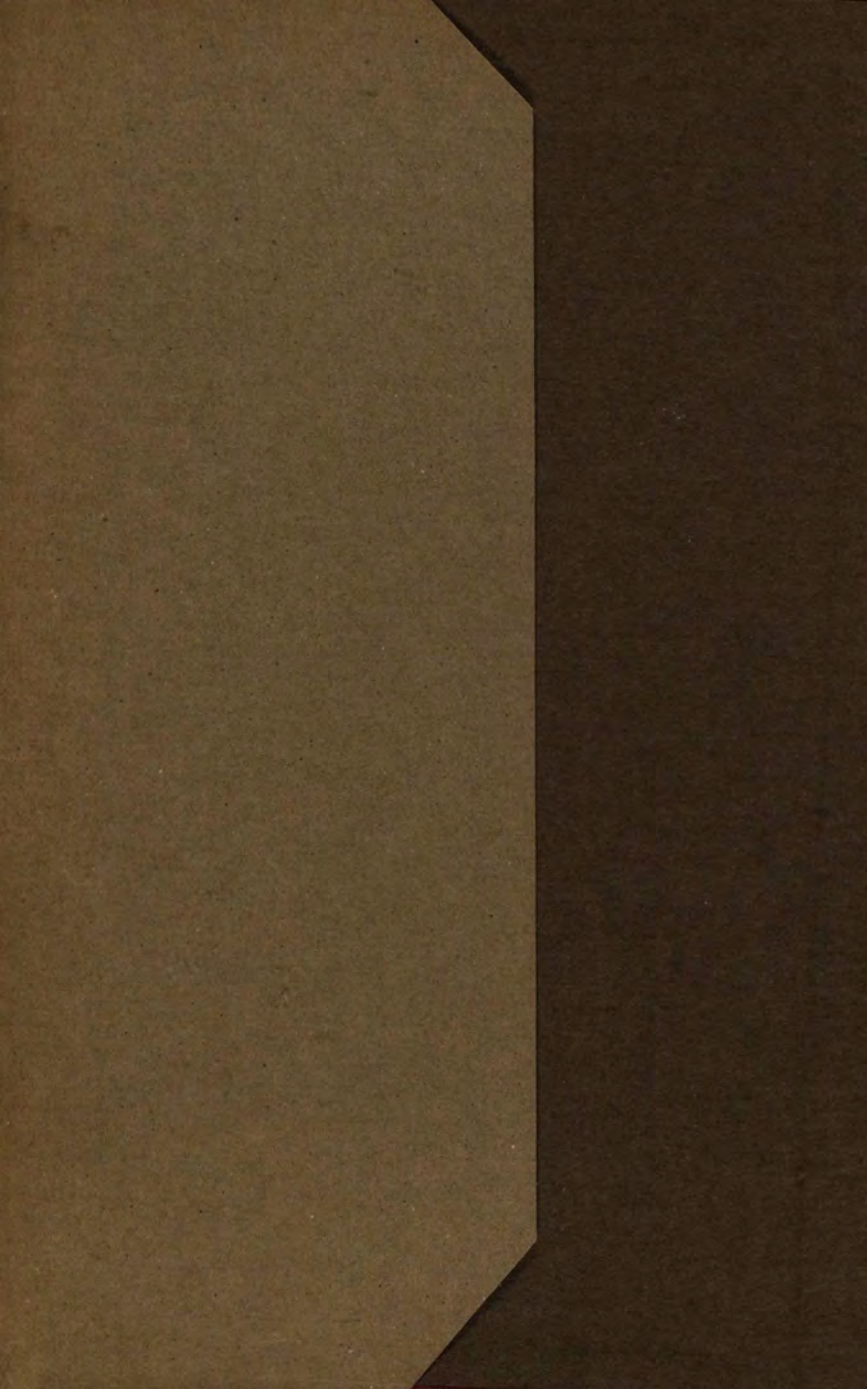
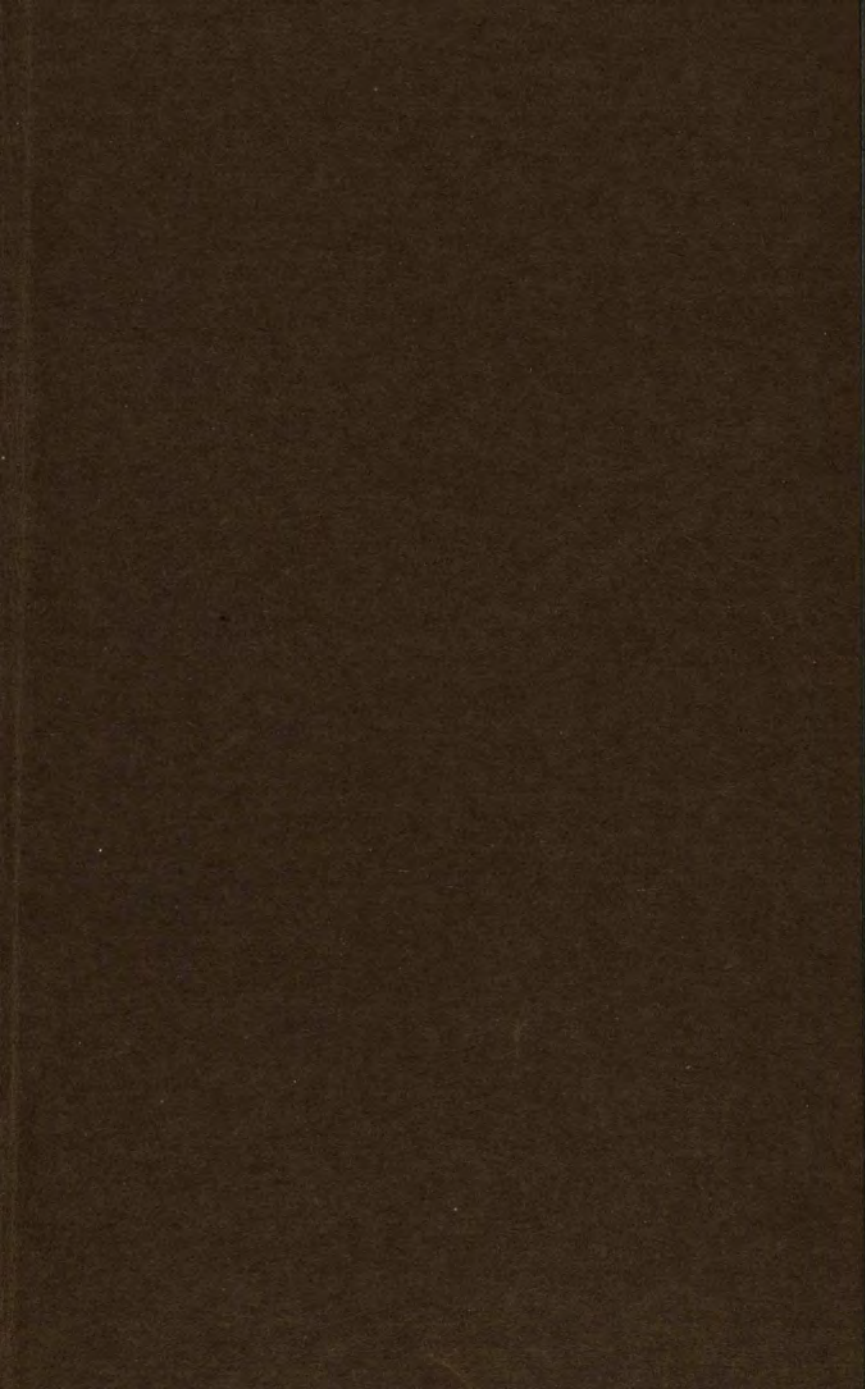


2912











Gysin de

# Im Lande des Erdbebens Vom Vesuv zum Aetna

Land und Leute in Sizilien und Calabrien  
Die vulkanischen Katastrophen von 1905—1908  
Zerstörung von Messina und Reggio

von

Dr. Albert Zacher



Julius Hoffmann Verlag in Stuttgart

MCMIX

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5163149

*Published the 1<sup>st</sup> of March 1909  
Privilege of copyright in the  
United States reserved under  
the Act approved March 3<sup>d</sup> 1905  
by Julius Hoffmann - Stuttgart*



29/2

*Monotypesatz und Druck der Chr. Belserschen Buchdruckerei, Stuttgart*

NH-61492



## Vorwort.

Dieses Buch ist eine Sammlung und Erweiterung meiner in den letzten Jahren an Ort und Stelle geschriebenen Aufsätze über die vulkanischen Katastrophen im Erdbebengebiet Süditaliens. Schon seit langem legte mir ein großer Teil der deutschen „Gemeinde der Italiensfreunde“ den Gedanken nahe, meine Eindrücke, die ich als Radfahrer, Wagenbummler, Fußwanderer, Automobilist seit 1893 in Italien gewonnen, in Buchform zu sammeln. Und jetzt, wo die Augen der ganzen Welt auf Messina und Reggio gerichtet sind, bat man mich, zunächst die Erdbebenzone zu behandeln, zumal ich auch Gelegenheit gehabt hätte, im Jahre 1906 einige Schilderungen über die Vesuveruption zu liefern, die vielfach gefielen.

Auch wies man darauf hin, daß meine Auffassung von Land und Leuten als die eines Mannes, den ständiger Aufenthalt in seiner zweiten Heimat Rom, den auch seine Berufspflicht zum Kenner gemacht hätten, wertvoller wäre, als die eines noch so gelehrten Passanten.

Die letzte ungeheuerliche Katastrophe, die mich wiederum nach Sizilien, wiederum nach Kalabrien führte, gab mir von neuem Gelegenheit, Augenblicksbilder und Bleistiftskizzen zu schaffen, die wert sein dürften, weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden.

Ich müßte nun eigentlich noch eine Rechtfertigung schreiben, um die Anordnung meines Stoffes zu begründen; denn ich gestehe offen, das vorliegende Buch erscheint auf den ersten Blick als ein hinterbuntes Mosaik, doch brachte die „Frankfurter Zeitung“ am 15. Januar dieses Jahres einen zusammenfassenden Artikel über

den letzten Erdbebenschrecken, der besser, als ich es vermöchte, die Notwendigkeit darlegt, warum im folgenden so viel von Mafia, Kamorra, Brigantaggio usw., ja auch vom Nazismus die Rede ist.

Darin heißt es unter anderem:

Die nächste Folge der Erdbeben-Katastrophe in Süditalien war unter allen Betroffenen eine grenzenlose Verwirrung. Das war natürlich und erklärlich. Wir Kulturmenschen können uns schwer vorstellen, wie es ist, wenn alle gesellschaftlichen und staatlichen Beziehungen plötzlich aufhören und alle Verbindungen mit einem Schläge durchschnitten sind: keine Wohnung, keine Nahrung, keine Behörden, keine Polizei, kein Militär, keine Eisenbahn, kein Telegraph, kein Telephon, also auch kein Mittel, die Not sofort nach außen zu melden; dazu keine Möglichkeit, die Toten zu begraben, die Verletzten zu pflegen, die noch lebenden Verschütteten aufzusuchen, der Meeresflut, dem Brand, dem Regen, der Kälte zu wehren. Alles stand still; kein Organ der Gemeinschaft fungierte mehr, und die am ersten helfend einzugreifen berufen gewesen wären, Soldaten und Polizisten lagen selbst tot oder hilflos unter den Trümmern. Bei einem solchen Zustand ist viel begreiflich, aber freilich nicht alles.

Am Abend des 28. Dezember 1908, zwölf Stunden nach dem Hauptstoße, war die Katastrophe in ihren Hauptzügen sowohl in Neapel wie in Rom bekannt. Man wußte, daß Messina und Reggio zerstört waren. Neapel ist das Zentrum der Flotte, Rom das Zentrum der Militärorganisation. Warum hat man nicht sofort die gesamte Militär- und Marinemacht mit allen ihren Werkzeugen und Vorräten aufgeboten und nach den Unglücksstätten geworfen? Die Entschuldigung, die das Publikum hatte, das die ungeheuerlichen Meldungen im Anfang gar nicht glauben wollte, kann für die Behörden nicht gelten; sie kannten den Umfang des Unglücks und mußten sofort die umfassendsten Maßregeln ergreifen.

Man hat das Erdbeben und seine Verwüstungen mit einem unglücklichen Krieg verglichen. Der Vergleich geht tiefer als nur auf die Verluste. Erdbeben und Vulkan-Ausbrüche sind für Italien Dinge, auf die es sich gerade so vorbereiten muß, wie auf einen großen Krieg; sie sind die Feinde, gegen die Italien mindestens gerade so gerüstet sein muß, wie gegen irgend einen auswärtigen Feind. Das hat man bisher, trotz aller Mahnungen und Warnungen, versäumt; es muß jetzt nachgeholt werden.

Die italienische Regierung kann auf mildernde Umstände Anspruch machen. Das Menschenmaterial, mit dem sie zu arbeiten hat, ist nicht das beste. Namentlich nicht im Süden. Die Bevölkerung von Kalabrien und Sizilien ist ein ethnisches Gemisch, in dem seit dreitausend Jahren alle möglichen Völker, Phönizier, Karthager, Griechen, Araber, Römer, Goten, Longobarden, Normannen, Albanesen, Franzosen und Spanier einen Blutbeitrag abgelegt und einen Bodensatz hinterlassen haben. Das Grundelement ist afrikanisch und nach Afrika weist auch der Charakter. Dieser Charakter ist ungebändigter Individualismus und Egoismus. Eine vielhundertjährige Mißregierung weltlicher und geistlicher Herrscher hat daran natürlich nichts gebessert, sondern eher verschlechtert. Das Gefühl der Solidarität ist gering und höchstens, wie Mafia und Kamorra beweisen, in der Richtung zum Bösen entwickelt. Die Religion ist dieselbe wie vor zweitausend Jahren; damals wurden die Lokalgötter verehrt, heute sind es die Lokalheiligen, denen in derselben Weise der ganze Kultus dient. Die Kirchen strotzen von Gold und Flitter, die Bevölkerung von Aberglauben und Unbildung. Die fünfzig Jahre piemontesischer Herrschaft haben nicht viel ändern können; die Zeit war zu kurz, um ein Übel, das so tief sitzt, gründlich zu beseitigen. Auch haben die Norditaliener Mühe genug, sich selber des Eindringens süditalienischer Sitten und Unsitten zu erwehren. Die Betrachtung dieses schlechten

Charakters der südlichen Bevölkerung hat schon manchem aufrichtigen Freunde Italiens die Freude an dem schönen Lande vergällt. Gladstone hat einmal gesagt: „Italien wäre ein herrliches Land, wenn es nicht von Italienern bewohnt wäre!“ Damit hat er insbesondere die Bevölkerung des ehemaligen Königreichs Neapel im Auge gehabt. Selbst Italiener haben im Unmut über die Zustände im Süden sich zu ungewöhnlich scharfen Worten veranlaßt gesehen. Der Volkswirt und Sozialpolitiker Ricesoro hat einmal gesagt: „Es könnte Italien kein größeres Glück widerfahren, als wenn eines Tages das ganze Land südlich von Rom mit Sizilien in das Mittelmeer versinken würde.“ Wer derlei Äußerungen für übertrieben hält, der überdenke, was er da und dort von der Haltung eines Teils der kalabresischen und sizilianischen Bevölkerung während der letzten Tage gelesen hat: daß die Leute, die hätten retten können, die Hände in den Schoß legten und müßig zusahen, wie die Fremden retteten; daß die Bootsführer streikten und dadurch die Verbringung von Lebensmitteln an das Land unmöglich machten; daß in den Städten und Ortschaften, die vom Erdbeben verschont blieben, mit glänzenden Prozessionen Freudenfeste für glückliche Errettung gefeiert wurden, während zehn Kilometer davon das grausigste Elend herrschte, daß sofort ein Abschamm der Bevölkerung auftauchte, der plünderte, raubte und den Leichen die Finger samt den goldenen Ringen abschneidte, und daß man dieses Gesindels nur dadurch Herr werden konnte, daß man das Standrecht proklamierte und Massen-Erschießungen vornahm; daß die ungefährdete Bevölkerung aus dem Innern mit Wagen herbeikam, um Beute zu machen und an dem Unglück der Landsleute sich zu bereichern, endlich daß unter den geretteten Städten sofort ein erbitterter Kampf um die Erbschaft der untergegangenen Städte ausgebrochen ist. Es ist ein unendlich trauriges Bild, das sich da entschleiert hat. Die Katastrophe hat

---

nicht bloß ungeheuren Schaden gestiftet, sie hat auch alle sozialen Bande gelöst und die bestialischen Rudimente der Menschennatur wieder einmal in voller Nacktheit ans Licht gebracht. Selbstverständlich darf und soll nicht über die ganze Bevölkerung der Stab gebrochen werden; einzelne rührende Handlungen der Uneigennützigkeit und des Opfermuts, die aus den Kreisen der unteren Volksklassen berichtet werden, liefern den Beweis, daß auch in Sizilien der Kern der Bevölkerung ein guter ist; er muß nur sorgfältig herausentwickelt und gepflegt werden. Darum soll auch nicht die Bevölkerung im ganzen büßen, was ein kleiner Teil oder einzelne verbrochen haben, und die unschuldigen Unglücklichen sollen nicht entgelten, was die Schurken unter ihren Landsleuten sich zu Schulden kommen ließen. Aber hier erwächst der italienischen Regierung eine Aufgabe, die beinahe noch größer ist, als die, das Land vor Erdbeben zu schützen, nämlich die Rettung des Volkes aus Roheit und sittlicher Verwahrlosung. In richtiger Erkenntnis der Sachlage hat bereits Professor Portis in der „Tribuna“ gesagt, was da unten vor allem nottue, sei eine gute Volksschule, welche die dämmernden Geister wachrüttle.“

R o m , im Februar 1909.

Dr. A l b e r t B a c h e r.

---

---



# Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Vorwort . . . . .	III
Sizilien (Land und Leute) . . . . .	1
Der Brigantaggio . . . . .	16
Die Mafia . . . . .	21
Das Erdbeben in Kalabrien 1905.	
Von Neapel nach Reggio Calabria . . . . .	28
Die Katastrophe vom 8. September 1905 . . . . .	33
Epilog . . . . .	89
Die Vesuberuption 1906.	
Land und Leute . . . . .	91
Kamorra . . . . .	92
Die Eruption des Vesubs im April 1906 . . . . .	107
In der Asche des Vesubs . . . . .	118
Eine Frühjahrsreise in Sizilien.	
Von Messina nach Palermo . . . . .	137
In den madonischen Bergen . . . . .	149
Der Prozeß Rasi . . . . .	169
Trapani, die Vaterstadt Rasis . . . . .	175
Der Triumph Rasis . . . . .	179
Das Erdbeben in Kalabrien 1907.	
Der Stromboli . . . . .	184
Das Erdbeben vom 23. Oktober 1907 . . . . .	188
Das Elend im kalabrischen Erdbebengebiet . . . . .	190
Der „Heros Kalabriens“, Musolino . . . . .	194
Eine Erdbebenenquête . . . . .	197
Das Erdbeben vom 28. Dezember 1908	201
Von Rom nach Palermo . . . . .	206
Das tote Messina . . . . .	209
Das tote Reggio Calabria . . . . .	213
Die Überlebenden über Messina . . . . .	226
Wie ich nicht nach Messina kam . . . . .	231
Auf der Rückfahrt von Catania . . . . .	244
Der wissenschaftliche Bericht . . . . .	248
Politische Stimmungsbilder . . . . .	250
Von Palermo nach Neapel . . . . .	254
Weitere Hindernisse . . . . .	264
Auf der Fahrt nach Messina . . . . .	270
Ein Gang durch das zerstörte Messina . . . . .	273
Von Messina nach Neapel . . . . .	282
An der Unglücksküste Kalabriens . . . . .	286
Von Bagnara nach Villa San Giovanni . . . . .	293
Schl u ß.	
In dem zerstörten Reggio Calabria . . . . .	302
Epilog . . . . .	313

## Namen und Sachregister.

**A.**  
Acireale 235, 241, 243.  
Aetna, 139, 247, 249.  
Alfani, Pater 38, 189.  
Aspromonte 51, 196, 305.

**B.**  
Bagnara 32, 272, 287, 292 ff.  
Barzini 54.  
Battipaglia 29.  
Belcredi 262, 267.  
Boscotrecase 109, 111.  
Bove Marino 191.

**C.**  
Caltagirone 6.  
Caltanissetta 163, 164.  
Canitello 272, 299.  
Coronada 213.  
Castrogiovanni 164, 222.  
Catania 223 ff, 238, 251.  
Catanzaro 31, 41, 44.  
Catona 32, 240.  
Crataia 239.  
Cefalù 140.  
Connaught, Herzog 304.  
Cosenza 37.  
Crispi, Francesco 146, 158.

**D.**  
Dino, isola di 31, 286.

**E.**  
Empeboles 157, 162.  
Erbbebenenquête 197.

**F.**  
Fazzari, Achille 82, 87, 289.  
Felice De, Giuffrida 24, 201, 218, 251.  
Ferruzzano 189.

**G.**  
Gallico 303.  
Garibaldi 51, 139, 146, 215, 289.  
Geloni 150.  
Gerace 188.  
Gioja Tauro 291.  
Giolitti 263, 268.  
Girgenti 157, ff.  
Goethe 141, 203.

**H.**  
Herculaneum 29, 108.  
Himera 150.

**I.**  
Imorra 92 ff.  
Irupp, Affaire 174.

**L.**  
Lombroso 11, 88.  
Lottoispiel 91.

**M.**  
Mafia 21, 152, 246.  
Malagobi 54.  
Martirana 47.  
Mazza, General 268, 285.  
Messina 33, 137, 200 ff, 209 ff, 278 ff,  
314 ff.  
Mizzzo 189.



Monreale 147.

Monteleone 31, 50 ff., 69, 289.

Murat 31.

Musolino 51, 190, 194 ff.

Mythologie des Erdbebens 239.

**N.**

Nasi 168, 169 ff., 199, 218, 246.

Neapel 14, 90 ff., 261.

Nicastro 41, 47.

Nicotera 31, 290.

Nocera dei Pagani 29.

Notarbartolo 21, 153.

**O.**

Omerà 4, 17, 169.

Oppido 32, 188.

Ottajano 115, 131.

**P.**

Paestum 29, 36.

Pagani 29.

Palermo 14, 141 ff., 215, 248, 254.

Palizzolo 21, 153, 246.

Palmi 32, 80, 272, 283, 291, 292.

Parghelia 31, 33, 72, 73 ff., 187.

Paulus, Apostel 214.

Pellour 24.

Pisocopio 58, 59.

Pizzo 31, 33, 50, 71, 86, 289.

Pompeji 29, 108.

Portici 29, 121.

**R.**

Reggio Calabria 201, 213 ff., 283, 305 ff.

Refina 28, 108.

Robert Guiscard 29, 38.

Rometta 139, 218.

**S.**

Salomone 17 ff.

Salerno 29, 36.

San Donato, bi Herzog 102, 105, 106.

San Giovanni 273.

San Giuseppe 113.

San Gregorio 54.

San Sebastiano 111, 115.

Santa Caterina 32, 305.

Sant Eufemia 31, 38, 47.

Sant Eufemia Aspromonte 195, 287.

Sant Onofrio 64.

Saporito 174, 182.

Scarfoglio 93, 132, 285.

Schiller 137.

Scilla 32, 272, 299.

Schlla und Charhbbis 240, 310.

Serao, Matilba 93 ff., 104, 132.

Seume 161.

Sila, Gebirge 43, 68.

Stefanoroni 61.

Stromboli 184, 271.

Sybaris 37, 43.

**T.**

Taormina 138, 139, 237.

Termini Imerese 140, 149, 153.

Torre Annunziata 111, 112, 114, 119.

Torre del Greco 28, 125 ff.

Trapani 168, 175 ff., 179.

Tropea 31, 76 ff., 79, 289.

**U.**

Ufub 107.

Ullari, Pasquale 14, 165.

Ulla San Giovanni 32, 300, 301.

**V.**

Vammard 57.

Vanardelli 172.

## Sizilien, Land und Leute.

**R**eine andere Insel Europas hat in den letzten Jahrzehnten so viel von sich reden gemacht als Sizilien. Die Revolution von 1848, der Zug der Tausend von Marsala, der Aufstand der „Fasci“ im Anfang der neunziger Jahre, haben zahlreiche Meisterwerke geschichtlicher, politischer und nationalökonomischer Literatur gezeitigt. Goethe hat die Insel gesehen und geschildert und nach ihm haben Hunderte und Tausende von seinen Landsleuten ebenfalls eine sizilianische Reise getan und — geschrieben, ja die *Cavalleria rusticana* hat ihren Triumphzug um die Welt gemacht — und doch tritt ein Sizilianer auf, der den Mut hat, zu erklären: „Das wirkliche Sizilien ist zum größten Teile noch unediert.“ Und dieser Mann ist der Unterstaatssekretär *Georgio Arcolesio*. In Mailand hielt er einen Vortrag, der 1898 in Buchform erschienen ist und den Titel hat „*Palermo e la coltura in Sicilia*“. Trotz dieses Titels gibt das Buch aber etwas anderes und gerade das, was bisher allen Büchern über Sizilien gefehlt hat: den Schlüssel nämlich zum Verständnis von Sizilien. Es sei deshalb jedem Sizilienfahrer als Reisebegleiter empfohlen. Und wer nicht nach Sizilien reisen kann, erbaue sich wenigstens an der geistvollen Form des Büchleins, dem reichen Inhalt und sei es auch nur darum, um zu sehen, wie ganz anders geistreiche Leute in Italien Bücher schreiben als in den Ländern des Nordens. Was *Arcolesio* auf sechsundachtzig Seiten sagt, hätte für ein ehrenwertes Mitglied einer germanischen

Bildungsgemeinschaft mit Fug und Recht Stoff zu einem vierbändigen Opus gegeben — die Kommentare und Anhänge nicht mitgerechnet.

Im Eingange seines Werkleins berührt Arcoleo die Schwierigkeiten in der Beurteilung Siziliens. Der Nationalökonom, der in Zeiten der Krisis kommt, macht nur Diagnosen, der visionär entzückte Landschaftschwärmer sieht nur Schönheit, der Archäologe und Künstler nur Kunst. Sizilien spottet eben jeder Klassifikation und ist nur dem verständlich, der nach neuer Methode die gesamte Entwicklungsgeschichte der Insel, und zwar auf allen Gebieten verfolgt. Arcoleo beginnt dann das *Völkergemisch* zu schildern, das sich heute auf der schönen Insel tummelt, indem er geologisch von den obersten Schichten bis zu den untersten und ältesten vordringt, und stellt als Ergebnis seiner Forschung das Gesetz auf, daß niemals eine Verschmelzung stattfand, daß zwar jedes Individuum in Sizilien in sich die griechisch-phönizisch-arabisch-normannische Blutmischung in Leib und Seele verrät, daß aber trotzdem das alte sikulische Element das ganze sizilische Leben durchdringt. Hierauf schildert er in wahrhaft klassischer Prosa, knapp, wie in Aphorismen, die einzelnen Perioden der sizilianischen Geschichte. Wahrhaft verblüffend sind dabei seine Vergleiche zwischen den einzelnen Nationen, die in Sizilien einander folgten, dabei aber immer geistvoll und überzeugend. Gewisse Beziehungen, Ereignisse, Charaktereigentümlichkeiten, die uns der Geschichtsunterricht nicht nur auf dem Gymnasium — denn den kennt man ja — sondern auf der Hochschule dunkel gelassen, erhellt uns Arcoleo wie mit Blitzfeuer. Lesenswert vor allem, besonders für den gewissenhaften Bildungsdurst verständiger Reisender sind die geradezu entzückenden Stellen über den Unterschied zwischen der griechischen Kunst in Sizilien und im Mutterlande, sowie später bei der normannischen Periode die Unterschiede zwischen germanisch-gotischer Kunst und der sizilianisch-arabischen Gotik; im einzelnen belegt der Verfasser seine

Urteile durch eine Schilderung der Hauptdenkmäler der Architektur Palermos.

Der Raum gestattet nicht, ausführlicher zu werden, doch sei noch auf die meisterliche Geschichte der *normanischen* Periode hingewiesen. Im letzten Teile spricht Arcofco mehr im Detail vom Charakter des Volkes. Liest man seine Analyse des sizilianischen Volksliedes, so versteht man viele Geschehnisse aus der sogenannten Brigantenchronik. „In der Poesie des Volksgefangs lernt man ein neues Sizilien kennen, eine neue poetisch analphabetische Welt, die ihren eigenen Himmel, ihre eigene Erde und ihr eigenes Meer hat, die mit gleichem Stolze Verbrechen und Tugend besingt. Ihr Gewissen ist eingelullt in einen Traum von Aberglauben, Mythen und Märcen, ihre Helden sind Heilige und Banditen; ihre Märtyrer entstammen dem Kloster oder der Galeere, die Religion ist ein Gemisch von Bibel und Koran, Heiligenlegende und Mythologie.“

Den Zustand Siziliens im Anfang d. 19. Jahrhunderts schildert der Verfasser wie folgt: „Keine andere Region Italiens hat während dieses Jahrhunderts solche tiefgreifende Wandlungen durchmachen müssen, wie Sizilien, umsomehr, als sehr viele in anderen Ländern sich betätigende Äußerungen des öffentlichen und privaten Lebens kaum entwickelt waren. Hier überquellende Lebenskraft, wie auf jungfräulichem Acker, dort Dürre wie auf ausgebeutetem Grund, die Phantasie glühend und ungezügelt, scharf, aber ungeduldig die Urteilskraft, die Beobachtungsgabe für das Tatsächliche kaum entwickelt, die Wissenschaft pompös und abstrakt, die Sprache arm und nur vom Buch genährt; die Idee des Staates, des Vaterlandes, der Freiheit nicht vorhanden, das Recht verwechselt mit dem Vorrecht, und die Rebellion mit Notwehr usw.“

Die heutige Gesellschaft in Sizilien stellt sich Arcofco also dar: „So verschieden die Natur in Sizilien ist, so verschieden ist auch die Bevölkerung; ein Teil derselben lebt modern, denkt aber in den Anschauungen des vorigen Jahrhunderts, alles lebt neben-

einander, in einem Augenblick der Begeisterung können sich die verschiedenen Bevölkerungsgruppen einen, aber auch nur einen Augenblick, und dann fallen sie wieder auseinander. Überall Dissonanzen, wenig bleibende, gemeinsame Noten. Unter diesen vor allem: die unterwürfige Verehrung der *Kraft*, der Geist der Hierarchie in den Gedanken, Gefühlen, im Leben, die Hypertrophie des Ichs, der Pessimismus, das instinktive Verallgemeinern im Urteil, die Übertreibung der Phantasie, die stürmische Propaganda zur Rebellion, die wieder ausgeglichen wird durch die Unfähigkeit zum Aufbau. Der Kultus der Kraft entstammt der Natur Siziliens. Der große Aetna, die Erdbeben, der Bronzehimmel, der keinen Tropfen Regen spendet, das Latifundium, der Scirocco, die überreiche Vegetation, der Schrecken der Bergwerke, alles predigt von Kraft . . . Und diese Anbetung der Kraft schafft die Übertreibung der Legenden, von den Zyklopen angefangen bis zum Zuge der Tausend von Marsala."

Aus dieser Kraftverehrung entspringt dann ferner die Selbstüberschätzung der Sizilianer, wie an mehreren drastischen Beispielen gezeigt wird. Wie aus der Natur die Kraftanbetung, so entsprang aus der Geschichte der Mangel des Gleichgewichts im Volkscharakter. Wenn die Sizilianer heute unruhige Köpfe, Unzufriedene, Verschwörer usw. sind, so ist das nur eine Folge der Invasionen, der Fremdherrschaft, des Feudalismus. Die Sizilianer sind im Temperament, wie ihr Aetna, Feuer im Innern, Schnee auf dem Haupt. Daher auch oft der plötzliche Übergang von Gefühlsexplosion zu kühler Überlegung. „In einem Messerduell wird einer verwundet, der sieht den Karabiniere kommen, gleich knüpft er seinen Rock zu, umarmt seinen Feind, um ihn zu retten, und fällt tot hin. Das ist *Cavalleria rusticana*, welche alle Leiden Siziliens erklärt, sowohl die „*omertà*“ (s. u.) wie die „*mafia*“ und die langen, erfolglosen Prozesse.“

An einer anderen Stelle erörtert der Verfasser die Wirkung des *Feudalismus*. Der Feudalismus steckt dem Sizilianer im

Blute, er äußert sich überall in der Sprache: das Bauernweib sagt „Ihr“ zum Mann, der Sohn nennt den Vater „Excellenza“, der Bauer sagt „Don“ zu jedem, der einen Hut trägt; in den Gefühlen: die Eigenliebe, die sich selbst genügt, steht höher als die Liebe, die sich nach einem andern Wesen sehnt; der schweigende, stolze Verzicht auf eine Geste steht höher als die gesprochene Injurie, eine Bluttat abelt, denn sie zeugt von Mut, Betrug ist unanständig, weil er im Dunkeln schleicht, das Volksevangelium preist nur zwei Tugenden, die Dankbarkeit und die Bendetta. Der Feudalismus prägt sich aber auch im Standesunterschied aus: An der Spitze der Gesellschaft steht der Mann mit Mantel und Schwert, oder der Mann mit Mitra und Stola, ganz wie in Indien, dann der „Herr“, der von seinen Renten lebt, dann der, den die Feder ernährt, ganz zu unterst, verachtet und geschmäht, kommen die Arbeiter. Auch die Familie ist feudal geordnet, die Frau steht auf einer niederen Stufe, sie ist die Untergebene des Mannes, wie der Boden Eigentum des Feudalherrn.

Zum Schluß folgt ein Vergleich zwischen der normännisch-sächsischen Insel und der Insel Sizilien, der ebenfalls schöne Neuheiten bringt. Dann konstatiert der Verfasser, daß es Neu-Italien noch nicht gelungen ist, Sizilien moralisch zu erobern, ja noch nicht einmal kennen zu lernen, aber er endigt mit dem trostreichen Ausblick, daß Sizilien nach der griechischen und normännischen Blüte eine dritte erleben wird, umsomehr als, wie er scherzhaft hinzufügt, Sizilien wohl das einzige Land in Europa sei, das keine Dekadenten und Übermenschen habe.

Eine Variation des hier angeschlagenen Themas findet sich in der römischen Zeitung „Popolo Romano“, wo Professor Giuseppe Settimo Adamo, ein Vollblutsizilianer, im Herbst 1896 eindringliche Bemerkungen über die Mißwirtschaft in Sizilien macht. Er beginnt mit dem Betrugsprozeß Martinez. In ganz Italien habe man ausgerufen: „Aber wie? Der Kommendatore

Martinez? Unmöglich! Ein Mann, der selbst Vermögen hat! Ein Mann, der das Vertrauen Palermo's besaß, dessen Unterschrift in allen Banken bares Geld vorstellte!" In Sizilien aber sei man ruhig gewesen, und warum? Zur Antwort greift er zwei Fälle aus der Bourbonenzeit heraus: In Comiso, einer Stadt von 12 000 Einwohnern, fand sich im Jahre 1836 in der Stadtrechnung ein Fehlbetrag von 12 750 Lire oder, wie es damals hieß, von 1000 Unzen. Die Stadträte, damals die „Defurionen“, beschloßen darauf folgende Tagesordnung: „Das Defurionat nimmt Akt von dem Fehlen der 1000 Unzen, da es aber weiß, daß die Ehrenhaftigkeit des Kassiers über jeden Verdacht erhaben ist, so geht es zu dem Schlusse über, daß die besagten Unzen auf irgend eine Weise verwendet sein müssen.“ In Caltagirone besitzt die Gemeinde viele Güter und Lehen. Vor 1860 benutzte sie die Einkünfte, um damit zurückgegangene adlige Familien finanziell aufzufrischen, und zwar in der einfachen Weise, daß sie ein Mitglied solcher verarmten Familien zum Bürgermeister wählte. Nach solcher Wahl belebten sich auf einmal wieder die leeren Ställe der restaurierten Familie; auch ihre Staatskarossen sah man wieder. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen manche reiche Familie mit dem Kleide der Armut kokettierte. „Kann man sich wundern,“ sagt der Verfasser, „daß die Leute in Sizilien skeptisch wurden? Diese Erbschaft an Skeptizismus macht auch, daß Sizilien dem neuen Vizekönig Codronchi nicht traut; denn wie viele Vizekönige und königliche Kommissäre hat es nicht schon im Laufe dieses Jahrhunderts gesehen?“ Zwar sei in Palermo etwas geschehen, aber Palermo sei noch lange nicht Sizilien. Er wolle deshalb dem illustren Therapeuthen Codronchi eine Diagnose unterbreiten, gestützt auf das Gutachten dreier Ärzte. Der „Popolo Romano“ sage: „Alle Städte Siziliens haben, anstatt für Straßenbau und Hygiene zu sorgen, nur an den Bau von Luxus-theatern und Prachttrathäusern gedacht. Der zweite Arzt, Herr J m b r i a n i geheißten, erkläre: In Palermo

erhebe sich schon die traurige Klage. Aber von wem? Von den Großgrundbesitzern, die ihre Einkünfte in fremden Hauptstädten und fremden Spielbanken verzehrten. Der dritte, Abgeordneter *Damiani*, füge hinzu: „Die sizilianische Frage ist nur eine Frage der Landwirtschaft und des Landbaus.“ Diese drei Gutachten geben das wahre Bild. Zur näheren Illustration erzählt Professor *Adamo* folgendes. In *B.* (Provinz *Siracusa*), einem Städtlein von 18 000 Einwohnern, fanden die Stadtväter eines Tages im Jahre 1880, daß sie nicht schön genug hausten. Bis zum Jahre 1866 waren sie zwar mit einer Mietwohnung, bestehend aus vier Zimmern und einem Salon ausgekommen, nach 1870 waren sie, als die geistlichen Güter eingezogen wurden, in ein Kloster umgezogen, das allein im ersten Stocke sechzig Zimmer aufwies, aber trotzdem beschlossen sie, daß das Kloster abgebrochen und an seine Stelle ein Municipalpalast von seltener Pracht errichtet werden solle. Der Voranschlag belief sich auf 900 000 Lire, die wirklichen Kosten auf — wer weiß? Und diese unglaubliche Kostenüberschreitung rührte daher, weil es den dreißig Stadtvätern, um das Ansehen der Stadt zu heben, plötzlich einfiel, in den neuen Palast ein „königliches Absteigequartier“ hinein zu bauen. Zwar ist die Aussicht, daß der König je nach *B.* komme, sehr gering, aber im Staats-Lexikon der Provinz steht doch jetzt hinter dem Namen der Stadt eingeklammert: „Königlicher Palast“. Man denke! Eine andere Gemeinde, *F.*, 1800 Seelen reich, gab für den Bau ihres Theaters eine Million aus. Die Einweihungsfestlichkeit brachte noch ein kleines Geschäft, dank dem Zuschuß, den der Gemeinderat für dieses eine Mal bewilligte; dann aber fand sich kein Theater-Unternehmer mehr, der sein Geld riskieren wollte, und seit zwanzig Jahren steht das Theater leer. An dieser Theaterkrankheit aber leiden fast alle Städte Siziliens. Die Herren Regenten der sizilianischen Gemeinden haben eben einen Kopf mit großen Ideen. So unterhielt sich der Verfasser eines Tags mit dem Bürgermeister einer der drei größten Städte der Insel über den Theater-



neubau und äußerte, er habe gehört, daß der Voranschlag sich auf drei Millionen belaufe. Mit großer Entrüstung schaute ihn der Herr Bürgermeister an und meinte wegwerfend: „Sie haben wohl den Voranschlag für die Vorhalle gemeint!“ Wie recht hat also Macchiavelli, wenn er sagt: „In Sizilien ist große Tüchtigkeit in den Gliedern, wenn sie nur nicht bei den Häuptern fehlte!“ „Wozu gebe es denn Präsekten?“ sage das Publikum. Herr Adamo antwortet: Um nichts zu tun; denn in all den Jahren, die seit 1860 verflossen, sei es noch keinem Präsekten eingefallen, der Bauwut der Gemeinden zu steuern. Aber seit jener Zeit sei es auch noch keinem Präsekten eingefallen, die von Wilhelm II. in diesem Frühjahr in Sizilien angewandte Reifemethode nachzuahmen. Seit sechsunddreißig Jahren, so lange also Neuitalien in Sizilien herrscht, sei es noch keinem Präsekten von Siracusa in den Sinn gekommen, seinen Amtssitz zu verlassen! Und doch nenne Cavour die Präsekten die Vormünder ihrer Provinz. Rudini habe einmal gesagt, das Unglück von Sizilien käme vom Regenmangel her; in Udine in Venedig fielen jährlich 153 Zentimeter Regen, in Caltanissetta aber nur 49 Zentimeter. Warum hätten aber Rudini und seine Präsekten niemals mit den Bürgermeistern Siziliens beraten, wie diesem Mangel abzuhelfen sei? Die Alten hätten es doch gekonnt und hätten Sizilien zur Kornkammer Roms geschaffen, und dies durch die einfachen Mittel, daß sie durch große Talsperren künstliche Seen errichteten, von diesen aus überall Bewässerungskanäle zogen, die üppige Wiesen schufen, also große Viehzucht ermöglichten, die ihrerseits wieder die nötigen Dungstoffe für die Äcker lieferten, so zwar, daß eine viermalige Ernte möglich war, und die Viehzucht Siziliens im Altertume sprichwörtlich wurde. Die Schuld für die Vernachlässigung Siziliens trifft aber, so sagt der Verfasser, nicht nur die Verwaltung, sondern auch die *Latifundienbesitzer*, die ihre Einkünfte im Auslande verzehren, anstatt sie zur Verbesserung des Bodens zu verwenden. So verzehre der Herzog M. jährlich

eine Million Lire, die ihm seine Großpächter für die Erlaubnis, die armen Bauern aussaugen zu dürfen, jährlich zahlen, in — Paris. Nun könne man freilich einwenden, der Herr M. könne mit seinem Gelde machen, was er wolle, die Frage sei aber, ob es sich wirklich um *se i n* Geld handle. Die Güter des Herzogs M. gehörten nämlich bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts der kleinen Stadt F. Die guten Bürger dieser Stadt empfanden es aber höchst unangenehm, daß die Sarazenen alljährlich mit der Maiensonne ins Land kamen und alle bewegliche Habe und Frauen und Kinder fortschleppten, und, um sich zu retten, übertrugen sie ihr großes Gemeindegut an den dormaligen Herzog M., der zum Entgelte die Stadt mit Mauern und Gräben umziehen sollte. Der edle Herzog nahm die Güter — und baute ein einziges Festungstor, so daß die Stadt unbeschußt war wie zuvor. Vergebens prozessierten sie gegen den herzoglichen Gauner, aber dieser gehörte zum Hofe. Auch das Jahr 1860 brachte keine Aenderung; der damalige Herzog gab zwar den kleinsten Teil heraus, aber den Löwenanteil behielt er. Der jetzige Herzog M. ist aber keine Ausnahme, was die hohen Rentenbezüge betrifft. Fürst G. erhält jedes Jahr, nachdem seine Großpächter sich genügend bedacht haben, 600 000 Lire, Marchese C. 400 000 und Baron D. 300 000 Lire. Nun zählt der Verfasser im einzelnen die Schäden der Latifundien auf, die zum Teil schon bekannt sind; neu ist nur, daß er das Zunehmen der *W ö l f e* dem Umstande zuschreibt, daß die Großjunker zu viel Gebiet brach liegen lassen, aber allen Wolfsjägern, die sich die Prämie von 25 Lire verdienen wollen, den Zutritt zu ihrem Territorium verbieten. Weiter schildert er, wie die Großjunker jedes Gesuch von Genossenschaften, die einen Teil der Brachländer zur Bebauung ankaufen wollen, abschlagen, und wie oft die Eisenbahnen nach den Wünschen der Latifundienbesitzer gebaut werden, so daß die Züge leer bleiben, während vollreiche Gemeinden abseits liegen müssen. Bezeichnend für die Herren Großgrundbesitzer seien auch zwei Briefe, die der Marchese C. und

der Herzog N. ihren Pächtern schrieben und in denen diese höchlich dafür belobt wurden, weil sie den Aelterpächtern die Pacht erhöht hätten; der Herzog streicht aber jährlich 300 000 Lire und der Marchese 200 000 Lire ein. Und wie benehme sich das Volk gegenüber diesen Feudalen? So fragt der Verfasser und gibt die wenig tröstliche Antwort, daß es sich der Heldentaten seiner Adligen gar noch freue, ja sie sogar in Volksliedern verherrliche. So höre man jetzt noch viel auf dem Lande die Geschichte vom Herzog, der die Zelte schließen ließ, und vom Cavaliere N., der nicht gewechselt haben wollte. Als einst die Bourbonen in Palermo residierten, zur Zeit des berühmten Rosaliensfestes, kam ein Franzose zum Herzog di M. und bot ihm ein Diamantenhalsband für 200 000 Lire an. Der Herzog schickte den Mann zur Königin, diese aber antwortete, sie besitze nicht Geld genug für eine solche Ausgabe. Darauf kaufte der Herzog den Schmuck, teilte ihn in zwei Teile und schmückte mit den Hälften die beiden ersten Pferde seines Vierundzwanzigerzuges, mit dem er an Galatagen Corso fuhr. Königin Carolina rächte sich, indem sie Tags darauf auf dem weltberühmten Rosalienmarkte den Verschwender bat, für den neugeborenen Kronprinzen ein Spielzeug zu kaufen. Der Herzog, der sich nicht lumpen lassen wollte, rief aus: „Man soll die Zelte schließen,“ und schenkte so alle Waren, die zum Kaufe ausgedient waren, der Königin. Dieser tolle Streich ruinierte ihn; denn der Rosalienmarkt von damals war einer der größten Europas. Cavaliere N. reiste einst in Spanien umher, und vergeudete während seines Madrider Aufenthalts von zwanzig Tagen Dauer ein Vermögen, weil er alles, was er kaufte, sogar eine Tasse Kaffee, mit einem Goldstück zahlte und dabei erklärte: „Sizilianische Cavaliere lassen sich nichts herausgeben.“ An anderer Stelle erzählt der Verfasser von einer kleinen Stadt, in der nur Adelige wohnen, von denen die reichen freilich meist im Auslande weilen, die armen aber im Hidalgo stolze darben und — betteln. Schließlich geißelt der Verfasser das Unwesen der sogenannten Reisekommissionen,

die unter allen Ministerien gleich gewesen wären; die Herren Abgeordneten kämen in der Hauptstadt an, würden von den Behörden empfangen, reisten zum nächsten Ort, um wieder von den Behörden bewirtet zu werden, und so ginge es fort von Empfang zu Empfang; vor lauter betrachteten Stadtvätern und Beamten sähen sie aber die Bauern nicht und berichteten dann in langen, auf Kosten des Staates gedruckten und nie gelesenen Berichten dem Parlament, daß alles Unheil in Sizilien von der „mafia“ und dem brigantaggio“ herrühre. Woher aber die Briganten kämen, das sähen die Herren nicht ein, und es sei doch nichts natürlicher; der ehrliche Bauer würde nämlich nur dann ein Brigant, wenn sein Gebet „Unser täglich Brot gib uns heute“ unerhört bliebe, und höre sofort auf, Brigant zu sein, wenn man ihm die Flinte gegen eine Hacke vertausche, an der etwas Land hänge, das ihm Brot verspreche. So habe wenigstens Kardinal Alberoni in Spanien das Räuberunwesen ausgerottet.

Mit ähnlich düsteren Farben malt der im Vorwort genannte Soziologe Alfredo Niceforo, der Ende der neunziger Jahre ein Buch erscheinen ließ mit dem Titel: „Das barbarische Italien“.\*) Das Buch geht aus von dem Satze Lombroso's: „L'Italia è una, ma non è unificata“, und beweist dann in einer Reihe von fesselnden Aufsätzen die Wahrheit, daß Italien in zwei verschiedene Länder, das europäische Italien mit einer modernen Kultur, und Halbfrika mit einer atavistischen Kultur zerfällt. Schon allein die Statistik beweist den Unterschied; im Norden überwiegen bei den Verbrechen die Fälle der modernen Kriminalität, im Süden die der atavistischen. So zeigt die Verbrecherstatistik Italiens im Jahre 1895 für Gewalttaten: Mord, Überfall, Raub u. folgendes Verhältnis: Norditalien 142,67, Mittelitalien 279,86, Süditalien aber 460,49 Fälle, auf je 100 000 Einwohner. Besonders charakteristisch für den Süden sind die drei Verbrecherformen: brigan-

\*) L'Italia barbara contemporanea von Alfredo Niceforo. Remo Sandron, Editore. Milano.

taggio, mafia, camorra. In Sizilien und Sardinien wird der brigantaggio in denselben Formen getrieben wie bei den Urvölkern Afrikas, die Schweinfurt und Livingstone schildern, und namentlich gleichen die „bardanas“ der Sardinier den Razzias der Abessinier und Gallas. Eine ganze Bande überfällt eine Herde und hoher Ruhm erwächst dem, der die meisten Toten erzielt. In wilder Kampfesgier werfen sich die Angreifer auf die Hirten, und über die toten Kameraden steigend, rufen sie sich gegenseitig anfeuernd zu: „Corraggio! Sopra su mortu su bibu!“ (Mut, auf den Toten pflanze sich der Lebende auf!) Miceforo vergleicht die sardinische Räuberei mit der thessalischen und geht dann zur „mafia“ über. Nach ihm entspringt die sizilianische mafia dem noch immer nicht ausgestorbenen feudalen Geiste, dem im arabischen Blute liegenden Sinn für Unabhängigkeit und der mittelalterlichen Schwärmerei für Ritterlichkeit. In Sizilien hat sich nichts geändert; wie für die mittelalterlichen Barone die Gesetze des Kaisers nicht existierten, so gibt es für den heutigen mafioso kein Gesetz der Zentralregierung. Und das begreift man, wenn man ins Innere der Insel zieht. Die Starren der Bauern sind mit Bildern der Heldentaten der alten Ritter geschmückt und jedes Bild hat seine Überschrift, wie: „Karl der Große und seine Ritter“, „Roland in Roncesvalles“, „Der Zweikampf Oliviers“ usw.; selbst in den größeren Städten sieht man in den Volksquartieren die alten Rhapsoden, die „cantastorie“, welche dem gierig lauschenden Volke die „Chronik Turpins“, den „Orlando Furioso“ von Ariost und andere Rittergeschichten vortragen. An den feudalen Geist des sizilianischen Volkes erinnert auch die blumenreiche Sprache der Unterwürfigkeit, die das Volk gegen die „capeddi“ (Hüte-Herren) anwendet und die einen Vergleich mit der Sprachweise der Stämme im Innern Afrikas zuläßt. Auch der Jargon der „mafia“ hat Ähnlichkeiten mit dem Jargon der Sudanneger. An die Kultur der Neger erinnert ferner die Tätowierung der geheimen Gesellschaften Siziliens sowie die Einweihungszeremonien, die

Jeremonie der Blutsbrüderschaft, die Messertänze u. der „mafiosi“. Dieser niederen Kulturstufe entspricht auch das moralische Bewußtsein des Volkes. „Malandrino“ (Raubmörder) ist in Sizilien ein Ehrentitel, er beweist, daß sein Träger ein Mann ist, der im Bewußtsein seiner Stärke vor nichts Furcht hat, am wenigsten vor der Justiz. Der Stärke beugt sich der Sizilianer immer; kann es uns da wundernehmen, wenn Sizilien für Mord und Totschlag die höchste statistische Ziffer aufweist? So hat Girgenti 60,97 Morde gegen Bergamo hoch im Norden mit 3,06; für Raub und Erpressung weist Girgenti 55,32 Fälle auf 100 000 Einwohner auf, während Bergamo nur 2,62 kennt. Je stärker natürlich ein Sizilianer ist, desto dreister ist er, und so wird jeder Präfekt abgesetzt oder veretzt, der es je wagen sollte, einem Latifundienbesitzer, der seine Tausende von Arbeitern hungern läßt, zur Rede zu stellen. Der Herr Baron ist eben so mächtig, daß auch die Minister nachgeben müssen. Nicesoro teilt darüber recht niedliche Anekdoten mit. Lesenswert ist auch die Beschreibung der sizilianischen Harems. Kein Fremder wird jemals bei Tische Frau und Töchter seines Gastgebers sehen dürfen, und diejenigen vornehmen Sizilianer gelten schon als vorurteilsfrei, die ihren Damen erlauben, nach dem Essen sich kurz dem Gaste vorzustellen, damit sich dieser, wie der Verfasser satirisch bemerkt, davon überzeugen kann, wie ungebildet selbst die vornehmsten Sizilianerinnen sind. Überhaupt die Bildung! Nicesoro gibt einige hübsche Schilderungen, wie es in den sizilianischen Gymnasien aussieht und bei den Adeligen, die wie spanische Hidalgos Pomp nach außen treiben. Das Volk aber versinkt im krassesten Aberglauben. So verschwand, um nur ein Beispiel anzuführen, am 3. September 1896 in Messina ein Kind von vier Jahren. Bauern aus der Umgegend hatten es geraubt und den Geistern geopfert, um einen Schatz zu finden. Dem Aberglauben entspricht die Grausamkeit der Sizilianer und auch der Neapolitaner, wie sie sich in den letzten fünfzig Jahren gelegentlich der Aufstände und Unruhen bewiesen hat. So boten 1866 die Weiber

von Misilmeri in den Straßett das Fleisch der getöteten Gendarmen mit den Rufen aus: „A sei grana la carni du surdatu! A otto chidda du carabinieri!“ (Für sechs grana das Fleisch des Soldaten. Für acht das des Karabiniere).“

Sollte jemand glauben, daß diese Schilderungen übertrieben seien, so führe ich als Kronzeugen noch Italiens größten Historiker auf, Pasquale Villari, der in seinem Buche „Sizilien und der Sozialismus“ u. a. also schreibt: „Die Gemeindeverwaltungen Siziliens sind eine Quelle der grausamsten Ungerechtigkeiten, der wildesten Leidenschaften. Was die Sizilianer darüber erzählen, das ließe sich zu einer Ilias der Schmerzen zusammenstellen. Wir haben diesen Krebschaden von den Bourbonen geerbt, und er schlägt in dieser oder in anderer Form den größten Teil Süditaliens, wo die Rechte der Armen weniger als irgendwo geachtet werden. Kann man sich beispielsweise etwas Beschämenderes denken, als was in Neapel mit der vielberufenen „Ausweidung“ (sventramento) geschah? Wie sind die vom Staate geschenkten hundert Millionen verwendet worden? Prachthäuser schossen aus dem Boden hervor und ihre Mietzinse sanken, die Hütten der Armen hingegen wurden zerstört, ohne ersetzt zu werden; ihre Zahl ward geringer, die Mieten stiegen und mit ihnen die fürchterliche Überfüllung, der Schmutz, das Elend. Auf ihren Ruinen erhebt sich goldglänzend die Galleria Umberto I. Und in Palermo? Tat es wirklich Not, nach dem Baue des Politeama vierzehn Millionen an das Operntheater zu verschwenden, während man sich gleichzeitig eine Unterstützung für das Krankenhaus erbetteln muß, weil es außerstande ist, seine Kranken zu ernähren? In Caltanissetta gab man eine Million für ein Präsektur-Gebäude aus, das für Florenz zu groß wäre. In einer andern Stadt erhöhte man die Mahlsteuer um 30 000 Lire, um ein Theater zu bauen. In Sizilien, wo fast alle Bauern in geschlossenen Städten leben, ist die Verzehrungssteuer die Hauptertragsquelle für diese, und die für den Armen unerläßlichsten

Lebensmittel sind am schwersten belastet. Die Steuereintreibung ist unmenschlichen und habgierigen Pächtern anvertraut, die den Armen bedrücken, den Reichen aber, den sie fürchten und auf dessen Gunst sie zählen, verschonen. Ein Sizilianer, der auch ein tüchtiger Lehrer ist, erzählte eines Tages: „In meiner Vaterstadt zahlt die am Ruder stehende Partei keine Verzehrungssteuer. Vor kurzem wollte ein Bürger die Torsteuer nicht entrichten, weil er der Freund des Finanzassessors sei. Man begleitete ihn ins Gemeindehaus, wo er erkannt wurde, und er zahlte nicht! Die Gegenpartei hütet sich, dagegen Verwahrung einzulegen; denn sie handelt, zur Macht gelangt, nach demselben Richtmaß. Der Arme aber zahlt und zahlt und verblutet.“ Offiziere erzählten, daß sie, und nicht in Sizilien allein, die Torwachen zur Annahme der schuldigen Steuern zwingen mußten. Die Wachen sagten: „Sie sind Major und haben daher das Recht, nicht zu zahlen.“ Das war einmal so der Brauch, und die Wachen glaubten, daß es dabei bleiben müsse. Kommt aber ein Bauer mit zwei Broten ans Tor, und hat er, wie es gewöhnlich der Fall ist, kein Geld, um den Steuerpächter zu befriedigen, so wird ihm das Brot unbarmherzig abgenommen, und er darf hungern. Und ein Präfekt, den Villari fragte, warum er diesen entsetzlichen Übeln nicht irgendwie steuere, antwortete offenerzig: „Wie soll ich es tun? Wo finde ich die Zeit dazu? Von früh bis spät bin ich von Abgeordneten, Senatoren, Gemeinde- und Provinzialräten und Großwählern umschwärmt und belagert. Wenn ich sie nicht empfangen, lassen sie mich — strafweise? — verzeihen. Alles, was die Wohlfahrt des Landes berührt, wird vernachlässigt. Alles spitzt sich politisch zu, und eben darum ist unsere Politik die denkbar schlechteste.“ So der Präfekt. Ein bescheidener Tischlermeister von Partirico faßte aber sein Urtheil wie folgt zusammen: „Hier spielt der Präfekt nicht den Präfekten, der Bürgermeister nicht den Bürgermeister, der Gemeinderat nicht den Gemeinderat, der Lehrer nicht den Lehrer. Das Volk sehnt sich nach Gerechtigkeit und kann sie



nicht erlangen.“ Was Wunder, wenn die Leute die Geduld verlieren und zum Aufruhr schreiten oder — Räuber werden?

Billari hat auch den wundesten Punkt der italienischen Sozialreform berührt. Es ist der Umstand, daß die Beamten nicht die Organe eines weisen und gerechten Staatswillens, sondern nur die politischen Agenten des jeweiligen Ministeriums sind.

### Der Brigantaggio.

Aus all diesen Schilderungen erklärt es sich, warum das Übel des Brigantentums im Süden unausrottbar ist, oder nur, dank der Eisenbahn, langsam verschwindet.

Auch aus Sizilien ist der Brigantaggio noch nicht verschwunden, wenn er auch, wenigstens vorläufig, an Macht bedeutend eingebüßt hat. Vor zwanzig Jahren etwa beherrschten drei Räuberbanden, deren Mitglieder beritten waren, das Zentrum der Insel. Die letzte Bande, diejenige von San Mauro, bestand bloß aus elf Männern, von denen 1896 acht getötet oder gefangen worden sind. Der Hauptmann dieser Bande, Melchiore Candino, ein Bauer aus San Mauro, schlug sich am 15. Mai 1889 in die Büsche, nachdem er vier Morde begangen hatte. Im Laufe eines Jahres sammelte er um sich die Genossen Rinaldi, Ortolano, Caroli, di Paola, Botindari, Leonarda, Scialobbo, Mazzola, Giaconia und Pupillo, alle aus der Gegend von San Marco. Die Bande bildete sich schnell und sicher, und begann ihre Operationen. Binnen zwei Jahren hatte sie, um nur die schwersten Verbrechen zu nennen, zwanzig Morde verübt. Man kann also nicht sagen, daß sie untätig war. Das Motiv der Verbrechen war fast immer die vendetta, die Rache, die Rache für ein erlittenes Unrecht. In Sizilien liebt man es im allgemeinen, sich selbst Gerechtigkeit zu schaffen. Die Vorschrift des Christentums, die linke Wange darzubieten, wenn man einen Schlag auf die rechte Wange erhalten hat, ist ein moralischer Nonsens auf der schönen Insel;

bei den Sizilianern ist der Haß ebenso lang und dauerhaft wie die Liebe.

Damit hängt auch eine andere Eigenschaft der Sizilianer zusammen: die omertà, das Schweigen vor dem Richter. Dñnehin hat der Sizilianer das Sprichwort: *La virita si dici a lu cunfisuri e no ad autri*, man sagt die Wahrheit dem Beichtvater, aber sonst niemandem. Es ist aber nicht bloß der Grundsatz, daß der Tote tot ist und daß man dem Lebenden helfen muß, nicht bloß die Wildheit des Charakters und die Unbildung oder die Furcht, für einen Angeber gehalten und als solcher behandelt zu werden, wenn man in Sizilien die Justiz nicht aufklärt, sondern die von den Kindern mit der Milch eingesaugte Lehre des Schweigens über alles, was man gesehen hat, zielt einzig darauf, sich selbst die Möglichkeit der Wiedervergeltung vorzubehalten. Der Sizilianer, im Gefühl einer gewissen Eifersucht, will nicht, daß ein anderer, und selbst wenn es das Gesetz wäre, die Beleidigung strafe, die ihm angetan worden ist. Daher die allgemeine Erfahrung, daß Leute, die bestohlen, mißhandelt, gestochen worden sind, auch die nächsten Verwandten des Opfers eines Mordes den Täter durch ihr Schweigen verteidigen, was einzig in der Absicht geschieht, sich selbst und allein an ihm zu rächen. Und diese Rache kommt früher oder später sicher; nur reden darf man nicht von ihr.

Zuweilen freilich vergreift sich die Rache und trifft einen Unschuldigen. Der schrecklichste dieser irrtümlichen Racheakte ist wohl jener, der an einem gewissen Antonio Rinaldi, einem Bauern aus San Mauro, verübt worden ist. Diesen Rinaldi hielten die Räuber für einen Spion; er sollte über ihre Operationen den Karabinieri einiges verraten haben. Die Räuber raubten nun Rinaldi seinen zwölfjährigen Sohn, sägten ihm bei lebendigem Leibe langsam den Kopf ab und rissen ihm das Herz aus.

Bezeichnend ist ferner, daß gerade zur Zeit der Katastrophe von Messina und Reggio die italienischen Gerichte sich noch mit dem „letzten Räuber Siziliens“, *Salomone*, beschäftigten.

Am 19. November 1908 begann der zweite Prozeß gegen ihn in Perugia, ein Prozeß, der am 20. Januar 1909 noch nicht beendet war.

Die Geschichte Salomones ist sehr einfach, trotzdem aber sehr interessant. Im Jahre 1893 entstanden, wie bekannt, in Sizilien die sozialistischen Arbeiterbünde (Fasci dei Lavoratori), die merkwürdigerweise monarchistisch waren, da sie sich nicht gegen den Staat, sondern gegen die Landbarone richteten, die die schöne Insel seit Jahrhunderten ausgebeutet hatten. Auch in Salomones Vaterstadt bildete sich ein solcher Bund unter dem Vorsitz eines gewissen Advokaten Bonfarrato. Um ihn scharten sich alle Unterdrückten und Notleidenden, auch der intelligente Bauer Giuseppe Salomone. Er war damals achtzehn Jahre alt und glühte vor Begeisterung. Seit 20 Jahren herrschte in dem Städtchen ein Dorfpascha, der Bürgermeister Benedetto Giordano, der es sogar fertig gebracht hat, einen seiner Anhänger zum Abgeordneten wählen zu lassen, um in Rom bei der Zentralregierung einen mächtigen Prokurator zu haben. Gegen ihn arbeitete Salomone als den Hauptunterdrücker des Volkes. Sein Chef Bonfarrato blieb siegreich, wurde Bürgermeister und gewann auch das politische Mandat für einen Gefinnungs-genossen. Der ganze Haß des Erbürgersmeisters trifft nun Salomone, er denunziert ihn den Gendarmen mehrere Male als Übeltäter, aber immer wird der fälschlich Angeklagte freigesprochen. Schließlich wird Salomone gar beschuldigt, einen Raubansall verübt zu haben; er erklärt wieder, daß er unschuldig sei und zur Zeit des Verbrechens zu Bette gelegen habe, — tut nichts, sein Feind bringt so viele Gegenzeugen bei, daß er zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt wird, die er zuerst in Sinigallia abbüßt.

Salomone führt sich gut, beteuert aber seine Unschuld nicht nur mündlich, sondern auch dadurch, daß er seine Memoiren schreibt, durch die er die königliche Gnade zu erhalten hofft. Als er sich in seiner Hoffnung getäuscht sieht, gesteht er offen, daß er sich nun selbst Gerechtigkeit durch Rache an seinem Feinde verschaffen werde. Sein

Haß steigert sich, als er schließlich, um alle gesetzlichen Mittel zu versuchen, mehrere Male die Revision seines Prozesses verlangt, die ihm aber ebenso oft abgeschlagen wird, weil die Gerichtsbehörden echt bürokratisch sich nur auf die Gutachten des Giordano stützen, der mittlerweile wieder Bürgermeister geworden ist.

Im Gefängnis hält nun Salomone nur noch der Gedanke an seine Mutter aufrecht, die nie an ihm gezweifelt hat. Doch das Unglück will, daß er durch die Schuld der Behörden einen Tag länger im Gefängnis bleibt, und daß er bei der Heimkehr die Mutter nicht mehr sieht; denn sie war gerade einen Tag vorher gestorben. Kann man sich da wundern, daß in der primitiven Seele des Unglücklichen sich der Gedanke immer mehr festsetzt, daß der Staat den Armen keine Gerechtigkeit zuteil werden läßt? Nun geht alles seinen folgerichtigen Gang. Salomone erschießt den Bürgermeister und etabliert sich nach allen Regeln der Tradition als Brigant (*si dà alla campagna*, wie der *terminus technicus* heißt).

Aber Salomone ist kein Räuber wie die andern, die zu seiner Zeit in Sizilien tätig sind, z. B. Lurrisciano und Nobili. Diese sind wirklich Degenerierte, die aus reiner Mordlust töten. So schoß Nobili einst einen Bauer auf dem Felde, der ihm nie etwas zuleide getan hatte, einfach nieder, um ein neues Gewehr zu probieren. Salomone aber erwies sich als der legendarische Brigant, also als der Rächer seiner Ehre und Schützer der Bedrängten. Oft schickte er Nahrungsmittel an arme Bauern oder Geld, wenn er hörte, daß der Gerichtsvollzieher kommen werde. Die Mittel dazu aber nahm er als Monarch der Campagna dadurch, daß er für die Guttsbesitzer seines Gebiets eine progressive Einkommensteuer einführte, wodurch er sie unter seinen Schutz stellte. Auch schonte er, wo er konnte, die Gendarmen, weil sie für die Ungerechtigkeiten ihrer Vorgesetzten nicht verantwortlich wären, wie er sagte. Er strafte nur diejenigen, die ohne staatlichen Auftrag Jagd auf ihn machten. Der Opfer aber waren noch zwei, außer dem Bürgermeister. Da er auch darauf

hielt, daß ihn die öffentliche Meinung nicht falsch beurteilte, so berichtete er selbst über jede seiner Expeditionen an die Zeitungen; er war in seinen vielen Mußestunden ein literarischer Mann geworden, der sogar Dantes Göttliche Komödie auswendig gelernt hatte, von der ihm die Hölle am besten gefiel, weil in ihr der Dichter auch diejenigen bestraft, die die weltliche Justiz verschont hatte.

Vor zwei Jahren wird Salomone durch Zufall gefangen, man macht ihm den Prozeß, gleichzeitig mehreren andern, die seine Mitschuldigen gewesen sein sollen. Doch Salomone ist ein Ehrenmann, der alle Schuld vor den Geschworenen von Caltanissetta auf sich nimmt und konsequent leugnet, Mitarbeiter gehabt zu haben. Außerdem enthüllt er, daß ihm, während er noch unbeschränkter Herrscher seines Gebietes war, von einem Exabgeordneten, der durch Verdächtigung der Sozialisten wieder gewählt werden wollte, hunderttausend Lire angeboten wurden, wenn er nach Amerika auswandern und in einem Briefe erklären würde, daß er den Bürgermeister auf Anstiften des Sozialistenführers Bonfarrro getötet habe. Aber Salomone bedrohte den Vermittler, der ihm dies Angebot machte, mit dem Tode, weil ein Brigant niemals Unschuldige anklagt. Der Prozeß in Caltanissetta mußte aus Gründen der öffentlichen Sicherheit abgebrochen werden und wurde auf das Festland verlegt. Sicherlich werden die Geschworenen von Perugia Salomone verurteilen. Darüber macht sich dieser auch keine Illusionen; aber er will nur das eine, daß die öffentliche Meinung ihn nicht für einen Banditen halte, sondern daß sie ihm glaube, wenn er sagt, daß er seinen Bürgermeister nur getötet habe, weil ihn dieser durch falsches Zeugnis ins Gefängnis brachte und ihm obendrein auch noch die Geliebte abspenstig machte. Zu diesem Zwecke hat er auch die mit seinem Selbstporträt geschmückte Geschichte seines Lebens in Verse gebracht.

## Die Mafia.

Was ist die Mafia? Deutschland hat es bis zum Jahre 1893 nicht gewußt. Aber als damals der Direktor der „Banca di Sicilia“, *Notarbartolo* im Eisenbahnzuge erdolcht und auf die Schienen geworfen wurde, kam eine Flut von Broschüren und Büchern über diese Geheimgesellschaft heraus, die auch in Deutschland Aufmerksamkeit erregte. Als dann aber die gerichtliche Untersuchung sich jahrelang resultatlos hinschleppte, verlor die Mafia bei uns wieder an aktuellem Interesse, zumal der Kondukteur und die Schaffner des Zuges, in dem der Direktor der sizilischen Staatsbank gefahren war, wegen Mangels an Beweisen freigelassen werden mußten. Das Interesse belebte sich wieder, als die Entlassenen im Juli 1897 von neuem verhaftet wurden, weil die Polizei unterdessen neue Beweise beschafft, und unter anderem die „*Mibi*“ aufgedeckt hatte, welche sehr geschickt gefertigt worden waren, indem nämlich Mafiagenossen in Tunis und auf dem italienischen Festlande unter dem Namen der zur Tat Bestimmten Briefe abgeschickt hatten.

Es kam zu einem Prozesse, der abgebrochen und zu neuer Verhandlung nach Mailand verwiesen wurde, weil sich herausgestellt hatte, daß der „König von Palermo“, der Abgeordnete *Palizzolo*, der Anstiftung des Mordes dringend verdächtig schien.

Mittlerweile hatte die „Mafia“ Anfang 1898 wieder von sich reden gemacht, weil neue „*faits et gestes*“ von ihr bekannt geworden. Seit dem 24. Oktober 1897 waren nämlich zwei Kutscher aus Palermo, *Giuseppe Caruso* und *Vincenzo lo Porto* verschwunden, und das war um so auffallender, als am 12. Oktober der Bäcker *Angelo Tuttilmondo* und der Wirt *Francesco d'Alba* ebenfalls spurlos verschwunden waren. Am 5. November nun kam eine Zollpatrouille an dem Gute *Lagana* in der Nähe des Seehospizes vorbei, als sie einen penetranten Geruch spürten. Sie gingen über die Wiesen zu einer klippenartigen Anhöhe aus Kalkstein und entdeckten

eine Tropfsteinhöhle, an deren Ende sich ein dreißig Meter tiefer Brunnen befand. Diesem Brunnen entstammte der Geruch. Die Polizei erschien und holte drei Leichen aus dem Schacht, die als die Leichen von dreien der Verschwundenen rekonstruiert wurden. Wo der vierte Vermisste, der Wirt d'Alba hingekommen, konnte nicht aufgeklärt werden. Die sizilianischen Blätter waren richtig, daß es sich hier um eine Hinrichtung durch die „mafia“ handle, und R. Gianelli schrieb darauf in seinem Buche „La Sicilia e il commissariato civile“: „Die mafia ist die unfassbare vielformige Vereinigung von Personen jeder Art zu dem Zwecke genossenschaftlicher Unterstützung, wenn es sich darum handelt, Gesetz und Moral einen Streich zu spielen, zum Beispiel, wenn es gilt, einen Raubmord, eine Entführung, eine Erpressung auszuführen, oder die Lebensmittelpreise zu steigern und hochzuhalten, oder ein Testament zu fälschen, oder gar den Gang eines Kriminalprozesses zu hemmen — unlängst spielte in einer großen Stadt Siziliens ein Prozeß gegen eine ganze Jury, die sich hatte kaufen lassen — schließlich auch darum, die eigenen Genossen in einflußreiche Ämter und Wahlkörper hineinzubringen. Ihren Ursprung verdankt dieser Geheimbund der Zeit der höchsten Unfreiheit der Sizilianer, also der Zeit, als Sarazenen- und Junkerherrschaft am festesten begründet war. Weil damals das Volk beim Richter kein Gehör fand, ja sich durch Anrufung des Gerichts noch seine Not verschärfte, so griff es eben zur Selbsthilfe. Heute aber ist die mafia nur noch eine Verbrechergenossenschaft, zu der sowohl der Verbrecher von Profession, wie der Brigant in den Bergen als auch der Salonlöwe der feinen Gesellschaft gehört. Und daß diese Genossenschaft so erfolgreich wirken kann, verdankt sie eben der Verbreitung in allen Gesellschaftsschichten, sowie auch der Furcht, die das sizilianische Volk vor ihr hat. So kommt es, daß, wenn Sizilien auch die größte Zahl von Verbrechen aufzuweisen hat, es zum Ausgleich sich auch der größten Zahl von Freisprüchen rühmen darf.“ Wie die mafia arbeitet, dafür liefert R. Gianelli sehr hübsche Anekdoten.

Eines Tages erhielt ein sizilianischer Baron einen Erpressungsbrief, dem bald andere folgten. Als kluger Mann wandte er sich nicht an die Polizei, sondern ging zu einem Herrn der „Gesellschaft“, einem „signore“, von dem er wußte, daß man ihn für ein Mitglied der mafia halte. Dieser gab ihm einen Empfehlungsbrief an einen Amtsrichter im Gebirge, und dieser war so freundlich, dem Gebatter Pfarrer eines Nachbarorts zu schreiben, er möge den Überbringer des Briefes, wie einen „Bruder“ bedienen und — der Pfarrer tat auch, wie ihm geheißen, er stellte nämlich den Schutzlehenden drei berühmten Brigantenchefs vor; diese übernahmen das Patronat über ihn — und seit der Zeit hatte der Herr Baron über kein Belästigungen mehr zu klagen. Viel ungemütlicher erging es dem in Sizilien sehr bekannten Baron *Ubrigo*. Eines Tages erschienen auf seinem Gute, am hellen Mittag, sechs falsche Karabinieri und verhafteten ihn vom Felde weg in Gegenwart seiner Verwalter und Arbeiter. Die Familie wurde benachrichtigt, daß die Enthftung 120 000 Lire kosten würde, und dies Lösegeld wurde auch bezahlt. Einige Wochen später wurden die vermeintlichen Karabinieri verhaftet, und man fand bei ihnen auch die Abrechnung für die Verteilung des Lösegeldes. Die sechs Pseudokarabinieri hatten jeder 2000 Lire erhalten, 8000 Lire waren zur Beschaffung der Uniformen und Ausrüstungen und als Trinkgeld an kleinere Helfer verbraucht worden, wohin aber der Rest von 100 000 Lire geraten war, ist nie entdeckt worden.

Im Dezember 1899 beschäftigte die mafia auch die Politik. Die Verhandlungen im Mailänder Prozesse hatten die Verdachtsgründe gegen den Abgeordneten Palizzolo so verstärkt, daß der Prozeß Notarbartolo dem Gerichtssaal entzogen und wegen des Problems der Abgeordnetenimmunität der Politik überwiesen werden mußte. Seit Monaten drehte sich das ganze politische Interesse um den Gegensatz zwischen Nord und Süd, und gerade als der Kampf der geographisch-politischen Gegensätze am schärfsten wurde, erreichte



auch der Prozeß Notarbartolo den Höhepunkt. Die öffentliche Meinung stand vor der verblüffenden Tatsache, daß ein Mensch, den 1893 ganz Palermo als den Anstifter eines Mordes betrachtete, unbehelligt Abgeordneter bleiben konnte, und es entwickelte sich allmählich wieder die „Moralitäts-Hochflut“, wie sie 1893 zur Zeit des Banca Romanastandals beobachtet wurde. Der Minister Pelloux mußte also, wenn die Opposition nicht eine furchtbare Waffe gegen ihn schwingen sollte, allen parlamentarischen Rücksichten zum Trotz, durch die sich seine Vorgänger beeinflussen ließen, energisch gegen die Mafia in Sizilien und gegen deren gefürchtetes Haupt Palizzolo vorgehen. Und wie er vorging, das verdient alle Anerkennung.

Es scheint, daß Pelloux den Fall Palizzolo benutzte, um sich mit einem Schläge Gottesfrieden vor der Opposition zu schaffen. Er ließ durch seine Leute zuerst verbreiten, daß er entschlossen sei, beim geringsten Versuch die Obstruktion zu erneuern, sofort die Kammer aufzulösen, selbst auf die Gefahr hin, daß Neuwahlen im Dezember, also im ungünstigsten Monate, stattfinden sollten. Dadurch gewann er alle Abgeordnete, denen ihr Mandat lieb ist, nicht nur bei der Masse der Ja-Abgeordneten, sondern auch auf der Linken. Zudem suchte Pelloux alles hinwegzunehmen, was, um mit den italienischen Ordnungsparteien zu reden, geeignet ist, die „radikale Deklamation“ zu fördern.

Den Hauptschlag führte der Premierminister Pelloux am 8. Dezember 1899. Die Sozialisten hatten schon begonnen, sich als die einzigen mutigen Vertreter der Moral aufzuspielen, und der feurige Abg. de Felice hatte durch seine große Rede gegen Catilina-Palizzolo schon seine frühere Popularität wieder gewonnen. Es mußte also etwas getan werden. Und was Pelloux tat, zeugt von großer Geschicklichkeit. Palizzolo trat so dreist in Palermo auf, daß der Verdacht entstehen mußte, der Geheimbund habe seine Flucht schon organisiert, falls der Staatsanwalt bei der Kammer seine Auslieferung beantragen werde. Schon vor vierzehn Tagen hatte

daher Bellour die Überwachung des gefährlichen „Königs von Palermo“ befohlen. Auch die große Schwierigkeit, die darin besteht, daß ein Abgeordneter nur dann ausgeliefert werden kann, wenn die „prova specifica“ gegen ihn vorliegt, hatte Bellour in aller Stille überwunden. Wie, das ist noch unbekannt. Genug, der erste Staatsanwalt von Palermo, im Gefühl der Sicherheit, daß dieses Mal die Regierung ihn decke, verschaffte sich die schlagenden Beweise, wie es in eingeweihten Kreisen heißt, daß Palizzolo ein Bankräuber war, und daß, sollte er nicht ruiniert werden, der Direktor der Bank von Sizilien verschwinden mußte. Nun konnte der erste Staatsanwalt Cosenza vorgehen. Am 6. Dezember schrieb dieser von Palermo an den Justizminister und bat um die strafrechtliche Verfolgung Palizzolos. Trotz der Mafia war es möglich, dies Schreiben geheim zu halten. Am Morgen des achten erhielt Cosenza von Rom aus telegraphische Empfangsbestätigung, zugleich aber auch der Polizeidirektor von Palermo Anweisung, von drei Uhr ab kein einziges Telegramm vom Festlande nach Sizilien durchgehen und zugleich das Haus Palizzolos umstellen zu lassen. Palizzolo hatte keine Ahnung; morgens machte er einen Spaziergang und erklärte wem immer, daß niemand wagen würde, ihn zu verfolgen, da man seine Enthüllungen fürchte. Nachmittags kehrte er ebenso sicher und ahnungslos nach Hause zurück. Nach drei Uhr präsentierte der Justizminister dem Kammerpräsidenten den Antrag des ersten Staatsanwalts von Palermo, und nun entwickelte sich Schlag auf Schlag eine tragische Szene. Abgeordneter Sonnino empfahl die Dringlichkeit der Beratung des Auslieferungsantrages, und zu aller Erstaunen tat Bellour desgleichen mit den Worten: „Wenn heute noch die Auslieferung beschlossen wird, kann ich die Verhaftung garantieren!“ Die Bureaux der Kammer traten zusammen und, obgleich der Brief des Palermitaner Staatsanwalts die „prova specifica“ nicht andeutete, also ein Formfehler vorlag, wußten doch die Freunde des Premierministers alle Opponenten mit dem Hinweise zu be-

schwichtigen, daß gegenüber einem Geheimbund Ausnahmemassregeln geboten seien. Rasch wurde nun die Angelegenheit erledigt. Vor sieben Uhr war schon der Befehl zur Verhaftung Palizzolos in den Händen des Polizeidirektors von Palermo. Um halb acht Uhr trat ein Polizeikommissar in das Schlafzimmer Palizzolos, der schon im Bette lag und mit seinen Schwestern und Brüdern plauderte, und sagte: „Die Polizeidirektion wünscht Sie zu sprechen!“ Palizzolo, der gar nicht an die Möglichkeit einer Verhaftung dachte, sagte gleichgültig: „Gut, ich komme gleich.“ Da erschien ein Polizeiinspektor, und jetzt erst begriff der aus allen Himmeln der Nacht gestürzte Mann die Wirklichkeit. Er erblaßte und fragte: „Hat die Kammer mich ausgeliefert? Haben Sie schon den Haftbefehl?“ und auf die bejahende Antwort der Polizeibeamten brach er in ein erschütterndes Schluchzen aus. Dann nahm er Abschied von seinen Schwestern und einem der Brüder, der Artilleriemajor ist, und bestieg den geschlossenen Wagen, der ihn zum Gefängnis brachte. Dem Quästor erklärte er dort, daß er hoffe, in Palermo selbst gerichtet zu werden, denn außerhalb der Insel würden trotz seiner Unschuld seine Feinde über ihn triumphieren. Erst um achteinhalb Uhr wurde der telegraphische Dienst mit dem Festlande wieder aufgenommen, so daß die Einwohner von Palermo erst in später Nacht von den Kammerereignissen und der Verhaftung Palizzolos erfuhren.

Palizzolo saß lange in Untersuchungshaft, erst am 23. Oktober 1900 wurde er durch Gerichtsbeschluß vor die Geschworenen verwiesen, zunächst wegen Mitschuld an dem Morde eines Mafiagenossen, Miceli, dann am 18. November wegen Anstiftung zur Ermordung des Bankdirektors Notarbartolo. Am 9. Juli 1901 erst begann der Prozeß gegen ihn und zwar in Bologna, weil man den Geschworenen von Palermo nicht getraut hatte. Wieder verging geraume Zeit. Über ein Jahr. Palizzolo wurde 31. Juli 1903 mit zwei Genossen zu dreißig Jahren Zuchthaus verurteilt. Doch damit war die Affäre noch nicht zu Ende. Palizzolo legte Berufung ein,

---

und am 28. Januar 1903 verfügte der Kassationshof in Rom, daß der Prozeß von Bologna als null und nichtig zu betrachten und ein neuer vor den Geschworenen in Florenz zu eröffnen wäre. Auch dieser Prozeß zog sich sehr in die Länge, vermehrte die Kosten des Falls, den die Staatskasse zu tragen hatte, um weitere Hunderttausende von Lire und — endete zu allgemeiner Verwunderung mit der Freisprechung Palizzolos. Dieser hielt sich darauf ganz dem öffentlichen Leben fern, erst Anfang 1908 machte er wieder von sich reden, als er nach Nordamerika ging, um sich dort nach berühmten Mustern durch eine Vorlesungstourné Geld zu machen.

---

## Das Erdbeben in Kalabrien vom 8. September 1905.

---

### Von Neapel nach Reggio Calabria.

**3**ur Orientierung des Lesers dürfte es sich empfehlen, einen kurzen Blick auf die Gegend zu werfen, die der Schauplatz der letzten seismischen Bewegungen war, namentlich 1894, 1905, 1907 und 1908/1909, auch aus dem Grunde, weil der Strom der Touristen, der sich nach Sizilien ergießt, entweder zu Schiffe von Neapel aus seinem Ziele zustrebt, oder, falls er den Landweg vorzieht, meist von diesem schönen Küstenstrich nichts zu sehen bekommt, denn der einzige Schnellzug fährt nur nachts. Und doch verdient das von der europäischen Kultur noch unbeleckt kalabrische Gestade einen Besuch aller derer, die für wild romantische Landschaftspracht und urwüchsiges Volkstum Interesse haben. Freilich müssen sich solche Freunde der Natur und des Volklore schon einige Tage Zeit nehmen und dürfen auch nicht erbofen, wenn sie in den kalabresischen Felsenestern nicht allen Komfort finden, den Berlin, Paris, Rom zu bieten gewohnt sind.

Die Eisenbahnstrecke von Neapel nach Reggio Calabria ist 473 km lang. Schon nach dem achten Kilometer, bei *P o r t i c i*, dem Schauplatz der Oper „Die Stumme“, wird man daran erinnert, daß die Fahrt in uraltes Erdbebengebiet führt; denn die Stadt ist ebenso wie das nahe *Refina* auf der Stätte des alten *Herculaneum* aufgebaut. Die Bahn läuft nun eine ziemliche Strecke dem Meere entlang und durchbricht den Lavastrom von 1794, der 650 m breit und 12 m tief ist. Bei dem 12. km erreichen wir *Torre del Greco*, das

auf der Lava steht, die es 1631 verschüttete. Es wurde später noch oftmals vom türkischen Besud heimgesucht, so 1737, 1794 und 1861. Dazwischen litt es noch unter dem Erdbeben von 1857. Km 24 Pompeji, die berühmte tote Stadt. 31 km Angri mit dem Schloß und Park des Principe d'Angri. Hier lag das berühmte Schlachtfeld, wo 553 n. Chr. Narzes mit seinen Byzantinern den letzten König der Ostgoten, Tejas schlug und tötete. Bei km 35 folgt Paganì, das jedem frommen Katholiken gefallen dürfte, da in seiner Hauptkirche die Reliquien des Moralisten, des heiligen Alfonso von Liguori (1696—1787), verehrt werden. Die Eisenbahn rückt immer mehr landeinwärts von der Halbinsel Sorrent ab. Bei km 37 berührt sie die alte Stadt Nocera dei Pagani, in dessen Kastell Elena, die Witwe des Hohenstaufenkönigs Manfred, der von Carl von Anjou 1266 in der Schlacht von Benevent um Leben und Thron gebracht worden war, als Gefangene starb. Zehn Kilometer weiter grüßt das 300 m hoch gelegene Touristenzentrum Cava dei Tirreni, das auch durch ein weltberühmtes Benediktinerkloster bekannt ist. Nun rast der Zug in jähren Windungen zum Golf von Salerno hinunter, zur schönen Stadt gleichen Namens, die nicht nur dadurch berühmt ist, daß in ihr Gregor VII, der Feind des deutschen Kaisers Heinrich IV, im Exil starb, als ihn der Normannenherzog Robert Guiscard aus Rom vertrieben hatte, sondern auch durch seine Ärzteschule, die das ganze Mittelalter hindurch eine große Rolle spielte.

Hinter Salerno kommen wir in öde Steppe, wo Büffel und Rinder weiden und die verheerende Malaria haust. In Battipaglia (73 km) gibt es längeren Aufenthalt, da hier die Bahn nach Brindisi und Tarent abzweigt. Einundzwanzig Kilometer südlicher grüßen die Tempel von Paestum, bis wohin die meisten Reisenden vordringen, die längeren Aufenthalt in Neapel zu machen pflegen. Diese Tempel übertreffen bekanntlich an Schönheit alle andren, die aus den Tagen der Antike noch in Italien ragen, und

Nebenbuhler haben sie nur in den Tempeln von Athen. Paestum, oder wie es urspr $\ddot{u}$ nglich hieß, Poseidonia, war sechshundert vor Christus von Sybaris am jonischen Meere gegr $\ddot{u}$ ndet worden und ging 273 v. Chr. in die H $\ddot{a}$ nde der R $\ddot{o}$ mer  $\ddot{u}$ ber. Schon in den ersten Zeiten des r $\ddot{o}$ mischen Kaiserreichs begann die Versumpfung seines Gebiets, so da $\ddot{c}$  die Malaria um sich griff, und die Stadt, deren Rosenpra $\ddot{c}$ ht Ovid, Virgil, Martial besangen, begann zu verfallen. Im neunten Jahrhundert pl $\ddot{u}$ nderten sie die Sarazenen, und im elften Robert Guiscard, der noch viele herrliche Statuen und S $\ddot{a}$ ulen vorfand und fortschleppte.

Km 103. Agropoli. Wieder eine griechische Stadt, wie schon ihr Name besagt.  $\ddot{U}$ ber ihr thronen die Ruinen eines m $\ddot{a}$ chtigen Kastells. Die Bahn verl $\ddot{a}$ ßt wiederum das Meer, um den Monte Stella (1130 m) zu umgehen, und nun folgt Tunnel auf Tunnel. Erst in Casal Velino (km 127) ber $\ddot{u}$ hrt sie wieder den Strand, der von nun an stark dem Liguriens zwischen Genua und Spezia — auch, was die vielen Tunneln anbetrifft —  $\ddot{a}$ hnelte. Km 140 kommt das von Strabon erw $\ddot{a}$ hnte Promontorium Bizuti, jetzt mit dem Ort Pisciotta, dessen alte Kastellruine an die Zeiten erinnert, wo sich die Kalabresen gegen die Einf $\ddot{a}$ lle der Korsaren und sarazenischen Flibustier hinter festen Mauern sch $\ddot{u}$ tzen mu $\ddot{s}$ ten. Die Bev $\ddot{o}$ lkerung, die vom Fischfang und  $\ddot{O}$ lbau lebt, zeigt noch alte, pittoreske Landestracht. St $\ddot{a}$ dtklein, Felsnester, Bergstr $\ddot{o}$ me, Schluchten, Viadukte, sch $\ddot{o}$ ne kleine Meerbusen, entz $\ddot{u}$ nden nun in raschem Aufeinander das Auge des Reisenden. 170 km kommt wieder ein gr $\ddot{o}$ ßerer Ort, Policastro, der auch vielen Sturm im wilden Mittelalter erlebte, dann Sapri (180 km), wo 1859 der ber $\ddot{u}$ hmte Putzschverfuch Pisacanes scheiterte, der ein Jahr vor Garibaldi den Thron der neapolitanischen Bourbons umst $\ddot{u}$ rzen wollte.

Die Berge r $\ddot{u}$ cken jetzt auf eine Strecke von 150 Kilometern dichter und schroffer an das Meer heran, so da $\ddot{c}$  die Bahn reich ist an erstaunlichen Kunstbauten.

Landschaftliche Pracht ersten Ranges, auch bizarren Charakters, bietet vor allem *Praia d'Ujeta* mit der vorgelagerten *Insel Dino* (isola di Dino), die einem gestrandeten Riesenwalfisch gleicht. Sie hat schönere blaue Grotten als die von Capri, aber sie liegt auch zu fern ab vom Weltverkehr. Die erste, kreisrund, wird von einer natürlichen Kuppel überdacht, die 30 m im Durchmesser hat. Auf hundertundvierzig Stufen steigt man zur zweiten, die ebenfalls kreisförmig ist und einen Umfang von 168 m hat. In der dritten, zu der man auf sechzehn breiten Stufen gelangt, findet man eine Kapelle mit drei Altären, die 1326 ein Handelskapitän aus Ragusa errichtete. Durch natürliche Öffnungen an der Decke erhalten die von seltsamen Stalaktiten gefüllten Grotten ihr Licht.

Nach einem Duzend von Städtchen empfängt uns bei km 274 *Paola*, das in seiner malerischen Lage an *Affisi* erinnert. Wir kommen nach dem eigentlichen Kalabrien und zwar in die Provinz *Catanzaro*. Hier wurde der Stifter des Ordens der *Minimi*, einer Abart der *Franziskaner*, *San Francesco di Paola* geboren, dem zu Ehren auch über der Stadt noch ein berühmtes Kloster ragt.

Kaleidoskopisch drängt nun ein Städtchen das andere, bis der stille Golf von *Sant'Eufemia* erglänzt mit der Station gleichen Namens, an der die Querbahn nach *Catanzaro* und dem jonischen Meere abgeht.

357 km *Pizzo*, malerisch gelegen und historisch eine Größe; denn in seinem alten Schlosse endete *Murat*, Napoleons Marschall und König von Neapel, 1815 durch Erschießung. Drei Kilometer weiter schimmert aus einer Höhe von 450 m *Monteleone* aus dichtem Waldrahmen hervor, gebildet von *Olbäumen* und *Kastanien*. Das große Erdbeben von 1783 zerstörte seine Kirchen und Paläste, sowie das alte *Truchkastell*, das der *Normannenherzog Roger* errichtet hatte.

Über *Briatico*, *Parghelia*, *Tropea* und *Joppolo* führt uns dann der Zug nach *Nicotera*, das sich wiederum



einer sehr schönen, hohen Lage erfreut, sowie eines ewigen Frühlings. Es folgt Gioja Tauro, wo die Provinz Reggio Calabria beginnt, und dann die Wald- und Palmenstadt Palmi, wo schon tropisches Klima herrscht, wie die vielen Baumwollplantagen beweisen. Es ist eine sehr junge Stadt im Vergleich zu ihren Nachbarinnen; denn sie wurde erst im fünfzehnten Jahrhundert erbaut. Charakteristisch ist ihr Hauptplatz, von dem acht mit Prachthäusern bestandene Straßen ausgehen. In der Nähe liegt der ausichtsreiche Monte Elia (580 m), und östlich das Städtchen Oppido, das 1783 Zentrum des fürchterlichen Erdbebens war, das außer Palmi die ganze kalabrische Küste, ja auch Messina zerstörte.

Der Zug windet sich langsam bis Bagnara (441 km), einer Stadt, die ganz orientalischen Charakter zeigt, wegen ihrer weißen, flachdachigen Häuser. Sie ist stark industriell, da sie Wachs- und Alkoholfabriken hat. Die Pracht der Vegetation steigt jetzt von Kilometer zu Kilometer, überall erblickt man Orangenbäume und Duntientaktus (indische Feige), dazwischen folgen auch Steppen und Geröllhalden. Dann kommen wir in klassische Gefilde, die Vater Homer besang, nach Scylla, dem schönsten Städtchen an dieser Küste. (Scylla und Charybdis s. u.) Km 452 erscheint die Meerenge von Messina bei Villa San Giovanni, dessen Umgebung ein Zaubergarten zu sein scheint. Auch es ist sehr rege in Handel und Industrie, da es seine Lage — es ist Messina am nächsten gelegen — auszunutzen verstand. Bald kommt Catona, das in der antiken Mythologie des Erdbebens eine Rolle spielt, und nach Santa Caterina, Reggio Calabria, die Stadt, deren Untergang am 28. Dezember 1908 noch jetzt alle fühlenden Menschen erschauern läßt.

## Die Katastrophe vom 8. September 1905.

Rom, 9. September 1905.

Wiederum wurde Kalabrien, das „Kassische Land der Erdbeben“, von einer Erdbeben-Katastrophe betroffen. Wie groß sie ist und wie hoch sich die Zahl der Verluste an Menschen beläuft, ist noch nicht abzusehen, da die Verkehrsverhältnisse in dem stark vernachlässigten Lande an und für sich schon zu wünschen übrig lassen und der telegraphische Dienst durch Unterbrechung vieler Linien gestört ist. Dazu kommt, daß in den kleinen Bergnestern oft auch die Männer fehlen, die imstande wären, irgend welchen Bericht abzufassen. Bis jetzt heißt es, daß mehrere Städte und Dörfer vollständig zerstört und 400 Menschen getötet seien.

Die Katastrophe brach, wie das furchtbare Erdbeben von Casamicciola, mitten in der Nacht — um halb drei Uhr — auf die ahnungslosen Kalabreser ein. Am meisten betroffen wurde Pizzo und Umgegend. Die Stadt Pizzo ist fast gänzlich zerstört. Dasselbe gilt von den benachbarten Orten Barghelia, Sant Onofrio, Stefanaconi, Piscopio und Martirana. Im letzteren Orte fielen alle Häuser ein, und die Zahl der unter den Trümmern Begrabenen wird als sehr groß bezeichnet. Auch in Catanzaro richtete das Erdbeben großen Schaden an. Hier rebellierten, von Schrecken erfaßt, die Insassen der Gefängnisse und Hospitäler und konnten nur mit Mühe beruhigt werden. Hart betroffen wurden in der Nähe Catanzaros Borgia, Grifalco, Montauro, Olivadi. Schwer litten auch Nicastro und Reggio Calabria, Palmi, Cosenza. In Messina, wo im Nu 60 000 Menschen an den Strand und in die Felder flüchteten und sich ebenfalls die Gefangenen und Hospitalkranken empörten, scheint der Schrecken größer gewesen zu sein als der Schaden. Privattelegramme des „Giornale d'Italia“ aus Monteleone bei Pizzo melden: In Stefanaconi alle Häuser zerstört; 100 Tote. In Piscopio alle Häuser zerstört, 50 Tote. In Tripatni Zerstörung aller

Häuser, 60 Tote. In San Gregorio 65 Tote. In Mileto 10 Tote und 200 Verwundete usw. Das Beben dauerte fünfundzwanzig Sekunden. Einzelheiten über die Schreckensszenen fehlen noch. Es werden auch von Pizzo allerlei „komische“ Zwischenfälle gemeldet. Viele Leute glaubten im ersten Schrecken, Diebe seien ins Haus gebrochen und schossen mit Revolvern; Brüder, die zusammen schliefen, prügeln sich durch, weil sie glaubten, der andere habe sie durch bösen Scherz geweckt. Auch von Fällen plötzlicher Geistesstörung wird berichtet. So stürzte sich in Messina ein Priester in völliger Geistesumnachtung vom Balkon, ohne sich aber viel Schaden zu tun.

Die Katastrophe wird um so schmerzlicher empfunden, als sich gerade jetzt Kalabrien in großen Hoffnungen wiegte. Dies herrliche Land, das seit einem Menschenalter vom Norden Italiens ganz vergessen wurde, und das dazu durch den Krieg der Eisenbahngesellschaften litt, war in der letzten Zeit vom Eisenbahnminister Ferraris bereist worden und hatte von ihm die feierliche Versicherung erhalten, daß die erste Sorge der Regierung sein werde, die großen Städte des jonischen Meeres mit denen des tyrrhenischen Meeres zu verbinden. Natürlich wird jetzt ganz Italien wieder durch Geldsammlungen dem Erdbebengebiete beispringen, wie es auch bei dem letzten Erdbeben von 1894 geschah. Dabei ist aber zu hoffen, daß sich nicht die Mißstände wiederholen, die sich damals zeigten und die zu einer parlamentarischen Enquete führten, durch welche arge Unterschleife entdeckt wurden. Wie weit damals die Korruption ging, zeigte sich auch darin, daß der römische Presseverein sich weigerte, die von ihm gesammelten Beiträge der Regierung auszufolgen und für die Verteilung selbst sorgte.

Was die Erdbeben Geschichte Kalabriens anbetrifft, das zwischen den drei Vulkanen Vesuv, Stromboli, Atna liegt, so wird als erstes, historisch beglaubigtes Erdbeben das von 526 verzeichnet. Aus dem Mittelalter fehlen Nachrichten. Aus der

neuesten Zeit sind berühmt die Erdbeben von 1783 (5. Februar), das hundert Sekunden dauerte und 32 000 Menschen tötete, und dasjenige vom 26. Juli 1804. Das Erdbeben von 1894 betraf dieselbe Gegend wie die jetzige, also das Gebiet von Reggio Calabria bis Palmi. Auch dieses wie das jetzige Erdbeben wurden durch eine höhere Tätigkeit des Stromboli (auf den liparischen Inseln) angekündigt.

! Catanzaro, 12. September 1905. !

Schon vor Jahren hatte ich das schöne Land besucht, von dessen Elend jetzt die Welt spricht; doch immer blieb ich an der Küste, die ich im Westen bis Reggio Calabria, im Osten aber nur bis zur Gegend von Metaponto kennen lernte. Dieses Mal ging die Reise auch ins Innere — des Erdbebenschreckens wegen. Im Coupé saßen außer mir nur Amerikaner. Sie äußerten laut ihre Sehnsucht, den Vesuv zu schauen, — naiv, wie diese Italiensfahrer nun einmal sind. Auch ich war neugierig, den Feuerberg zu sehen, der gleichzeitig mit dem Erdbeben von Kalabrien eine neue, frische Tätigkeit begonnen hatte. Hinter Aversa sah er ganz unschuldig aus, wie ein Alter, der ruhig sein Pfeifchen schmaucht. Aber plötzlich sandte er wohl fünfzig Meter hoch eine dichte, schwarze Rauchsäule auf, der eine weiße als Qualmbrodem-Basis diente. Im nächsten Augenblicke war die Säule zur Form eines Riesenschneckenhauses zusammengesunken, dann glich sie einer phrygischen Mütze, die einen riesigen Freiheitsbaum krönte. Am Abend sah ich den Vesuv wieder. Er war schwarz, düster. Links unter dem Hauptgipfel erglühete die Lava als unangenehmes Warnungssignal in der Form einer riesigen Zwei, zu der, von Rauchnebel umhüllt, immer neuer Blutstrom herunterfloß. Gleich darauf hatte die große „2“ die Form einer Ellipse angenommen.

Auf dem Neapler Bahnhof herrschte einiges Getimmel, aber wer da weiß, daß zu dem einzigen Schnellzug, der täglich Neapel

mit Reggio Calabria verbindet, stets ein ärgerliches Drängen stattfindet, der vermochte nichts Besonderes zu entdecken, was an das Erdbeben im Süden erinnert hätte, zumal um diese Zeit nach dem Ende des Manövers jedesmal viele Offiziere und Soldaten zu reisen pflegen. Erst als ich auf der langen Fahrt dann und wann durch übermäßiges Gepfeife der Lokomotiven und das öftere brüske Halten des Zuges gewedt wurde, merkte ich die Folgen der Katastrophe. Die Eisenbahnlinie wurde nämlich zwar nirgends zerstört, jedoch so ernstlich in Mitleidenschaft gezogen, daß an vielen Stellen der Zug sich nur mit der größten Vorsicht und unter Beobachtung des weisesten Krähwinkel Zeitmaßes vorwärts tasten durfte. Das setzte natürlich mehrstündige Verspätungen ab, die für einen stärkungsbedürftigen Reisenden recht mittelmäßig angenehm waren; denn wer sich auf die wenigen „Buffets“ an dieser verwaehrlosten Strecke verließ, der war verlassen.

Das Erdbeben vergaß ich bald, als ich durch die Mondscheinlandschaft an Pompeji, an Cava Tirreni vorüberfuhr und von Vietri aus nach Salerno hinunterfauste. Welche Pracht! Was ist Monte Carlo mit seinen üppig-eleganten Park- und Meerbuchtwundern gegen Salerno, seinen Golf, gegen die amalfitanische Küste bei Bollmond! Die Stadt Robert Guiscard's und Gregors VII lag bald hinter uns. Der Zug flog in verdoppelter Eile dahin, denn seine Fenster wußten, daß sie im Süden ein Schneidentempo einhalten mußten, und ihre Passagiere: Soldaten, Krankenschwestern, Ingenieure, Beamte, Ärzte, hatten es doch eilig, zur Stätte des Elends zu kommen.

Wieder vergesse ich das Erdbeben. Paestum mit seinen von goldigem Nebel umflossenen Tempeln mahnt an das herrliche Einst, an die Glorie von Großgriechenland! Bald naht die zerklüftete Küste mit ihren Felskegeln, Felspyramiden, Buchten, Bergnestern, Kastellen und Wachttürmen. Wem das Glück beschieden ist, diese Reise bei Bollmond zu machen, der kann über Landschaftspoese und

Naturromantik ein Wort mitreden. Und welche Sternenpracht erst! So phantastisch, daß man kaum seinen Augen traut. Und das Meer! Blausilbern leuchtet es herüber.

Um vier Uhr morgens erreichen wir das amphitheatralisch aufgebaute Paola (274 km südlich von Neapel), eine Stadt, interessant für den Verkehrspolitiker. Sie wäre nämlich eigentlich der nächste Hafen für die Provinzhauptstadt Cosenza. Aber die Berge und die — Langsamkeit in Italien lassen es nicht so weit kommen. Noch erreicht man Cosenza von hier aus mit der Diligence, die zehn Stunden braucht, der bequeme Eisenbahnreisende jedoch, der in Neapel den Durchgangswagen Napoli-Cosenza bestiegen hat, fährt von Paola zunächst 57 km südlich, dann 47 km quer bis zum Ionischen Meer, hier 173 km nördlich bis Sibari, und von dort noch 68 km südwestlich, ehe er Cosenza erreicht. — Ich verweile absichtlich auf diesem Umwege von nur 345 (!) km, um ein Bild von den Verkehrsschwierigkeiten in Kalabrien zu geben, unter denen der Hilfsdienst jetzt so jämmerlich leidet.

Im Halbdunkel war in Paola vom Erdbebenschreck nichts zu bemerken. Dasselbe galt von Fiumefreddo (282 km), von dem die ersten Berichte sehr Schaudervolles hatten melden können, und von Amantea (289 km), wo vorgestern noch die halbe Bevölkerung am Meeresufer kampiert haben sollte. Ich fand aber den Strand menschenleer. Erst in Nocera Tirinese (313 km), d. h. der Station, denn das Städtchen liegt noch 7 km landeinwärts, zeigte sich mir der Schrecken des Erdbebens. Gegen den Fahrplan hielt der Zug hier. Plötzlich erschienen auf einem Landungsdamme ein Duzend stiller, verwahrloster Menschen und aus vier Eisenbahnwagen, die auf einem Seitengeleise standen, verschlafene Infanterie-Offiziere und Soldaten. Aus einem Gepäckwagen wurden Duzende von Säcken, die Brot enthielten, ausgeworfen. Gleich darauf kam von den Höhen eine Karawane von Eisetreibern und Karren. Lautlos gingen sie ans Aufladen. Eine Zeitlang dachte ich ans Aussteigen,

denn das Brot war für den Nachbarort von Nocera Lirinese, *Martirana*, bestimmt, der vollständig zerstört wurde, ohne daß zum Glück viele Menschenopfer zu beklagen wären. Aber der Stationschef riet mir ab. „Wagen finden Sie nicht, und ein Pferd, mit dem allein Sie die letzte Strecke aus Mangel einer guten Straße machen könnten, dürfte auch schwer aufzutreiben sein.“ Unter diesen Umständen beschloß ich zu warten und zunächst, da wegen der Anwesenheit des Königs in *Monteleone*, dem Zentrum des Erdbebens, keine Unterkunft zu finden wäre, nach der Hauptstadt der Provinz, *Catanzaro*, durchzufahren, wo ich sicher offizielle Nachrichten über den Gesamtschaden und Mittel zur Orientierung finden würde.

Der Entschluß war weniger schnell ausgeführt als gefaßt. Mit vierstündiger Verspätung kamen wir in *Sant-Eufemia* (331 km von Neapel) am gleichnamigen Golfe an. — Acht Uhr morgens. Die in malerischer, aber durch Sumpf und Fieber verpesteter Umgebung liegende Stadt hat ihren Namen von dem einst berühmten Benediktinerkloster zur heiligen Eufemia, einer Stiftung von Robert Guiscard, die 1638 ein Opfer des Erdbebens wurde. Auch hier fiel mir die Stille auf; man glaubte gar nicht im lebhaften Italien zu sein. Aber Verwahrlosung und Schmutz überall. Die Hauptstation war verlassen, da sie stark gelitten hat. Auch in der Nebenstation herrschte ein tolles Durcheinander. Kein Schalter war offen, und die Billet- und Gepäckabfertigung fand in einem Raume statt, der, weil am wenigsten beschädigt, einer Kumpelkammer glich, da man hier Möbel, Telegraphenpapierrollen, Tische, Stühle, Akten, Bücher kunterbunt durch- und aufeinandergestapelt hatte. Die Ruhe der Beamten und Reisenden — Einwohner der Stadt waren nicht vorhanden — erklärte sich durch die Marnachrichten, die auf Grund eines falsch verstandenen Interviews mit dem Florentiner Seismologen Pater *Alfani* im Schwange waren. Dieser hatte nämlich vorausgesagt, daß sich noch viele Stöße einstellen würden; er hatte freilich hinzugefügt, daß diese immer schwächer

werden würden. Das letztere hatte ein Marmist, der an ein Lokalblatt von Catanzaro telegraphierte, ausgelassen, und so, nach der alten Tradition, wonach jedes Erdbeben sich dreimal wiederholt, glaubte das Volk, daß eine neue Auflage des Unglücks jeden Augenblick zu erwarten sei.

Von hier aus geht es landeinwärts auf der Sekundärbahn nach dem jonischen Meere. Die Kohle der italienischen Eisenbahnen ist scheußlich, und bei der langsamen Fahrt werden die *Tunnels*, — ach, all zu viele sind ihrer! — zur Marter. Die Gegend prangt in lachendster Fruchtbarkeit. Aber diese Fröhlichkeit der Natur scheint mit einiger Wildheit ihrer Bewohner gepaart; denn an der ersten Station *Sambiasi* erblicke ich einen Briefträger mit Doppelflinte. Das soll eine landesübliche Notwendigkeit sein. Wenigstens weiß ich, daß die Landbarone dieser Gegend nur mit einer Eskorte flintenbewaffneter Reiter umherreisen. Nun, diese Vorsicht kann auch einem schlechten Gewissen entspringen. Ich sehe viele üppige Frauen. Olivenbraune, rotwangige, gelbweiße Gesichter durcheinander, aber alle umrahmt vom gleichen blauschwarzen Haar, belebt vom gleichen Flammenblick. Und die Flamme soll sich, so sagt man, nicht bloß auf den Blick beschränken. Schön ist die Tracht der Frauen in diesen „Weiberdörfern“ (denn viele Männer arbeiten im Norden): Purpurrock, niedriges Mieder, darüber hervorlugend das Spitzenhemd und ein spitzengesäumter Kopfschmuck, der die Mitte hält zwischen Nonnenhaube und ciociarischem Quadrattuch. Die ärmeren Bäuerinnen sind weniger farbig gekleidet und ihr Antlitz ist fiebergelb. Doch schlanken Gestalten unter ihnen steht die dunkle Tracht ausgezeichnet. Auch wirken sie nicht weniger malerisch, als die Rotröcke, wenn sie unter Olbäumen oder hinter Hecken von indischen Kaktusfeigen stehen.

Unter den Mitfahrenden bemerke ich große Beklommenheit. In einer Ecke saßen zwei bleiche Herren, die von Neapel zu ihren Verwandten reisen wollten. Einer davon hatte vor drei Tagen an



seine Angehörigen in Olevati telegraphiert und, obgleich er die Rückantwort bezahlt hatte, erst gestern die Nachricht erhalten: „Städtchen ganz zerstört. Wir schlafen im Freien.“ Nach zehn Minuten Fahrt sehe ich unter Olbäumen ein solches Lager im Freien. Auf vier bis fünf Fuß hohen Pfählen war ein rotes Tuch ausgebreitet, und darunter befand sich das Lager einer Familie, die eben Morgentoilette machte. Das Schauspiel wiederholte sich noch mehrere Male. Während der überaus langsamen Fahrt kam ein Gespräch nur langsam in Fluß. Ein junger Mann atmete regelmäßig auf, wenn wieder einer der zahlreichen Tunnel glücklich passiert war, da er sich nicht austreden ließ, daß sie gelitten hätten und jeden Augenblick zusammenstürzen müßten. Er beruhigte sich aber bald, als ihm ein würdiger Herr versicherte, daß die Linie St. Eufemia-Catanzaro selbst nicht gelitten habe, ebensowenig wie die Stadt, wo nur einige Kirchen beschädigt sein sollen. Dann kam die Rede auf den K ö n i g, dessen Besuch freudig aufgenommen wurde. Freilich wurde dabei ernsthaft erörtert, ob sein Automobil, das er sich auf seiner Jacht „Sela“ nach St. Eufemia hatte bringen lassen, überall durchkommen könne, da viele Brücken zerbrochen seien und manche Straße wegen zu schlechten Unterbaues das Gewicht des Kraftwagens nicht tragen könnte. „Zum Glück hat er Pferde mitgebracht!“ Dann sprach man von dem Wettstreit der Behörden, Städte, Korporationen in ganz Italien, dem beschädigten Lande zu Hilfe zu kommen. Schließlich machte sich auch ein Skeptiker bemerkbar, der ernsthaft erklärte, im ersten Schrecken hätten die amtlichen und journalistischen Berichte stark übertrieben, indem deren Urheber zu viel dem ersten Besten geglaubt hätten, der zu Pferde nach dem nächsten größeren Ort sprengte, um den Schaden seines Dorfes zu melden. Dann wurde auch der Komik gedacht, die bei den tragischen Vorfällen ja niemals fehlt. So wurde u. a. das Telegramm des Bürgermeisters von Gimigliano bespöttelt, der dem Präfecten meldete: „Im Namen der hiesigen stark alarmierten Stadtgemeinde bitte ich

Er. Hochwohlgeboren, uns mitteilen zu wollen, ob sich in der nächsten Nacht das Erdbeben wiederholen wird, damit ich die Bürger beruhigen kann."

Zweite Station: *Nicastro*, liegt an einer Berghalde, von den Ruinen eines Kastells überragt, in dem Friedrich II einst seinen widerspenstigen Sohn Heinrich zähmte. Die Häuser sehen weniger neapolitanisch aus, auch nicht afrikanisch, wie in Tarent, beinahe wie deutsche: rotes Giebeldach, rötliche Ziegelwände. Der Ort gilt als betriebsam, doch soll mit den Einwohnern nicht zu spassen sein.

Dies Städtchen sollte nach den ersten Berichten auch sehr stark gelitten haben. Der Stationschef aber sagte, große Schäden seien zum Glück nicht zu beklagen, doch hätten viele Häuser Risse bekommen. Kleine Risse zeigte auch das nächste Stationsgebäude von *Ferolito Antico*. Die Unterhaltung bewegte sich noch einige Zeit über das Erdbeben, das einige Flüsse, wie im Winter, mit Wasser gefüllt haben sollte und stellenweise den Strand am tyrrhenischen Meer verändert und das Uferwasser erhitzt hätte usw. Dann ging man zur Politik über und beklagte die Grundbesitzer, die noch so dumm seien, bei jeder Wahl 100 000 Lire für ihr Mandat zu opfern. Auch sprach man vom schlechten Eisenbahndienst und der „fernen“ Regierung, die Kalabrien ganz vergesse, so daß sich die Kalabresen in Geduld üben mußten.

*Catanzaro*, der Hauptort des südlichen Kalabrien, sein Klein-Paris. Wie Paris hat es auch ein Faubourg St. Germain, da die Landbarone darauf halten, hier ihr „hôtel“ (palazzo) zu haben, obgleich sie vielfach den Aufenthalt in Rom, Paris, Montecarlo der Heimat vorziehen. Entsteigt man dem Riesentunnel, der dicht vor der Station mündet und pestilenzialischen Qualmrauch entsendet, als wäre er ein Krater, so schaut man verwundert nach der Stadt aus. Sie liegt hoch oben; tausend Fuß über dem Meer. Drum gibt's einen Kampf der Wagen und Gefänge, letztere freilich recht unlieber Art. Mit Ellbogenkraft komme ich in ein Gefährt,

sechs Mann mit mir, und doch ist das Beihilfe eigentlich nur für zwei bestimmt. In endlosen Schleifen wird die Höhe langsam genommen. Als ich die 35 000 Einwohner zählende Stadt auf dem Wege zum Hotel durchfuhr, bemerkte ich wenig Erdbebenpanik. Auch erfuhr ich nichts Neues. Dasselbe Schicksal hatte ich im Präfekturpalast. Obwohl man mich sehr liebevoll aufnahm, konnte man mir noch keine abgeschlossene Statistik über den Gesamtschaden mitteilen, da immer noch Ausgrabungen stattfänden und so die Zahl der Opfer noch nicht festzustellen sei. Man stellte mir auch bereitwillig das amtliche Material im Detail zur Verfügung, doch, wie ist dem deutschen Leser damit gedient, wenn ich ihm eine Reihe von unbekanntem Flecken und Dörfern aufzähle mit dem Materialschaden und Opfern an Leben und Gesundheit? Warten wir also ab. Auch die Lokalpresse — von der römischen, die erst nach drei Tagen hier auftaucht, ist man abgeschnitten — konnte nichts Neues sagen. Ich kaufte drei verschiedene Blättlein, aber sie brachten auch nur die vorläufige Liste der Präfektur. Ein Rundgang durch die Stadt, der wegen der Hitze allerdings nicht lange dauerte, bot auch nichts Auffälliges. Die Menschen schienen sich hier entweder wenig aufgeregt oder aber bald wieder zu ihrem Alltagstrübel zurückgefunden zu haben. Plakate verkündeten dazu auch, daß am Abend die „Regiments-tochter“ gespielt werden würde. Die Stadt gab mir also als Katastrophenberichterflatter wenig zu tun. . . . Und was ist sonst über sie zu sagen? In einem Lande, wo die Historiker mit Jahrtausenden nur so jonglieren, ist sie als zu jung und ahnenlos verschrien. Der Ursprung der Stadt wird in das siebente Jahrhundert nach Christus gelegt. Man denke! Das kalabresische Klein-Paris sieht mit seinen modernen, weißgetünchten Schablonenhäusern wenig malerisch aus (d. h. im Kern). Dafür hat es aber an der inneren Peripherie ein entzündendes labyrinthisches Gassengewimmel, dessen Staffage auch eine Augenweide bildet. Da sah ich z. B. einen alten Bauern, der unter seinen Kollegen in sardischer

Tracht durch den Regelhut auffiel und an gewisse Tanagrafiguren erinnerte. Die jungen Bäuerinnen hatten schon alle einen „den Fuß freilassenden“ Rock. Die niedlichen Schuhe lassen die Form des schwarzbestrumpften Fußes und die feinen Knöchel ahnen. Interessanter als die innere Peripherie und das Hauptstraßenviertel, dessen Reinlichkeit ich rühmen muß, ist der äußere Mauerkranz. In ihm, in der sogenannten „*Bollwerkstraße*“ (*via di circonvallazione*) besteht ja der Hauptreiz aller der aussichtberühmten Felsnester Italiens, wie Macerata, Camerino, Urbino, Osimo usw. Die Reise nach Catanzaro lohnt sich schon allein wegen der Aussicht. Sie ist großartig, überwältigend. Im Norden, wo Cosenza liegt, erhebt sich die lange blaue Wand des waldreichen *Sila-Gebirges*, das schon Strabon rühmt. Fast 2000 Meter hoch zieht es sich hin, ein Gebiet von 100 000 Hektar beherrschend. Plötzlich fällt der Blick des Betrachters auf die Stadt, ihre terrassenförmig aufgebauten Gärten, auf die Schluchten tief unter ihr, auf die vielen Bergfegeln, die an den Schroffen kahl, auf ihrem Plateau üppig bewachsen, von den Windungen eines braungrauen, wasserlosen Flußbettes umzogen werden. Dann steigert sich das Entzücken zum Ausruf: „*Thalatta, Thalatta!*“, da das ionische Gestade mit seiner blauen Salzflut fast greifbar nahe heraufblinkt. Gerade vor uns *Squillace*, die Heimat von Theodorichs Kanzler, Cassiodor, im Nordosten die Gegend, wo *Sybaris* lag (der jetzige Ort und dessen Bewohner erinnern in nichts mehr an die sprichwörtliche Üppigkeit), weiter südlich, fast in derselben Breite wie Catanzaro, das Gebiet von Kroton (heute Cotrone), das 510 vor Christus *Sybaris* überwand, bald aber selbst von Locri (dem jetzigen Gerace, in der geographischen Breite von Messina) in der Schlacht bei Sagras vernichtet wurde. In jene Zeit erinnert heute nur noch nahe bei Cotrone auf dem Kap Colonna eine einzige Säule, die von der Pracht des Tempels der *Hera-Lacina* spricht, — herrliches Kroton, wo Pythagoras lebte und sein Orden residierte! Und welcher alter Gymnasiast erinnerte sich

nicht der berühmten Arzteschule von Kroton und seines Athleten Milon!

Der Stadtpark zieht mich ab. Er ist schön, aber prozig. Natürlich! Den Stadtgewaltigen in Süditalien, die alle Vorrechte für sich nehmen und die Lasten den Armen und den Anhängern ihrer Parteigegner aufbürden, wollen doch in Park und Theater „sich groß machen“, wie kürzlich ein bescheidener Landpfarrer einem Journalisten sagte, (in puncto Promenade gilt das auch von Monteleone, dem südlichen Erdbebenzentrum), und so ist man überrascht durch die Blumen- und Baumpracht, worunter auch fruchttragende Dattelpalmen zu sehen sind. Heiterkeit aber erregt der „Botanische Garten“, der zwei — Kaninchen beherbergt. Das Museum lockte mich nicht. Ich schwärmte nur für Natur, und die fand ich am Abend in der Dankprozession, welche die Männerbrüderschaften veranstalteten. Diese Inbrunst war Natur; denn es ist ja so menschlich, dankbar zu sein, wenn nur die anderen beschädigt wurden. Mich ärgerte bei der Prozession nur die Kunst, — freilich welcher schändlichen Art! — vertreten durch die Silberbüste des Patrons Vitaliano. Ja, das Unwesen der „Heiligenverehrung“ — in ihrer süditalienischen Form — habe ich in diesen Tagen des kalabresischen Elends verabscheuen gelernt!

Heiligenverehrung! Auch ich gab nachher Anstoß. Im Esszimmer des Hotels — Hotel sozusagen, o dieser Schmutz der männlichen Bedienung, die im Süden Gesetz ist! — war's zu dunkel und heiß für mich. Ich bat um eine Lampe, um im kühleren Hofe sitzen zu können. Eine Lampe gab's nicht. Ich ließ Kerzen kaufen, zündete drei an und las. O, dies Erstaunen! Ich galt als Original. Vielleicht entrüstete sich auch mancher; denn wie darf ein lebender Deutscher (= Hexer) sich Kerzen anzünden lassen, das ist doch nur ein Recht, das tote Heilige haben! Freilich machte man in diesen Tagen für zwei Lebende eine Ausnahme, da man allenthalben vor den Bildern des Königs paares Botivkerzen aufsteckte. Dieses

Zeichen von Verehrung hatte sein Gegenstück in der Tatsache, daß der König bei seiner jüngsten Sizilienreise sich kaum der Leute erwehren konnte, die kniend zu ihm heranrutschten, um ihm die Hose zu küssen. Die guten Leute vermochten es zuerst auch gar nicht zu fassen, daß der einfache Offizier ein König sein sollte! Ähnlich wollte ein Bürger von Sant' Onofrio mir gegenüber es nicht glauben, daß der Minister Ferraris in seinem Ort gewesen sei. „Puh! Der einfach gekleidete Mann mit dem struppigen Bart sollte ein Minister gewesen sein. Puh! Ich lasse mir nichts aufbinden!“ Wir sind hier eben im Lande der Unterwürfigkeit, wo der erwachsene Sohn dem Vater, der Diener dem Herrn die Hand küßt. Aber wir sind hier auch im Lande des Ernstes. Nirgendwo in Italien sah ich so viele mit philosophischer Würde zur Schau getragene Vollbärte wie in Kalabrien.

Monteleone, 13. September 1905.

Gestern abend traf ich in Catanzaro einige Mitglieder der Lokalpresse, darunter auch den Vertreter der „Agenzia Stefani“, der mir versicherte, daß das sicherlich große Unglück von einigen Sensationszeitungen — er nannte mir speziell ein neapolitanisches Volksblatt — gewaltig übertrieben worden sei. Schon vorher hatten mir einige Skeptiker merken lassen, daß der „Sünden“ politisch habe Kapital aus dem Unglück schlagen wollen, um den „Norden“ an seine Vergeßlichkeit und absichtliche Vernachlässigung der Südhälfte Italiens zu mahnen. Gerade vor kurzem war ja in Kalabrien große Unzufriedenheit ausgebrochen, weil man dort befürchtete, die von der früheren Regierung versprochenen Eisenbahnen, deren das verkehrsmittelarme Land dringend bedarf, würden von der jetzigen preisgegeben. Ob dem auch so ist, das lasse ich dahingestellt. Relato refero. Mein Gewährsmann von der „Agenzia Stefani“ bestätigte mir auch, was mir schon der Herr Präfekturrat gesagt hatte, nämlich daß noch keine Übersicht über den Gesamtschaden vorliege.

Heute morgen um sechs Uhr war die Hauptstraße schon voller Menschen, denn der König war auf ein Uhr angesagt. Dessen Einzug konnte ich nicht abwarten, sonst hätte ich einen ganzen Tag verlieren müssen, da in diesem schönen Erdenwinkel die Züge seltener sind als auf der Berliner Stadtbahn. Zunächst galt es, für den fahrplanmäßig um 7.50 abgehenden Zug einen Wagen zu finden, der mich zum Bahnhof im Tal brächte. Das war freilich mit einigen Schwierigkeiten verknüpft. Am Bahnhof hieß es wieder warten, denn der vom jonischen Meer kommende Zug, der mich zum tyrrenischen Meer bringen sollte, hatte fünfviertel Stunden Verspätung. Freilich brachte er auch sechs Wagen Infanterie aus Bari, die zum gleichen Ort, *M o n t e l e o n e*, bestimmt waren wie ich. Die Hitze setzte fürchterlich ein, so sehr, daß bei der dritten Station, *Marcellinara*, die Soldaten voller Bier zum Brunnen stürzten, um mit allen möglichen Schöpfgeräten Wasser zu holen. Als sie zu lange verweilten und der Zugführer zur Weiterfahrt mahnte, ließen sie sich nicht stören, bis der Herr Major und einige Offiziere sie mit Gewalt fortrissen. Das hätte ein preussischer Unteroffizier sehen sollen! Ein solcher würde sich auch über das Aussehen der Truppe geärgert haben, denn sie hatte sich des schweren blauen Sackrocks entledigt und lief in Hemd und Hose herum. Zwei Leutnants, die in meinem Abteil saßen, hatten dafür nur ein leises Achselzucken. „Es sind gute Jungsens,“ sagte der eine; „es ist nicht angenehm für sie, kurz nach dem Manöver zu dem schweren und undankbaren Erdbebendienst zu gehen, zumal da man nicht weiß, wie man verpflegt und logiert wird. In solchen Ausnahmezzeiten darf man nicht zu streng sein.“ Das waren Worte, die jeder billigen wird, der den italienischen Charakter kennt. Dem tragen die militärischen Vorgesetzten Rechnung; sie wissen, daß man mit Güte mehr durchsetzt als mit Schneidigkeit. „Aber wo bleibt da die Ordnung und die Pünktlichkeit im Eisenbahndienst?“ höre ich manchen strammen Deutschen ausrufen. Das ist freilich eine andere Sache; denn Pünkt-

sicherheit und Wert der Zeit sind Dinge, die der Durchschnittsitaliener noch nicht gelernt hat.

Die Abteilungsassen kamen ins Gespräch. Einer, ein Reisender in pharmazeutischen Artikeln, meinte, seine Tour sei ganz verdorben. Er hätte Ausstände einlassieren sollen, aber wie könnte er jetzt in den vom Unglück betroffenen Orten seinen Kunden von Geschäft sprechen! Dann beklagte er, daß das Unglück am Golf von Eufemia noch größere Dimensionen annehmen werde, denn das sei ein Malaria-gebiet par excellence, und dabei wären Tausende im Freien. Sein Nachbar stellte sich als Besitzer vor, der in dem gestern erwähnten Martirana ein Sommerhaus habe. Er sei mit dem Abgeordneten des Bezirks zum Präfekten gereist, um ihm über die Zustände in diesem Ort zu berichten. Das Elend sei einfach unbeschreiblich. Alle Häuser zerstört, oder doch unsicher geworden. Das einzige Rettungsmittel sei, die Stadt an einem andern Orte völlig neu aufzubauen. Martirana sei überhaupt unter den kalabresischen Städten die beklagenswerteste. Im Mittelalter so groß, daß es Kathedrale und einen Erzbischof hatte, wurde es durch die Erdbeben der Neuzeit und die dadurch bedingte Auswanderung derart reduziert, daß es jetzt nur noch 2200 Einwohner zählte. Und nun ist es ganz vernichtet. In der vorletzten Station Nicastro stieg eine hochschwangere junge Frau ein, die fortwährend jammerte. Es war die Tochter des Bahnhofrestaureurs von Sant Eufemia. Das Beben hatte die ganzen Wirtschaftsräume und alle Vorräte zerstört, und so hatte sie in die Städte der Umgegend fahren müssen, um neue Betriebsmittel aufzutreiben; „denn gerade jetzt ist die Station belagert von Soldaten, Ingenieuren und Reisenden, die an diesem Knotenpunkte auf Weiterbeförderung warten“, so klagte sie, „und wir können auch körperlich die vermehrte Arbeit nicht zwingen.“

Das fand ich bestätigt, als wir um elf Uhr mit zwei Stunden Verspätung in Sant Eufemia ankamen. Die Station glich einem



Feldlager; denn schon wieder standen mehrere Kompanien Infanterie bereit, die auf Weiterbeförderung warteten. Hinter ihnen war ein Lager anderer Art. In einem Duzend Vieh-, einem halben Duzend Gepäckwagen und mehreren alten Personenwagen zweiter Klasse war ein halbes Dorf einquartiert. Das sah zwar in dem gleißenden Sonnenlicht sehr reizvoll und malerisch aus. Aber —? Auf dem Bahnsteig und in der provisorischen Restauration hatte die Konfusion den größten Grad erreicht. Da ich durch das Gedränge nicht durch konnte, schlich ich mich zum südwärts strebenden Zuge, dessen Führer so freundlich gewesen war, zwei Stunden lang auf unseren Binnenzug zu warten. Ein Glück, sonst hätte ich desselben Tages nicht mehr weiter gekonnt, da der nächste Zug erst um sieben Uhr abging. Während ich einsteige, bemerkte ich den Deputierten des Wahlkreises, dem als Obernothhelfer von allen dienstfreien Beamten stark die Cour geschnitten wird.

Monteleone, 14. September 1905.

Wann dieser Brief fertig wird, und wann er ankommt, chi lo sà; denn wie und wo soll man inmitten all dieser Aufregung zu Ende kommen, und wie kann die Post arbeiten, wenn die Eisenbahn versagt? Die soeben eingetroffene „Tribuna“ schreibt von hier: „Der Telegraphendienst läßt viel zu wünschen übrig, da die Telegramme in Catanzaro, dem Sitz der Präfektur, angehalten werden. Die Züge kommen mit skandalösen Verspätungen an. In Monteleone fehlen Gasthäuser und Restaurants; die Stadt ist völlig ungeeignet für den Strom der fremden Beamten, Soldaten und Journalisten. Sogar Wassermangel macht sich bemerkbar“ usw. Doch nehmen wir unseren Bericht wieder auf. Im Südzug angekommen, hieß es noch lange warten, und so hatte ich Gelegenheit, den Gesprächen auf dem Bahnsteig zu lauschen. Drei ehrsame Bürger ergingen sich im Lob der Wohltätigkeit, die von allen Städten Italiens geübt wird, namentlich rühmten sie Mailand, das allein schon eine halbe Million auf-

gebracht habe. „Aber,“ und das war ihr einstimmiges Finale, „bei der Verteilung reden zu viel Leute mit, und etwas bleibt immer hängen. Man müßte ein einziges Komitee aus ehrlichen Leuten bilden.“ Der einzige Mitreisende im Abteil, ein intelligent ausschauender junger Ingenieur, glossierte das Gespräch mit einem Achselzucken und der Bemerkung: „Vielleicht haben die Leute recht. Aber selbst zugegeben, daß nichts gestohlen wird, so wird die Hilfe doch infolge unserer schlechten Bureaucratie illusorisch, da jede geschenkte Lire durch so viele Dutzend Behörden und Ober- und Unterkommissionen gehen muß, daß ihre Ankunft nicht nur verspätet, sondern auch ihre Gesundheit gefährdet wird. Das ist eben System bei uns; ich beklage es, aber ich kann es nicht leugnen.“ Endlich fährt der Zug. Mein Gegenüber beklagt, daß ihn das Erdbeben in seinem Geschäft geschädigt habe. Er mußte Maschinen in Amantea aufstellen, was durch das Unglück unmöglich gemacht wurde, weil auch in Amantea sich niemand mehr in die Häuser traut. „Wissen Sie,“ sagte er, „was meine Meinung ist? Ich habe mir die beschädigten Häuser angesehen. Natürlich! Wie waren sie gebaut? Und dabei haben wir so und so viele Baukommissionen, die mit ihren bürokratischen Langsamkeiten jeden Bau verzögern. Sie werden auf Ihrer Reise noch viele Beweise für meine Ansicht finden; denn ich sah, daß alle gut fundamentierten und solid gebauten Willen, Kirchen, Paläste usw. widerstanden.“ Das Gespräch kam hierauf auf einzelne Episoden der Schreckensnacht. Der Ingenieur sprach von dem jungen, sechzehnjährigen Mädchen in einem Dorfe bei P i z z o, das nackt herauslief und, als es vor der Türe einige Männer sah, aus Schamgefühl ins Haus zurückkehrte, um Kleider zu holen, und darin erschlagen ward. Dann erzählte er mir von einem Steingrubenarbeiter bei P a o l a, der sich geweigert habe, die Erdhütte dieser Grube zu verlassen, und nun jedesmal, wenn ein neuer Stoß erfolge, der Nachbarschaft ein „Telegramm“ sende, d. h. ein Trompetensignal blase, um Kund zu tun, daß er noch lebe.

Indessen erreicht der Zug die Station P i z z o. Am Strande stehen Duzende von Militärzelten. Auch wird mit dem Bau von Baracken begonnen, da die Einwohnerschaft des historisch berühmten Felsnestes sich weigert, in die Häuser zurückzukehren. Weiter! Um halb eins kommen wir nach P o r t o V e n e r e, der Station von Monteleone. Ein einziger sogenannter Wagen hält vor dem Bahnhof. Es ist die „Postkutsche“, ein vorsintflutlicher Rappellkasten, den ich jedem Freund der Kinesitherapie empfehlen kann. Vier Sitze hat er. Es glückt mir, den vierten zu erhalten. Mitinsassen sind ein Oberleutnant, ein Feldwebel der Karabinieri und ein Bürgermann. 560 Meter gilt's hinaufzusteigen. 15 Kilometer Weg. Aber die Hitze! Der Oberleutnant schläft sofort ein, nachdem er über die Fliegen- und Mückenplage geschimpft hat. Ich bekämpfe die Müdigkeit noch; denn hie und da stehen stark beschädigte Bauernhäuser, deren Bewohner im Freien kampieren. Es sieht wieder sehr malerisch aus. Besonders ein Haus gefällt mir; denn sein Portal ist von fünf Riesenpalmen bewacht. Allmählich schlafe ich auch ein. Doch der Oberleutnant, der sich wieder ermannet hat, flucht mich wach. Zornig zeigt er unten ins Tal, wo eine Kompanie Soldaten schwer bepackt, hinaufsteucht. „Das wird wieder schöne Fälle von Hitzschlag geben!“ Der Wagen, ein reiner Brütöfen, schleicht wie eine Schnecke. Wir schlafen wieder ein. Nach zweistündiger Fahrt halten wir an einem Brunnen. Alle steigen aus und stürzen der Labung entgegen. Ich begreife jetzt das alt-italienische Sprichwort: „Was wäre das Wasser für ein herrliches Getränk, wenn es verboten wäre!“ Bald darauf folgt ein neuer Brunnen mit einem Waschhaus. Dieses ist stark belebt. Also scheint in Monteleone das Alltagsleben wieder eingelehrt? Eine halbe Stunde später stärke ich mich in einem Loch von sogenanntem „Albergo“ — mich schüttelt's noch, wenn ich an das Essen denke! Kaum bin ich wieder Mensch, gehe ich auf die Jagd nach relativ besserer Unterkunft, finde sie auch, — und dann beginnt der Stadtbummel.

Monteleone, das viel genannte! Es hat 15 000 Einwohner, ist also nach hiesigen Begriffen eine „cittadina“, eine respectable Stadt. Es hat eine Unterpräfektur und demzufolge außer den Landbaronen noch Beamte. Das gibt der Stadt ein „Air“. Außerlich zerfällt es in eine Bauern-, Bürger- und Herren-Stadt. Es hat auch seine Vergangenheit. Davon spricht das von Friedrich II gebaute *R a s t e l l*, jetzt Kaserne, das viel Ähnlichkeit mit dem ebenfalls fridericianischen *Rastell* von Lucera in Apulien hat, noch mehr aber schreien von dem „Einsi“ die Straßennamen und Wirtshaus-schilder. Überall liest man „Ipponion“ oder „Bibonia“. Ipponion hieß die Stadt, die von den Phöniziern gegründet sein soll, zur Griechenzeit, Bibonia bei den Römern. Cicero hat hier zweimal auf der Flucht vor Clodius und einmal vor Antonius in der Villa seines Freundes Sica Asyl gefunden. Dieser hohen Vergangenheit entsprechend gibt es auch zwei gelehrte Gesellschaften, die *Mademie der „Inconstanti Ipponesi“* und die 1752 gegründete „*Accademia Florimentana degli Investiganti*“. Weniger entspricht dem antiken Ruhm die moderne *H y g i e n e*. Mit Schaudern gedenke ich meines ersten Absteigequartiers, das mir ein Gepäckträger fälschlich als das *Albergo Centrale* bezeichnet hätte. Welcher Schmutz, welch miserables Essen. Aber was für ein Panorama hat dies Nest! Vom *Rastell* aus erblickt man die Nordküste Siziliens, den *Atna*, die Straße von *Messina*. Homers *Odyssee*, Schillers „*Taucher*“ und „*Jbhyfus*“ werden lebendig; denn auch *Jbhyfus* war ein Kalabrese. Der 1958 Meter hohe *Aspromonte*, der Südkalabrien beherrscht, spricht von *Garibaldis* *Putsch* und seiner Gefangennahme im Jahre 1863, und von den *faits et gestes* des großen Räubers *Musolino*.

Wie ich schon telegraphierte, merkt man im Zentrum der Stadt wenig vom Erdbeben, obschon alle Häuser im Innern beschädigt sind. Aber wie wurde mir, als ich in den gegen das Meer gelegenen Stadtteil, in die Straßen *Enrico Gagliardi*, *Terra Vecchia* und in die *Via Forgiati* kam! Die letztere Straße durchschneidet die Stadt

von Südwesten nach Südosten und steigt zur Höhe, wo das alte Normannenkastell ragt. Ich glaubte, Kriegsberichtersteller zu sein und in eine Stadt zu kommen, die nach langem Bombardement genommen wurde. Nur langsam kam ich vorwärts. Jeden Augenblick hielt mich ein bleicher Mann an und fragte, ob ich Regierungsbaumeister sei. Als ich mich als Journalist vorstellte, mehrten sich die Leute, die mich ansprachen, um sich und ihr Leid zu empfehlen. Ein Herr gab sich als „Direktor“ des Lokalblattes zu erkennen und sprach lange und eindringlich auf mich ein, damit ich die Aufmerksamkeit der Regierung auf dies fruchtbare und doch so arme Land lenken sollte, das zugleich vom Großgrundbesitz, vom Analphabetismus und von der Gedächtnisschwäche der Regierung betroffen sei. „Eisenbahnen, Wege, Arbeitsgelegenheit wollen wir!“ Wie soll ich ihm helfen? Ich erkundige mich nach den Opfern. Zum Glück sind es nur sieben Tote und ein schönes Pferd. Ich gehe bis vor die Stadt, um auf dem Rückweg die Einzelheiten genauer zu prüfen, nachdem ich von außen den Gesamteindruck genossen habe. Zur Rechten sind viele Soldaten emsig im Barackenbau tätig. Daneben ist ein Lager von sogenannten Zelten. Wie soll ich das Sammelurium von Lumpenteppichen, Vorhängefetzen und schmutzigen Laten beschreiben? Weiter zurückgehend sehe ich links sechs total demolierte „Häuser“. Viel Arbeit hatte das Erdbeben mit ihnen nicht. Ein Holzgestell, dessen Rahmen mit Feldsteinen und Schlamm ausgefüllt waren, etwas anderes sind sie nicht gewesen! Weiter! Rechts ein neues Lager von soi-disant-Zelten. Ich möchte Maler sein, um die Typen aufzunehmen. Besonders auffallend sind mehrere Greise in Landestracht, blaue Kniehose, aber lose, nicht zusammengeschnürt am unteren Ende, darunter weißleimene Unterhose, blaue Jacke und auf dem Kopfe die gestrichte Sackmütze, wie sie die Sardinier tragen; ihr Ende reicht über den Nacken. Wie seltsam doch das Erdbeben spielt! Weiter links folgen mehrere Häuser, die jeden Augenblick einzustürzen drohen; zwischen ihnen

ragt aber ein ebenerdiges Mittel ding zwischen Haus und Hütte, das völlig unverlezt ist, und in seiner Türe sitzt ein schmieriges Weib, dessen prozige Haltung eine Illustration zu dem bekannten Bibelvers zu sein scheint: „O Herr, ich danke Dir, daß ich nicht so bin, wie jene Zöllner und Sünder!“ Seltsam ist auch, daß an vielen Häusern die Balkontüre samt Fenstern und Holzrahmen unverlezt blieb und nur schräg über das Balkongitter gelehnt wurde, während die Seitengebäude einstürzten. Nach oben hin mehrt sich der Schutt auf den Bürgersteigen. Wie leichtsinnig doch das Volk ist; in mehreren im oberen Teil zu Ruinen gewordenen Häusern finde ich das Erdgeschoß wieder bewohnt! Rechts kommt eine Kirche. Sie muß stark beschädigt sein, denn in ihrem Portal ist ein provisorischer Altar aufgebaut. Es wird also Messe im Freien abgehalten. Die Straße verbreitert sich zum Fruchtmarkt. Eine Schuppenbaracke steht dort neben einer großen Anzahl von Würfelzelten, von denen einige gar kokett ausgestattiert sind. Ihre Bewohner geben sich wie „zu Hause“; die Mädchen und Frauen sticken, stricken oder sitzen an der Nähmaschine. Sie scheinen sich schon an das lustige Lagerleben gewöhnt zu haben. Daneben sieht man auch armselige Bettzelte, die nur vier bis fünf Fuß hoch sind. Im höheren Teil der Straße, wo freilich viele armselige Häuser standen, gibt's arge Läden, da viele dieser elenden Bauten in sich zusammensanken. Unterhalb des Schlosses ziehen sich Wiesen und Gärten hin, die alle in Zelt- und Wagenburgen verwandelt sind. Das gleiche gilt von der tiefer gelegenen Promenadenstraße und vom Stadtgarten, deren Zelte und Lumpenhüllen eigentümlich kontrastieren zu den Palazzi des Unterpräfecten und der „Herren“ der Stadt.

Ich muß schließen. Im „Saal“ haben sich die Offiziere der Infanterie und des Pionierkorps zum Abendessen eingefunden und rufen mir zu, daß auch ich feiern soll. Die Armeisten; sie sind hundemüde und haben kaum noch Lust, zum Essen Toilette zu machen. Ich habe stets ein Faible für die italienischen Offiziere gehabt; aber

seitdem ich gesehen habe, wie sie beim Stützen der Häuser, beim Bau der Baracken selbst mit zugreifen, steigt meine Hochachtung noch. Und wie liebenswürdig sind sie erst in der Unterhaltung! . . . „Gebuld, meine Herren. Ich bin gleich fertig!“ —

Monteleone, 15. September 1905.

Pathetisch möchte ich nicht gerne werden, und doch hält es schwer, ruhig zu bleiben, wenn man solches Elend sieht, riecht und hört, wie wir Journalisten in den letzten beiden Tagen. Ich bin nicht der einzige, dem das Gesehene, Gehörte, Erlebte noch nachzittert; Herr Barzini, der Spezialkorrespondent des „Corriere della Sera“, der erst vor vierzehn Tagen aus Tokio zurückgekehrte Kriegsberichterflatter, und Herr Malagodi, der Spezialkorrespondent der „Tribuna“, der sonst in London wirkt, erzählen mir schauernd, daß auch ihre Nerven kaum ausreichten. Andere Leute, die Land und Leute schon seit Jahren kennen, nehmen freilich die Ereignisse kaltblütiger auf. So sagte mir ein humoristischer Oberleutnant der Infanterie, ehe ich meine Rundfahrten begann: „Regen Sie sich doch nicht auf! Wenn Sie ein Dorf gesehen haben, haben Sie sie alle gesehen; es ist überall la même chose.“ Aber der Herr hatte unrecht. Nachdem ich mit vieler Mühe ein Wägelchen mit einer Schindmähre aufgetrieben hatte — denn in Kriegszeiten wird alles Fuhrwerk von den Behörden requiriert — fuhr ich zunächst nach dem Dorf San Gregorio talab, bergauf, auf langen Schleifen. Nach halbstündiger Fahrt passierte ich einen Olivenwald, der Hans Thoma in Entzücken versetzt hätte. Man hat eben als Deutscher, dem Kalabrien noch als die ungasstliche Räubergegend im Kopf herumspukt, meist keine richtige Vorstellung von dem natürlichen Reichtum und der wunderbaren Fruchtbarkeit dieses herrlichen Landes, das der Großgrundbesitz und die pfäffische Bourbonendespotie jahrhundertlang ohne

Bildung, ohne Wege, ohne jegliches Mittel zum Aufschwung ließen, und dem das neue Italien, obschon es ihm notdürftig Straßen und Wege baute, in vierzig Jahren auch viel zu wenig gab. Über der Bewunderung des prächtigen Landschaftsbildes hatte ich beinahe des Erdbebenschreckens vergessen. Doch wie ward mir, als wir um eine Ecke bogen, und ich mich plötzlich bei den ersten Häusern vor der Wirkung der Katastrophe sah! Eilig gehe ich über einen Platz, auf dem schon Bauholz aufgestapelt war, das von der Küste mühselig hinaufgeschleppt wurde, in die erste Straße, insofern man von Straße noch reden darf, da man tatsächlich auf meterhohem Schutt Vorübungen zum Alpenkriechen machen konnte. Der erste Anblick war erschütternd. Kein Haus unbeschädigt. Entweder war die Vorderwand umgeklappt oder eine Seitenwand; sehr viele Häuser waren auch einfach in sich selbst zusammengefallen; andere — und das machte den seltsamsten Eindruck — hatten das Dach unverfehrt, während an den obersten Ecken links und rechts große Böcher klappten, gerade als ob ein Riesenkind sich damit erlustigt hätte, einige Felsen abzureißen. Wieder andere Häuser machten den Eindruck, als ob solch ein Riesenkind ihnen von oben einen Faustschlag versetzt hätte. Freilich. Wie waren alle diese Behausungen auch gebaut? Als Rippen diente im Feuer verkohltes Holz; die so gebildeten Rahmen waren mit getrocknetem Lehm oder Schlamm ausgefüllt, ohne Mörtel, nur hier und da durch edige Feldsteine gestützt und gestärkt. Grauenhaft wirkte es, wenn man in die offen geredeten Stübchen blickte und an irgend einer Wand noch ein armselig Bild, ein Schränkchen, eine Heiligenstatuette hing. Als ich die Wohnungen geschaut, kam die Reihe an die Bewohner. Jeden Augenblick nahte sich mir eine Zammergestalt, aber — come si fa? — ich verstehe kein Kalabresisch. Als ich zum Eingang des Dorfes zurückkehrte, läuft mir der Pfarrer entgegen, der mich geradezu zwingt, die Kirche zu besichtigen. Außerlich zeigt diese nur wenige Verlegungen, aber drinnen wohnt das Grauen. Das Gotteshaus ist ruiniert und muß



wie alle anderen Häuser von Grund aus aufgebaut werden. Ich staunte ob der Leichtherzigkeit des guten Pfarrers; denn der Aufenthalt in seinem Amtshause war nicht gerade gefahrlos; er aber lief im Bidzack herum, um mir seine geradezu scheußlich ärmlichen Kirchenschätze zu zeigen. Hauptsächlich war es ihm aber darum zu tun, mich den Glaschrein sehen zu lassen, in dem bisher der „Patron“ der Kirche in Form einer vergoldeten Büste residierte. „Ein Wunder!“ schrie er förmlich, „sehen Sie doch nur; das Glas blieb intakt!“ Seltsamerweise hatte der Gute es doch für rätlich gehalten, die Büste des „patrono“ aus dem intakt gebliebenen Schrein nachträglich herauszunehmen. Man kann ja nie wissen. Die anderen Leute, die ich sah, und die mir vergeblich ihr Leid klagen wollten, schienen ziemlich ruhig. War es Betäubung oder Resignation? Wer das wußte? Ich erkundige mich nach den Opfern. Sieben Tote und nur wenige Verwundete. Das schien mir wirklich ein Wunder. Aber der Pfarrer, den ich um Aufklärung bat, eilte davon, um mit den Zimmerleuten zu reden, die gerade begannen, eine Barade aufzurichten.

Weiter! Nach zehn Minuten Kumpelfahrt komme ich zu dem kleinen Dorfe Mezzo Casale. Die Verwüstung ist hier vollständig. Der Ort ist menschenleer. Erst nachdem ich durch die Trümmerstätte hindurchgeklettert bin, kommt mir ein Mann, der in Kleidung und Haltung ganz gebildet schien, von vier armseligen Mütterchen begleitet, entgegen. Natürlich fragt auch er, ob ich „Ingenieur“ (Baumeister) sei. Ohne Geste, ohne Pathos sagte er: „Sie haben gesehen. Fünfundsiebzig Tote zählt unser kleines Dorf. Es ist völlig zerstört. Ich bin allein mit diesen Frauen zurückgeblieben. Die anderen Geretteten irren in der Campagna herum ohne Dach und Brot.“ Als ich ihm darauf tröstend sagte, wie die Wohltätigkeit sich in ganz Italien so wunderbar geregt, und daß u. a. Mailand allein schon über eine halbe Million aufgebracht habe, da kam Leben in diesen anscheinend apathischen Mann. Bitter lächelnd

rief er: „Ma chè! Zu uns kommt doch nichts! Da gibt's zu viele Miteßer!“ Was sollte ich als Ausländer sagen? Ich wandte mich ab und ging weiter, während der Mann seinen Begleiterinnen eine philosophische Definition des Wesens gab, das man gemeineuropäisch Publizist benamft. Als ich mich an einer Straßenede zu nahe an die Häuserwand wagte, stießen die Frauen einen Schreckensruf aus. Sie hatten Recht. Man wandelt nicht ungestraft unter wankenden Dächern. Gleich darauf unterdrückte ich aber selbst einen Schreckensruf, denn die Kirche, die ich jetzt sehe, hat besonders dran glauben müssen. Steinbrocken von ein bis zwei Meter Durchmesser wurden von ihr zehn, zwanzig Schritte weit fortgeschleudert. Zurück vors Dorf in den Wagen. Nach einer Viertelstunde erreichten wir ein neues Dorf, Z a m m a r ò. Der im schönsten Lumpenfeßen-Anzug prunkende Kutscher hielt wieder vor dem Ort, da es unmöglich ist, die Straßen zu durchfahren. Als ich wenige Schritte getan, traute ich meinen Augen kaum. Dies Bild der Zerstörung übertraf alles, was ich bisher geschaut. Ich konnte buchstäblich nicht mehr weiter und hatte vielleicht zum ersten Mal in meinem Leben eine Ahnung von der Bedeutung der Redensart: „Alles kurz und klein schlagen.“ Worte reichen nicht aus, um den Anblick wiederzugeben. Als ich mich von meinem Schreck ein wenig erholt hatte, erblicke ich im Hedentor eines Gartens ein Mädchen, das mir winkt, näher zu kommen. Ich gehorche und sehe mich vor einer malerischen Szene. Eine ganze Familie, Urahne, Großvater, Mutter und Kind. Sie haben sich aus Brettern, Luchern, Rufen, Stangen, Körben notdürftige Lagerstätten gebildet und sitzen um ein Feuer herum, wo sie seit der Schreckensnacht das erste warme Essen bereiten. Der Patriarch, der mit seinen hohlen gelben Wangen, den erloschenen tiefstliegenden Augen, dem zottigen Ziegenbart, ganz gut die Rolle des alten Moor im Hungerturm spielen könnte, befiehlt, mir einen Stuhl zu bringen. Ich frage nach den Opfern. „Unser Ort zählte vierhundert Einwohner; davon sind vierundsiebzig tot und hundert-

vierundsechzig verwundet!" „Donner!" rufe ich unwillkürlich. In diesem Augenblicke nähert sich ein schlankes, etwa sechzehn Jahre altes Mädchen, eine Schönheit, die jeden Maler in Ekstase versetzen müßte, und sagte ruhig: „Meiner Schwester wurden beide Beine zerschmettert." In „Emilia Galotti" heißt bekanntlich: „Könnte man diesen Ton vor Gericht stellen!" Ähnlich denke ich auch: Könnte ich die Ruhe, diesen Tonfall phonetisch wiedergeben! Es war herzzerreißend. Aber wer nicht ruhig war, das war der Patriarch. Einen Wasserfall von bitteren Worten in reinem Italienisch sprudelte er hervor. O diese Stepsis! Auch er glaubt nicht an die Beihilfe der Regierung; auch er weiß sicher, daß sich kein Groschen in seine Tasche verirren wird.

Weiter! Das heißt, weiter gehts nicht. Wir müssen nach San Gregorio zurück, weil die Straße versperrt ist. Unser nächstes Ziel ist *Pisocoppio*. Erst nach einer Stunde erreiche ich das nur wenige Kilometer entfernte Nest. Auf der Fahrt sehe ich viele leicht Verwundete u. a. eine schlanke Jungfrau, deren Nasenbein zerschlagen wurde. Auch schwerer Verwundeten begegnet man, die auf improvisierten Bahren nach der Stadt geschafft werden. Schnell geht das zwar nicht im Gebirgsland, zumal bei dieser mörderlichen Hitze, wo man sich alle Kleider vom Leibe reißen möchte. Alle zweihundert Schritte setzen die Träger die Bahre auf den Weg und sich selbst in den Graben. Wie ich durch San Gregori fahre, sehe ich plötzlich, wie an einem Kreuzwege die Leute derart zusammenlaufen, als wollten sie sich eine Schlacht liefern. Halt! *fermo! vetturale!* Ich springe herzu und — schade, daß ich kein Regisseur bin. Hier hätte ich Massenbewegung der Statisten studieren können. Hat das kalabrische Volk aber natürliche Schauspielkunst!! Das war ein Geheul, ein Gejammer, ein Blickschleudern, ein Augenaufschlag, ein Gestenspiel! Und warum? Sie hatten einen neuen Stoß verspürt. Noch gelst mir der Notschrei: „*El terrauut!*" in den Ohren. Vergebens suchen die beiden Karabinieri, die würdig still für die Aufrechterhaltung der Ordnung sorgen, die Leute zu beruhigen,

vergebens sagen sie: „Ihr seid ängstlich, Ihr seid nervös, es war kein Erdbeben, sondern nur ein leises Echo; Ihr wißt doch, was geschieht, wenn man einen Stein ins Wasser wirft. So gibts auch auf der Erde leichte Wellen, wenn ein Beben gewesen ist!“ Viele tun darob, als ob sie den Trost glaubten; intelligentere Burschen aber, die offenbar antimilitaristisch sind, wollen sich von der bewaffneten Macht nicht imponieren lassen und widersprechen: „Seht doch, der Telegraphendraht zittert noch!“ Und mich rufen sie zum Kronzeugen an, doch ich kann nichts aussagen. Ich hatte nichts gespürt. Offenbar fehlte es mir jetzt an Erdbebensinn; denn auch in der Präfektur von Catanzaro lächelte ich ungläubig, als der Herr Rat seinen Vortrag erschreckt unterbrach: „Fühlen Sie nichts? Es stößt!“ (In beiden Fällen war wirklich an anderen Orten jedes Mal durch diese Stöße Unheil angerichtet worden.) Bald darauf kam ich nach *Bisocopio*, einem Ort von 1335 Einwohnern. Am Eingang empfängt mich der Pfarrer. Er fragt mich, was ich sei. Kaum hat er erfahren, daß ein Mann der Presse vor ihm steht, so faltet er die Hände und beschwört mich um Gotteswillen auf die Regierung einzuwirken, daß die Verteilung der Spenden nicht den bürgerlichen Behörden, sondern nur dem Militär oder den Karabinieri anvertraut werde. Als ein Karabiniere herzutritt, der sich freundlich als Führer anbietet, wiederholt er seine Worte und besteht darauf, daß ich sie in meinem Notizbuche fixiere. Zum Schluß rief er emphatisch aus: „Und das sage ich, Don Antonio Carulli, königlicher Pfarrer des einst gewesenen Bisocopio!“ Das kleine Männchen wirkte beinahe komisch, und doch waren seine Worte sehr ernst. Ernster klangen sie noch, als der Bürgermeister Graf C. zu uns hertrat und sie mit größerer Bitterkeit wiederholte. Der Mann sah aus, als ob er in den letzten Tagen plötzlich alt geworden wäre. Auch er bot sich als Führer an, und bald sammelte sich um uns eine Gruppe von zwanzig Männern, die in allen möglichen Arten von Arbeitskleidern staken und taten das gleiche, so daß oft drei bis vier zugleich sprachen. Der eine zeigte

mir die Ruinen, unter denen die meisten Toten hervorgeholt wurden, der andere warnte mich vor einer sturzluftigen Mauer, ein dritter zog mich von einem gefährdeten Haus zurück, der vierte erzählte mir Fälle von wunderbarer Rettung. „Wie groß ist die Zahl der Opfer?“ — „59 Tote und 200 Verwundete“, sagte der Sindaco. „Ein Glück, daß hier meist nur Bauern wohnen, die auf dem Felde waren, um die Feigen- und Öl bäume zu bewachen, sonst wäre die dreifache Zahl gestorben. Die Stadt ist vernichtet. Wollte man die Trümmer flicken, so wäre das die reinste Ironie. Die Regierung muß den ganzen Ort von neuem aufbauen, sonst geht die Hälfte der Einwohner nach Amerika und der Rest stirbt vor Hunger, denn was sollen die Leute anfangen?“ Weit kommen wir nicht, denn nachdem wir drei Gassen vorsichtig abgeschritten hatten, verhinderte der meterhohe Schutt jedes weitere Vordringen. Der Herr Sindaco begann wieder von Hilfsgebern zu sprechen. Ein alter Mann strich sich eifrig durch seinen grauen Vollbart und bestätigte lebhaft, daß die Regierung die Gelder nur den Carabinieri geben dürfe. „Nicht wahr, Graf“, fuhr er dann fort, „Du weißt doch, wie es uns 1894 erging; ich habe damals nichts gekriegt und Du auch nicht. Und doch war ich, was ich jetzt bin, Gemeindefarzt. Zum Glück ist die Regierung schon so klug gewesen, den ganzen Rettungsdienst in eine Hand zu legen. Und Erzellenz General Lamberti geht auch stramm genug vor.“ Als ich mich verabschieden wollte, erneuerte der Bürgermeister seine früheren Bitten und empfahl als bestes Mittel die Auffrischung des Gesetzes, das seinerzeit für die Erdbeben in Ligurien erlassen worden ist.

Dann ging's zurück nach Monteleone. Beim Abendessen sprach ich mit den Tischgenossen, Pionieroffizieren, dem Provinzialarzt und Sanitätsbeamten, über das Mißtrauen der Bevölkerung und über ihre Apathie. „Was wollen Sie?“ meinte der Provinzialarzt, „die Apathie könnte man als eine Folge der Schreckensnacht und der fortgesetzten Nervosität, welche die wiederholten Stöße verursachen,

erklären, aber die Kalabresen sind auch von Natur aus apathisch und indolent. Das ist eine Masseneigentümlichkeit, für die ich noch keine Erklärung, auch keine historische, gefunden habe.“ — „Was aber das Mißtrauen anbelangt“, sagte ein Journalist, „so kann auch ich davon erzählen, denn mir haben Pfarrer, Arzt und Bürgermeister die gleichen Reden gehalten wie Ihnen. Berechtigt ist die Skepsis, denn zum Kuckuck auch wozu haben wir denn den häßlichen Streit zwischen den Stadt- und Dorfparteien? Und muß nicht auch ein Erdbeben der Wahlpolitik dienen? Die Gegner des Abgeordneten fürchten doch nicht mit Unrecht, daß dessen Anhänger bei der Verteilung der Liebesgaben bevorzugt werden.“ An diese Worte mußte ich denken, als ich eine Stunde darauf im Palazzo des reichsten Bürgers, Gagliardi, wo General Lambertini wohnt, den Herrn Abgeordneten traf. Der Herr, der vor wenigen Jahren Untererzelenz in der Post gewesen war, zeigte viel Zuborkommenheit und stellte sich dem Vertreter eines deutschen Blattes in allem zur Verfügung. Ich dankte ihm recht lebhaft, aber ich habe bis jetzt von seiner Liebenswürdigkeit noch keinen Gebrauch machen können.

Monteleone, 16. September 1905.

Gestern Vormittag setzte ich meine Zickzackfahrt fort, sah aber nur noch zwei Orte. Zuerst gings nach Osten, nach Stefanacconi. Diesmal hatte, da es starke Steigungen abzumachen galt, mein Kutcher zwei Pferdlein vorgespannt. Im scharfen Trabe ging's talab. Die Sonne arbeitete „voll und ganz“. Als der Wagen vor dem Orte hielt, fand ich die Eingangstraße ganz menschenleer. Nur ein frisches Mütterchen mit dem malerischen weißen Kopftuch, das links und rechts sich zur Haube verbreitert, saß vergnügt auf der Schwelle eines halbierten Hauses und knabberte mit dem einzigen Zahn, der dafür aber riesig groß war, an einer Feige herum. Das Mütterchen zeigte sich auch sehr schwatzhaft, aber leider verstand

ich's nicht. Mein Kutscher, der Wagen und Pferde verlassen hatte, schüttelte auch den Kopf ob des Gallimathias und riet mir, weiter zu gehen. Wir kletterten über gewaltige Trümmer an der geborstenen Kirche vorbei und der Kutscher hörte dabei nicht auf, mir Vorsicht anzuempfehlen, indem er voller Argwohn auf die Kirche zeigte. Nun ja, das Erdbeben hatte dieser auch schändlich mitgespielt. Die Türen standen offen, offen aber auch die halbe Hinterwand und das Dach. Der für ein verlorenes Nest aus dem Hinterwald überraschend schöne Barockaltar war mitten durchgerissen und seine prächtigen korinthischen Säulen lehnten links und rechts an der Chorbauwand. „Sehen Sie das Wunder!“ rief der Kutscher ganz begeistert; „die Statue des Patrons ist heil geblieben, sie steht noch ganz wie sonst auf dem Altar!“

Wir schreiten weiter. Ein Haus fiel mir auf; es war in eine riesige Jahrmarktsbude verwandelt. Plötzlich erblickten wir einen Photographen und daneben einen Lokalkorrespondenten. „Gehen Sie weiter, zur Piazza“, sagte mir der letztere, „denn eben findet Brotverteilung statt. Überzeugen Sie sich selbst, was man dem Volke für Zeug anzubieten wagt! Das Brot ist sauer!“ Im Laufe des Gesprächs entpuppte sich der Mann als Sozialist. Ich begann das übliche Verhör. „Wie viel Opfer?“ — „94 Tote und 300 Verwundete auf 2000 Einwohner.“ Die Piazza war gefüllt mit etwa hundert Menschen, meistens Frauen. Ein Gemeindebeamter rief die Namen aus, und der oder die Gerufene nahm ein halbes Brot, eine Art Graubrot,  $\frac{1}{4}$  Kilo schwer, in Empfang. Gestern hatte auch der Bürgermeister von Bisocopio über die geringe Menge Brot geklagt und empört hinzugesetzt: „Und mit einem Fünftel Kilo soll man noch dazu die pappa (Brei) für die Kleinen kochen!“ Hier schienen aber die Brotempfänger weniger kritisch zu sein; ich sah ältere Männer, die ihr Stück, als sie es nach Hause trugen, zärtlich tätschelten. Überhaupt fiel mir das gesittete Benehmen dieser Armen auf; denn die Verteilung ging ohne Lärm und ohne jedes

Gedränge vor sich. Ich wurde auch von niemand angebettelt, wie es mir in Monteleone stets geschah. Der Sozialist gesellte sich wieder zu mir und schimpfte auf die Regierung. „Warum baut sie nicht „cucine economiche“ (Volksküchen), damit die armen Leute und besonders die Verwundeten etwas Warmes bekommen?“ Ich wollte ihn schon auf die großen Entfernungen aufmerksam machen, auf die Verkehrsschwierigkeiten im Gebirgsland, aber da kamen wir an eine langgestreckte offene Bretterbude, die überraschend schnell hergestellt worden war. Sie diente als provisorisches *Lazarett*. Apathisch lagen die Kranken auf Bettsäcken und Matratzen und schienen es kaum zu empfinden, daß sie so zur allgemeinen Ansicht ausgestellt waren. Eine junge schöne Frau in Trauerkleidern saß in einer Ecke mit ihrem verwundeten Kinde auf dem Schoß, ein Pendant zu der trauernden Witwe auf Bautiers „Leichenschmaus“. Schöne Frauen sind in dieser Gegend selten. Sie aber war eine Schönheit, die der Schmerzverklärte, in der Ferne suchende Blick noch eindringlicher machte.

Vor der Hospitalbaracke hatte man die Kirchenglocke zwischen zwei Pfählen aufgehängt. „Ein einzig Haus ist stehen geblieben“, sagt der Kutscher, und zeigt auf die Ecke; „eine *Dstera* ist's.“ Ich verstand den Guten, weil auch ich Durst hatte. Über Durst klagt man hier überhaupt allgemein; denn der Wein der Gegend ist zu schwer, und durststillend ist im heißen Sommer Italiens nur der Chianti, dazu sind in Monteleone und Umgegend infolge des Erdbebens mehrere Brunnen versiegt, und Selterswasser gibts nicht, weil die einzige Fabrik der Gegend so beschädigt wurde, daß kein Arbeiter sie zu betreten wagt. In der Wirtschaft, einem schmutzigen Kramladen, saßen zwei Carabinieri beim Mittagessen. Sie klagten auch über Durst, da alles Brunnenwasser seit dem Erdbeben warm geworden ist. Sie waren von Caserta hierher kommandiert. Bereitwilligst boten sie ihre Dienste an, beklagten ihre Ohnmacht gegenüber dem großen Weh und Jammer, aber nicht ihren schweren Dienst. Nur



eines erfreute sie: daß eben dies einzige Haus fest stehe und sie so wenigstens eine Unterkunft für die Nacht hätten. „Nette Unterkunft“, dachte ich bald nachher, als ich draußen war und zufällig mit gelindem Schrecken nach oben schaute; denn das einzige „feststehende“ Haus hatte eine halbe Seitenwand und einen Teil des Dachs eingebüßt. Als ich zum Wagen zurückkehre, sagt mir der Kutscher gleichmütig: „Wir müssen zur Stadt zurück, da wir hier nicht weiter können; die Straße ist blockiert.“ — „Also was tun?“ — „Wir müssen zur Stadt zurück und aus einem andern Tor herausfahren!“ Schade, daß der Sozialist nicht da war. Dieser eine Fall von Verkehrsschwierigkeit wird sich bei der großen Ausdehnung des Erdbebengebiets doch noch sehr oft wiederholen.

Sehr, sehr langsam ging's wieder hinauf. Die Stadt wurde durchquert und hinaus ging's durch das Nordtor über eine stattliche Allee. Links weit vor dem Tor ist das Zeltlager der Soldaten. Nach einigen Kilometern biegt der Wagen nach Osten ab; in der Tiefe liegt in einer Mulde eingebettet der Ort San Donofrio. Seine braunroten Dächer zeigen keine Beschädigungen. Er scheint also gut davon gekommen zu sein. Dieser Eindruck wird verstärkt, als der Kutscher nicht, wie bei den anderen Orten, vor den ersten Häusern hält, sondern bis zur Piazza durchfährt. Hier erst heißt er mich aussteigen und geradeaus zur Kirche gehen. Hier und da sind Bettzelte, Teppichhütten und Lumpenlauben aufgestellt, ein elender Wohnungserfatz, der an die Lagerstätten von Zigeunern und Kesselflickern erinnert. Und wie sehen die Bewohner dieses Glends erst aus! Fast negerhaft zeigen sich die verkümmerten Gesichter der alten Frauen. Stumpf, blöde starren sie auf den Fremden. Die Kirche war einmal. Hier hat das Erdbeben seine Wut ordentlich ausgelassen. Das Trottoir, das rechtwinklig auf ihre Fassade stößt, ist auf zwanzig Schritte meterhoch von ihrem Schutt bedeckt; Schutt, sozusagen; denn es sind Steinbrocken von anständiger Größe darunter. „Ein Glück, daß das Erdbeben nachts passierte“, sagt mir ein Mann, der

aus einem der durch die Kirchentrümmer blockierten Häuser herausgeklettert ist; „wir sitzen nämlich im Sommer vor der Türe und“, — dabei zeigt er auf die Kirche — „die hätte uns ja alle erschlagen. Mir schaudert's noch!“ Seine Rede wurde durch seine rundliche, behäbige Frau unterbrochen, die plötzlich einen Heulanzfall bekam, wie er sonst nur von neapolitanischen und trasteverinischen Höckerinnen exekutiert werden kann, wenn sie in Wut geraten. War's Naturell oder Schauspielerei? Ihrer Worte Schnelligkeit hätte kein Parlamentsstenograph einholen, ihre Gestenbehendigkeit kein Kinematograph aufnehmen können. Noch tönt mir aber ihr schluchzender Gesang im Ohr. „Mann der Regierung“, hub sie an, „helft, helft! Wir haben kein Brot, kein Geld, keine Kohlen, kein nichts, und wenn der Winter kommt . . .“ — „Willst Du wohl still sein! Du verd . . . Lästermaul“, fluchte der Gatte, der ausah, wie Ludwig XI von Frankreich in der Darstellung Walter Scotts. Er war schäbig dezent gekleidet. Sehr gemessen, aber mit einer freudigen Bitterkeit, wie sie der Schmerz annimmt, wenn er sich an der eigenen Qual noch grausam ergötzt, fuhr er fort: „Die Ernte hatten wir gerade eingebracht; die liegt begraben. Wie sollen wir nun die Trauben und Oliven einholen, da wir nichts haben, wo wir sie hinstecken können? Also wär's besser gewesen, wir wären gleich gestorben. Der Tod ist uns doch sicher, entweder durch Hunger oder durch Lungenentzündung. In drei Wochen beginnt die Winterszeit mit ihrem unendlichen Regen, und wo bergen wir uns vor ihm? Ein Genieoberst war hier und erklärte alle Häuser für unbewohnbar. Und dann will die Regierung für den Ort mit 4000 Einwohnern nur Baracken für 500 Mann bauen. Netze Regierung! Hi, hi! Ja, laßt nur erst den Regen kommen! Der bohrt sich dann in die Risse, und da fällt Haus für Haus ein! Hi, hi.“ Der Mann konnte einen rasend machen. Ich hätte mich gern von ihm getrennt, aber er wich nicht von meiner Seite, da er mich führen müsse, wie er sagte, weil ich nach dem Aussehen der Fassaden sonst glauben könnte, der Schaden sei nicht so

groß. In der That ließ er mich an einzelnen Häusern, die anscheinend unverlezt waren, durch die offenen Fenster blicken. Da sah man freilich handbreite Risse. „Wie viele Opfer?“ fragte ich, um ihn abzulenken. „Zum Glück nur 14 Tote, aber 300 Verwundete.“ Die Zeit drängte, und, um den Mann loszuwerden, fragte ich ihn, ob ich ihm eine Stärkung anbieten könnte. „Wo?“ lachte er grimmig; dann aber fuhr er sich eines Besseren besinnend fort: „Ja, der compare (Gebatter), der Krankhändler, dessen Haus am wenigsten abgetriegt hatte, hat vielleicht Vermut!“

Im Kramladen saßen einige wilde Gefellen, die an Brigantenfurcht leidenden Leuten wohl nicht gefallen hätten.

Sie wechseln nur unverständliche Worte mit dem Kutscher und aus den drohenden Mienen und der gleich darauf angenommenen äußeren Ruhe merkte ich, daß es Streit gab. Nachdem ich mich von meinem Führer losgemacht, frage ich den mürrischen Wagenlenker, was los war. Zuerst schwieg er, dann aber sagte er mit verhaltenem Zorn: „Der eine wollte durchaus mitfahren. Aber Leute, die ich nicht kenne, nehme ich nicht.“ Ich hatte so viel von „kalabresischer Wildheit“ gehört, daß ich froh war, daß die Sache bei Worten stehen geblieben ist. Anstatt des wilden Gefellen bekam mein Wagen, der langsam nach Monteleone zurückwich, zwei Fahrgäste auf einmal. Kleine Burschen von sechs und sieben Jahren, zerlumpt wie die Betteljungen Murillos. Der Kutscher machte mich auf den einen Barfüßler aufmerksam; er habe Vater und Mutter beim Erdbeben verloren. „Aber warum kam er denn nicht ins Waisenhaus?“ Ein Achselzucken war die Antwort. „Das Gesuch ist eingereicht!“ O heilige Bureaukratie! „Aber wer kümmert sich um den Kleinen?“ Ein neues Achselzucken. Ich bat den Kutscher, die Jungen auf den Boden zu nehmen, aber es machte ihnen mehr Spaß, sich hinten aufzusetzen, und nun ging ein Richern und Singen hinter mir an, daß es eine wahre Freude war. Als wir zur Stadt kamen, waren die beiden plötzlich verschwunden. Einige Zeit darauf machte ich einen

neuen Kundgang durch Monteleone, das mir jetzt größer erschien, da ich viele Straßen passierte, die ich früher übersehen hatte. Dabei fand ich, daß doch mehr Schaden angerichtet worden war, als ich bisher glaubte. Auch sah ich neue Zeltlager, da in den letzten beiden Tagen noch ganze Reihen von Häusern für gefährdet erklärt worden waren und deshalb geräumt werden mußten. Ich treffe einige von Bürgern der Stadt begleitete italienische Korrespondenten, von denen zwei ebenfalls aus Vorsicht im Zelt kampieren. Ich bat sie, mich zum Bürgermeisteramt zu begleiten, was ihre Freunde aus der Stadt lachend widerrieten. Natürlich wieder die alte Geschichte. Die Herren von der Stadtverwaltung fühlen sich durch das Militär zurückgesetzt und beklagen sich, daß dieses alles allein tun wolle. Wer Recht hat, wie kann das ein Fremder entscheiden? Besonders herrsche, so erzählen die Kollegen mir, große Animosität gegen den General, der zu aufgereggt und reizbar sei. Auch habe man ihn im Verdacht, daß er seine Soldaten in Monteleone zusammenhalte, anstatt sie nach auswärts zu schicken, um für den Fall, daß die Unzufriedenheit des Volkes sich in Demonstrationen, wenn nicht Schlimmerem entladen sollte, vorbereitet zu sein. In einzelnen Städten, wie in Tropea, gab es ja auch schon Zusammenrottungen. „Gott gebe nur, daß kein Regen kommt“, sagte einer der Kollegen, der das Beben im Zeltlager mitmacht und so die Stimmung seiner Lagergenossen kennt. „Dann werden die Leute wild vor Verzweiflung; denn nicht nur alle ihre Vorräte an Öl und Frucht gehen in den halb zerstörten Häusern zu Grunde, nein, sie selbst liegen im Wasser und holen sich Krankheiten. Der Barackenbau geht auch viel zu langsam vorwärts!“ — „Aber“, warf ich ein, „wo soll denn das Holz herkommen? In der ganzen Provinz ist ja keins aufzutreiben, und die einzige Bahn, die von Norden hierher führt, ist unzureichend.“ — „Ach“, sagte er, „das ist es nicht allein; auch unser Militär arbeitet bürokratisch.“ Stets das alte Lied vom Schema F!

Einige Zeit darauf treffe ich einen Pionieroberleutnant von unserer Tischgesellschaft. Ich spreche ihn wegen des Baradenbaus an. Da wurde er fuchswild. „Ja, sind denn die Leute hier toll! Alles soll die Regierung tun. An Selbsthilfe wie unsere Bauern in Oberitalien denken sie nie! Da hat die Provinz Catanzaro das große Waldgebirge Sila, aber bis jetzt ist es noch keiner Gemeinde dieses Gebirgswaldes eingefallen, Zugangsstraßen zu bauen, und so können wir das Holz, das vor unserer Nase liegt, nicht haben, sondern sind auf den Transport vom Norden angewiesen. Und dann, meine Soldaten arbeiten freudig und eifrig, aber nicht alle Pioniere sind auch Zimmerleute. Meinen Sie, es hätte sich auch nur ein hiesiger Zimmermann aus freien Stücken angeboten, uns zu helfen? Im Gegenteil. Sie verlangen einen exorbitanten Tageslohn. Und die Aufscher erst! Wir müssen sie durch die Carabinieri zur Arbeit zwingen. Die Kerls verlangen für die Fahrt an die Küste fünfzehn bis zwanzig Lire, und das bei einer Strecke von elf bis fünfzehn Kilometern! Und nun kommt die andere Schwierigkeit: jeden Tag meldet sich ein neuer Ort und bittet um Soldaten. Ich weiß nicht mehr, wie ich die überall zersplitterten Mannschaften — oft kann ich an einen Ort nur drei Mann schicken — übersehen, wie ich sie verpflegen soll!“ Ich frage nach sonstigen Neuigkeiten. „Unsere Pioniere beginnen den Kirchturm von San Michele abzutragen. Hoffentlich passiert den wagemütigen Kerls nichts, sonst gnade Gott uns Offizieren; denn wir werden für alles verantwortlich gemacht. Warum helfen uns die Arbeiter aus der Stadt nicht?“

Vor dem Palazzo Gagliardi begegnet mir der Adjutant des Generals. „Gibt's noch keine Übersicht über den Gesamtschaden?“ Achselzucken. „Jeder Tag bringt neue Unglücksmeldungen; das Unglücksgebiet breitet sich immer mehr aus. Ich komme eben aus der Provinz Cosenza zurück, um den Schaden von Ajello zu konstatieren, wo ein Bergsturz die Erdbehensschäden vergrößerte.“ Als ich auf die Äußerungen der Unzufriedenheit in der Bevölkerung hin-

wies, zuckte der Kapitän wieder die Achseln. „Selbstverständlich kann man es nicht allen recht machen und besonders jetzt, wo die Kalamität so schauderhaft ist.“ In diesem Augenblick zog eine Schar junger Leute vorüber; ein starker Bursche mit energischen, harten Zügen schrie unausgesetzt: „Mein Vater liegt im Sterben, meine Mutter ist krank, und man gibt uns kein Zelt!“ — „Recht hat er!“ ruft ein Bürgermann, der in der Nähe steht; „schreien muß man, schreien! Wir in Monteleone werden ganz vergessen, die von auswärts werden bevorzugt!“ Die weiteren Worte erstickten in Flüchen. „Ja wohl“, rief ein anderer Mann so laut, daß alle Offiziere es hören mußten, „schreien wir, und wenn man uns nicht hören will, so greifen wir zum Blei!“ Alle diese kleinen Episoden wurden natürlich beim Abendessen von unserer Gesellschaft durchgesprochen. Da einer der jungen Ärzte die Kalabresen in Schutz nahm und sagte, sie seien gutmütige Leute, die man mit freundlichem Wort zu allem führen könne, rief ein Pionieroffizier: „Nein, sie sind indolent, ja faul! Und diejenigen, die am meisten schreien, sind die kleinen Rentner, die vor der Beschädigung ihrer Häuser mit einem Jahreseinkommen von 1000 Lire die „großen Herren“ spielten und nun befürchten, eventuell arbeiten zu müssen. Der kleine Mann schimpft viel weniger; er weiß, daß ihm eine Bretterhütte geschenkt wird, die ihm die Miete in den schlecht gebauten Böchern spart, so daß er sich finanziell besser stellt!“

Ein Aushilfskellner, der heute zum ersten Mal antrat, mischte sich in das Gespräch und rief mit Pathos aus: „Ich habe acht Christen zu ernähren; ich habe sechs Kinder, meine Wohnung ist zerstört; ich habe kein Obdach und bei der Brotverteilung bin ich bis jetzt leer ausgegangen!“ Schließlich schimpft er im Abgehen über die Barone und Priester, die Kalabrien verdürben. „Manu, sieh einmal den Antiklerikalen an“, spottete der junge Arzt, der vorher die Kalabresen verteidigt hatte. „Lassen Sie es nur gut sein“, fiel ihm ein Kollege vom römischen Gesundheitsamt ins Wort: „Ich

habe bei meiner heutigen Inspektion doch auch meine Beobachtungen gemacht. Die meisten Ortschaften haben drei oder mehr Kirchen, aber keine Schule und keine Apotheke. Und in diesem Gebiet des kompletten Analphabetismus, von was reden die Leute nur? Nur von dem Wunder, daß der „Heilige“ des Orts heil geblieben! In Bis copio haben sie jetzt schon drei Wunder! Da schlag doch einer! Warum hat denn keiner dieser Ortsheiligen das Wunder fertig gebracht, auch die Kirche zu retten? Diese Egoisten! Nur an ihre Statue haben sie gedacht!“ Die Unterhaltung ging nun auf den Großgrundbesitz und die Untätigkeit der Landbarone über. Doch davon ein ander Mal.

T r o p e a, 17. September 1905.

Der erste Akt der Tragödie ist aus. Dem gewissenhaften Bericht-erstatte r bleibt nichts anderes übrig, als, nachdem er die Hauptschäden in den am meisten betroffenen Provinzen Catanzaro und Reggio Calabria konstatiert hat, zum Hauptquartier zurückzukehren und die dort oft nicht ganz einwandsfreien Einzelnachrichten auf Grund seiner Erfahrungen an Ort und Stelle zu sichten. Ich trennte mich um so leichter von Monteleone, als die Verhältnisse — nicht nur was Unterkunft und Verpflegung anbetrifft — ungemütlich geworden waren, wie aus meinem letzten Briefe hervorgeht. Auch ist es nicht jedermanns Sache, nach mancher schlaflosen Nacht in der Eisenbahn durch die wiederholten Stöße stets aufgestört zu werden. Sind diese Stöße aber so stark, wie in der vergangenen Nacht, so traut man in einem so durch und durch gerüttelten Ort wie Monteleone zuletzt der anscheinend festesten Burg nicht mehr. Und fest war unser Haus; denn am Tag und abends essen alle Offiziere und Beamte drin, ohne jede Furcht, und nur nachts gingen sie mit allen Einwohnern aus der Stadt hinaus, um im Freien zu schlafen. Ich aber hatte mit meinem deutschen Dickkopf also gefolgert: „Was tags hält, muß auch

nachts halten", und war, aller Stichelei zum Troz allein im Hotel geblieben. Diese Nacht aber weckte mich gegen halb drei ein solcher Stoß, daß ich in höchster Panik zum Fenster stürzte und dort rittlings das Morgengrauen erwartete. Mein alter Freund, der Baurat-Aquarellist Albert Genie, der die Katastrophe von Casamicciola mitgemacht, hatte mir nämlich immer empfohlen, bei Erdbeben Schutz zu suchen unter Tür- oder Fensterrahmen. In meinem lustigen Sitz harrete ich aus, bis die ersten Menschen zur Stadt zurückkamen, nahm meine Garderobe und mein Gepäck, eilte auf die Straße, wo ich Toilette machte und dann einen Knaben aussandte, um mir ein Gefährt zu suchen; denn im Eisenbahnwagen an der Küste schläft sich's doch sicherer.

Um neun Uhr war ich schon in Pizzo. Auf der Talfahrt begegneten mir große Karawanen von Ochsenwagen, von denen aber jeder nur etwa fünfzig Bretter hinauffschleppte. Was ist das unter so viele? Auf dem Wiesenplateau über dem malerisch gelegenen, jetzt auch halb zerstörten Städtchen traf ich das größte Zeltlager, das ich bis jetzt gesehen habe. Und dabei hatte die Stadtverwaltung die Kirche S. Crocifisso in ein Hospital und das Teatro Follia in Schlaffäle verwandelt. Von Zeit zu Zeit schaute ich erschreckt zum Himmel, der morgens durch den glühend heißen Scirocco ganz mit Wolken bedeckt worden war, jetzt aber glücklicherweise sich aufzuheitern begann. Nur langsam konnte ich mich durch die engen Straßen winden, da fortwährend neue Ochsenkarren Bretter brachten und in wildestem Gewirr in- und durcheinander fuhren. Bald saß ich am Tisch eines emsig schreibenden Feldwebels an der Station, die so stark mitgenommen wurde, daß das Telegraphenamt in eine Wärterbude hatte verlegt werden müssen. (In Cerello liegt das Bahnhofstelegraphenamt aus Mangel an sicheren Räumen sogar in dem notdürftig gereinigten Aborthäuschen.)

Da hochte ich nun mit der köstlichen Aussicht, auf den einzigen Schnellzug, der fahrplanmäßig um 10 $\frac{1}{2}$  Uhr nachts kommen sollte,



sicherlich vierzehn Stunden warten zu müssen. Plötzlich taucht aus der Feldkaserne, die aus sieben Waggons besteht, der Photograph eines Neapler Blattes auf, der sich zur Konklavezeit einen Namen gemacht hat. Er war eben im Begriffe, Toilette zu machen. Als ich ihm mein Leid klagte, rief er: „Gehen Sie doch mit nach dem Süden, nach P a r g h e l i a, denn, wenn Sie das nicht gesehen haben, fehlt Ihnen das Charakteristischste. Für das Wie Sorge ich; denn wollten wir auf den Schnellzug warten, wären wir angeführt!“ Wichtig! Bald darauf kommt ein Güterzug, der Bretter bringt. Kurz entschlossen, läßt der Neapolitaner unser Gepäck in den Wagen des Zugführers bringen, ohne auf dessen Proteste zu hören, und geht zum Stationschef, dem er siegreich auseinandersetzt, daß die Presse zu Ausnahmeregeln berechtigt ist. Außer uns reisten noch zwei Elektrizitätsarbeiter mit, welche die Telegraphenapparate an den beschädigten Stationen revidieren mußten. Es waren Oberitaliener, die an den Kalabresen kein gutes Haar ließen. Sie zeterten ob deren Faulheit, durch die sich besonders die Einwohner von Monteleone und Barchelia auszeichnen sollen. Letztere hätten sich sogar geweigert, ihre eigenen Toten zu bergen, was die Soldaten tun mußten, und auch die mühselig ausgegrabenen Leichen zu beerdigen, was sie wieder den Soldaten überließen. Dann sprachen die Elektriker von der Panik der letzten Nacht. Überall hätten die Einwohner die noch stehenden Häuser verlassen, weil einer der Stöße ebenso stark war, wie der in der Nacht der Katastrophe. „Und wie lange das wohl noch dauern mag! Denn 1894 hörten die letzten Stöße erst nach acht Monaten auf!“ Während der Weiterfahrt, auf der wir einen neuen Zug mit Soldaten trafen, ward auch der Zugführer gesprächig und gar galgenhumoristisch, denn jedes Mal, wenn wir über das tiefe Bett eines trockenen Bergflusses fuhren und zwar recht vorsichtig, zeigte er fast mit grimmem Behagen auf die Beschädigungen, die die Brücke erlitten hatte. Und jedes Mal riefen die Elektriker, falls die Brücke hinter uns war: „Eccoci salvi un' altra volta!“

Am Mittag kamen wir am Bahnhof von Parghelia an, das nächst Palmi als das ärgste Räuberneſt der Küſte gilt, und ich empfing ſogleich den ſtärkſten Eindruck, den ich auf meiner ganzen Streife gehabt habe. Im Nu waren wir von einem Heer von Lumpengeſtalten umringt, wie ſie Hoffmann, der Freund nächſtlichen Spuks, nicht ſchlimmer hätte erdichten können. Und das Elend erſt in den fieberkranken Geſichtern und die Frucht des Elends, die Boſheit! Das Gekreiſch, das Gebettel, das Seufzen und Wimmern wollte kein Ende nehmen. Viele alte Megären entblößten ihren Oberleib, um deſſen erſchreckende Magerkeit zu zeigen. Es war zum Übelwerden. Der Photograph half ſich, indem er ſich autoritär geberdete und eine derartige Salve von Schreien und Flüchen loſließ, daß die Armſten ſich eingeſchüchtert zurückzogen. Nun kamen wir vom Regen in die Trauſe. Fünf Herren, deren feiſter Führer ſich vornehm in die Bruſt warf, ſtellten ſich als Lokalkomitee zur Verfügung, wobei der Feiſte es nicht unterließ, über die mangelhafte Berichterſtattung zu klagen. Was hatte mir doch der Vertreter des „Corriere della Sera“, freilich mit andern Worten, als das Charakteriſtiſche ſeiner Wahrnehmungen im Erdbebengebiet bezeichnet? „An der Preſſe hängt, zur Preſſe drängt doch alles!“ Auch dieſe Störenfriede ſchüttelten wir ab, bis auf einen ſchäbigen Mann, bei dem alles grau war, Blick, Haar, Anzug und Haut. Er ſchlich hinter uns her wie ein Hund. Wenige Schritte vom Bahnhof kommt man zum Eingang des Städtchens, das 3000 Einwohner zählte und vor der Zerſtörung weniger dörflich ausgesehen haben muß, als die andern „paesi“, die ich kennen lernte. Jetzt ſieht man's freilich anders. Der Photograph wurde wieder nervös; denn jetzt nahten ſich uns Studenten aus Reggio Calabria, die als Hilfskorps Kleider gebracht hatten. Sie boten ſich großartig als Führer an. Das erſte, was ſie verlangten, war aber, daß wir auch ſchön ihre Namen drucken laſſen ſollten. Auch ſie wurden deutlich entfernt. Bei uns blieb nur ein junger Staatsingenieur, der offenbar

froh war, fern von lästiger Begleitung dem ihm befreundeten Photographen sein Herz ausschütten zu können. Die ersten hundert Schritte sahen wir in der Hauptstraße nur die schon gewohnten Bilder der Zerstörung, dann aber folgte eine Kapelle, von der nur eine Wand und die kleine Orgel heil geblieben war, drauf sechs bis sieben vollständig zerpulverte Häuser. Überall lagen noch Heu und Stroh und Hobelspäne umher, auf denen man die 47 Toten und die Hunderte von Verwundeten gebettet hatte. Alle Häuser sind so verlegt, daß ihr Betreten verboten ist. Karabinieri und Soldaten stehen überall Wache. Unverletzt blieb nur der Palazzo des „Signore“, der ein Jahreseinkommen von 200,000 Lire hat, trotzdem aber sich tapfer an der Entgegennahme von Spenden beteiligt. „Ein anderes Bild!“ sagte der Ingenieur. „Hier nahm ich ein fünfjähriges Mädchen heraus, das zweiundachtzig Stunden eingeschlossen war. Als ich, um das Rettungswerk zu erleichtern, die Matratze, auf der das Kind lag, zerschnitt, fragte mir die Mutter deshalb fast die Augen aus.“ Weiter. „Hier fanden“, so sagte der Ingenieur, „die Soldaten die Leiche der größten Schönheit des Ortes, die erst seit zwei Monaten verheiratet war. Da — schauen Sie noch das blutbefleckte Bett! . . . Auch komische Notizen fehlen nicht. So traf ich gestern einen Mann, der heimlich in sein Haus eingedrungen war und das einzig verschonte Zimmer mit einem Flederwisch abstaubte.“ Beim Weiter-schreiten machte sich der Verwesungsgeruch noch sehr unangenehm bemerkbar, obgleich die Leichen schon seit mehreren Tagen beerdigt sind. Und nun erzählte der Ingenieur von der tristen Art der Leichenbergung. Er bestätigte, daß sich kein Einwohner an ihr beteiligt habe, und im Gegenteil die Einwohner später die Soldaten und Ingenieure beschuldigten, sie hätten die Leichen beraubt. „Und das sagen dieselben Leute, die jede Nacht das Lager verlassen, um in Schutt nach Juwelen zu suchen! Natürlich, wenn's ans Stehlen geht, sind sie nicht zu feige!“ Kaum hatte er das gesagt, so schallte aus einem äußerlich ziemlich gut erhaltenen Hause verdächtiges Klopfen.

Ein Pfiff, und im nächsten Moment war das verdächtige Haus von Soldaten und Karabinieri umstellt. Nach zehn Minuten erschien der Ingenieur, der indessen das Haus vorsichtig durchsucht hatte, wieder bei uns und sagte: „Es war der Hausherr, der den Dieben zuvorzukommen wollte. Wenn er nun erschlagen worden wäre! Wen hätte die Schuld getroffen, wen anders als uns? Aber so sind die Leute hier!“

Wir schritten vor's Dorf zurück, stärkten uns im Lager der Offiziere mit Wein und Wasser — viel mehr hatten die liebenswürdigen Wirte auch nicht — und gingen dann zum Lager der Einwohner. Für dieses „Lager der Vertriebenen“ hätte Goethe wohl keine Töne wie in „Hermann und Dorothea“ angeschlagen. Keine Spur von Trauer! Das merkte man besonders, als der Neapolitaner für Illustrationszwecke einige Gruppen aufnehmen wollte und dabei in seiner drohsischen Weise immer wiederholen mußte: „Um Gotteswillen, ihr lieben Leute, so lacht doch nicht, sonst glaubt man ja nicht, daß ich Erdbebenbilder liefere!“ Widerwillig und traurig zeigten sich eigentlich nur in der Nähe der Zelte die gefesselten Hühner, unter denen ein mächtiger Hahn gar manches prometheische Zornkikeriki erschallen ließ. Widerwärtig aber gab sich der Komiteemann, der uns nachgeschlichen war; er wollte durchaus in jeder Gruppe mit posieren. Unter diesen Umständen verlor der Photograph bald alle Lust. Er photographierte nur noch das gerettete Kind und dessen freudestrahlende Mutter; denn diese denkt jetzt weniger an die Matraze als an das durch die Zeitungen berühmt gewordene Kind. Ich fragte nun den Ingenieur, wie er sich das Rettungswerk weiter vorstelle. Er erwiderte: „Das wissen die Götter. Boreerst bauen wir jeder Familie eine Barade, dann suchen wir ihnen aus den Häusern zusammen, was wir an Habseligkeiten retten können; denn das kann man doch nicht gut verlangen, daß der Staat auf seine Kosten jedes Haus wieder neu aufbaut. Was aber die Brotverteilung anbetrifft, so wird sie wohl so lange dauern,

bis sich die Panik legt, und die Leute wieder an die Arbeit gehen. Das hängt aber von der Dauer der nachträglichen Stöße ab. Wir können bei der Apathie der Leute nichts anderes tun, um so mehr, als die ärmeren dieser lieben Leute wissen, daß sie durch die Erdbebenpanik noch viel gewinnen." — „Uff!“ unterbrach der durch zu viele Arbeit nervös gewordene Photograph; „jetzt muß ich aber zu Mittag essen. Ich bin seit fünf Uhr auf den Beinen und habe aus Mangel an Fahrgelegenheit schon vierzehn Kilometer zu Fuß machen müssen. Also auf nach Tropea!“

Zum Glück trafen wir einen mit drei Stunden Verspätung angelangten Bummelzug. Auch die drei Kilometer lange Strecke bis Tropea zeigte wieder einige verlegte Brücken. Das Gepäck blieb am Bahnhof, der ringsum von Zelten, Segeltuchhütten, Baracken und Wohnwaggons umringt ist; denn auch Tropea hat mehr gelitten, als es anfangs hieß. Zwar hat die 6000 Einwohner zählende Stadt wenige Tote und Verwundete zu zählen, aber zu drei Vierteln ist sie zerstört, und doch war sie schon vor dem Erdbeben ruinenreich und dazu schmutzstarr und verwahrlost. Zerstört ist auch das große Hotel, so daß jetzt das gegenüberliegende Gasthaus zur Ehre kommt, den Mittags- und Abendtisch für die Behörden, darunter einen Oberst, liefern zu müssen. Als wir an den einzigen langen Tisch des Speisezimmers kamen, fanden wir eine lebhaftere Gesellschaft vor, bestehend, wie sich später herausstellte, aus einem im Venezianischen gebürtigen Gemeindefarzte, dem Polizeikommissar des Ortes, einem Staatsingenieur und einem dicken jungen „Ranonikus“ der Umgegend, etwa dreißig Jahre alt, an dem alles glänzte: Rock, verhältnismäßig reine Backen, fettstarrer Hut, Zähne, Lippen und Augen. Er entwickelte, was mir bei der unmenslichen Sciroccohitze schier eine physische Unmöglichkeit dünkte, nicht nur einen Riesenappetit, sondern auch eine oft stark weltliche Beredsamkeit, die nicht eben leise war. Während sich die anderen darum stritten, wer am meisten beim

Erdbeben gelitten habe, ob die Grundbesitzer, oder die Armen, die Bauern und die Tagelöhner, und der Gemeindearzt gerade sagte, die Leute von freien Berufen und die Rentner, die von der Vermietung ihres einzigen Besitzes, dem Hause, lebten, seien am meisten geschädigt, rief der rotwangige Priester: „Und von uns spricht man nicht? Nicht nur — Verbeugung und Bekreuzung — ist das heilige Sakrament noch begraben, sondern wir können auch keine Prozession veranstalten! Und doch habe ich, ich allein mit diesen Fäusten für alle die Leichen meines Ortes in der Nähe von Parghelia gesorgt, und ich war schon um zwei Uhr fertig, ehe sich der Bürgermeister von Parghelia regte. Jetzt aber, wo es an die Verteilung der Spenden geht, will der Bürgermeister alles für den Hauptort behalten, wir Vororte kriegen nichts! O, so haben wir — folgte ein Fluch — nicht gewettet, nein, jetzt ist die Zeit gekommen, wo man die Stimme erheben und schreien muß!“ Als er sich noch weiter in die Siedehitze hineinschrie, mußte ihn der Polizeikommissar bitten, sich zu mäßigen, damit er dem armen Volke, das antlich zu ihm komme, — denn er ist im Wirtshaus einquartiert, da sein Bureau beschädigt ist — kein böses Beispiel gebe. Und das arme Volk kam in vielfacher Gestalt. Zunächst als Schifferknecht, der sich beklagte, daß er noch kein Brot bekommen habe; der Polizeikommissar reichte ihm das seine. Dann ein armes Schmutzweib, das getrost als erste Tragödin hätte auftreten können; wenigstens hätte jede deutsche Schauspielerin von ihr Lebhaftigkeit lernen können. Dann kam gleich ein ganzes Parlament, bestehend aus zwölf armen Frauen und zehn Kindern. Ich bewunderte die Ruhe des Polizeimannes. Gleich darauf bewunderte ich sie noch mehr. Es trat nämlich ein schlanker Mann ein, den man mit Advokat anredete; er sah fiebrig, hohläugig, unelegant aus und trug statt des Fragens ein schmutziges rotes Tuch um den Hals. Zuerst beklagte er sich noch leise über seine viele Arbeit als Komiteemitglied. Er komme gar nicht mehr zum Schlafen. Und die Polizei lasse ihn auch im Stich, und das Militär ästimierte

ihn nicht. Plötzlich fuhr er aber mit solcher Bersekerwut auf den Polizeikommissar los, daß ich fürchtete, es komme zum Handgemenge. Der Kommissar lachte aber nur spöttisch auf und erklärte: Er habe die Regierung so lange mit Telegrammen bombardiert, bis sie 1500 Lire für Brot zugesagt habe. Jetzt sei das Geld an das Komitee gekommen, ohne daß dieses es für der Mühe wert gehalten habe, ihm davon Anzeige zu machen; dafür erhalte er aber jetzt Vorwürfe, weil er nicht mehr herbeischaffe, während die Herren vom Komitee selbst nichts beisteuerten. Der Photograph schlichtete den Streit, indem er vorschlug, zum Hospital zu gehen. Alle sagten zu, bis auf den Kanonikus und den Herrn „Comitato“.

Auf dem Wege nahm mich der Arzt zur Seite. „Das, was Sie soeben erlebten, sagt mehr als lange Erklärungen. Ich bin auch froh, daß ich zu einer besseren Stelle und von hier fortkomme. Der Kanonikus ist sehr reich, er gibt selbst aber nichts, sondern schreit nur, um die Oberen auf sich aufmerksam zu machen. Die Komiteemitglieder sind Herren, die auch nichts geben, die früher mit ihren schnell fahrenden Kutschen das arme Volk überfuhrten und jetzt sich plötzlich als Volksfreunde entpuppen, weil es eine Abwechslung im Eintagsleben und ein Reklamemittel darstellt! O wie gern lehre ich dieser Gegend des von Herren und Priestern ausgebeuteten, analphabetischen Glends den Rücken!“ Gleich darauf nahm mich der Polizeikommissar zur Seite. „Da sehen Sie's! Überall fehlt es an dem e i n e n Willen. Die Polizei hat eben keine Macht, weil die politische Regierung immer Rücksicht auf die Einnischung der Deputierten und deren Freunde nehmen muß. Ist's in Deutschland auch so?“ Der Eintritt ins Hospital, wo eben eine verwundete Frau in einer Sänfte, die den vor 1870 in meiner Heimat üblichen Cholerasänften glich, eingeliefert wurde, überhob mich einer Antwort. Überall sah es traurig aus. Traurig das erst 1903 erbaute und jetzt gestützte Gebäude, traurig die ärmlich gekleideten Nonnen, traurig die verwundeten Mädchen und Frauen. Ich machte nachher einen

Mundgang durch den Ort. Überall, auch an riesigen Palästen, die von einsiger Herrlichkeit zeugten, wurden wankende Mauern von Militär eingerissen, überall waren aber auch die noch stehenden Tore, Zelt- und Barackengebäude mit Heiligenbildern gepflastert; dazu hatte man noch auf Plätzen und Chaussees Weinwandkapellen hergerichtet, in denen das Volk um ein Heiligenbild teils schwägend, teils betend herumsaß. In den Straßen hockte aber das Volk — gerade wie in Monteleone — vor oder in den Haustüren, ganz untätig, auf einen neuen Stoß und auf den Abend wartend, wo alles hinauspilgert zum Zeltlager; denn kein Einwohner von Tropea wagt es, in einem Hause zu schlafen.

Tropea heißt die Stadt der Dummen und Narren. Man sieht, die kalabresischen Städte sind recht gut aufeinander zu sprechen. Mir erschien Tropea nur als Ort der äußersten Verwahrlosung. Seitdem ich in Kiew im Volksviertel war, sah ich solchen Schmutz nicht mehr, selbst Neapels äußerste Vorstädte müssen sich schon gewaltig anstrengen, wenn sie solch leere Fensterhöhlen, solche Erdgeschloßlöcher, solche rauchgeschwärzten Häuserfassaden und die entsprechend widerliche Staffage aufbringen wollten! Auch sah ich noch nirgendwo so schmutzige Priester. Eine Stadt der Faulenzer scheint dies Tropea zu sein, wo Griechen, Sarazenen, Kalabresen, Albanesen sich zu einem seltsamen Mischvolk zusammensetzten, und doch soll ein ziemlicher Handel hier blühen, dies „ziemlich“ allerdings nach dem bescheidenen Ortsmaße gerechnet.

Der Maler wird hier gern verweilen. Er kümmert sich ja nicht um Volkswirtschaft und ähnliche trodene Dinge, er lechzt nach Form und Farbe, und die hat er hier, besonders gegen Abend am Strande. Wie malerisch ist schon der riesige Felsblock, auf dem der Kern der Stadt steht! Architekten würden auch ihre Freude daran haben, wie die Stadt, einer Pflanze auf Felsboden vergleichbar, die ihre Wurzeln suchend nach unten treibt, riesige Mauerklammern und Steinstreifen als Stützen immer tiefer und tiefer trieb. Jeder



Kunstenthusiast muß aber verblüfft werden, wenn er die Berge ringsum an der Küste, die Klippeninseln am Strande mit den jetzt zerstörten Kirchlein darauf, das Farbenspiel im Wasser, oder gar in der Nebelferne die Zaden des Stromboli sieht, der sich noch toller geberdet, als sein Bruder im Kontinent, der Vesuv.

Doch, wie gesagt, der künstlerische Standpunkt ist nicht maßgebend. Der Politiker, der Menschenfreund empfindet die heutigen Zustände in Tropea und Umgegend als einen Hohn auf Staat, Regierung, Fortschritt und Christentum, als einen Faustschlag ins Gesicht der Zivilisation. So sind die meisten dieser schönen Städtchen im ganzen zum Elend verurteilt, und der Schmutz und das Verbrechen gedeihen in ihnen! Wer des letzteren interessanteste Formen studieren will, ziehe weiter nach Palmi, das in der kriminalistischen Literatur berühmt ist. Ich fürchte jedoch, daß er die in dem Städtchen begonnenen Studien über die dort grassierenden kamorristischen Delinquentengeheimbünde auf den „Inseln“ fortsetzen muß, wo die Hälfte von Palmis männlicher Bevölkerung auf Staatskosten „Zwangswohnsitz“ hat. . . .

Beim Einbruch der Dunkelheit erschienen außer dem Polizeikommissar auch viele Offiziere mit dem Oberst im Wirtszimmer, wo ich bis dahin geschrieben hatte. Es kam bald wieder ein gemeinsames Gespräch zustande, denn große Katastrophen führen Männer, so sehr auch sonst der Klassenunterschied sein mag — mittlerweile hatten sich auch bessere Arbeiter zu uns gesetzt — hier in Italien wenigstens leicht zusammen. Das Leitmotiv der Unterhaltung war die A u t o r i t ä t. Der Oberst aber schmunzelte nur. Zuletzt wurde auch das heikle Gebiet der möglichen U n r u h e n gestreift. Ein Kapitän griff das Thema lebhaft auf; der Polizeikommissar sagte, auch er bedauere es lebhaft, daß das Militär so oft zur Aufrechterhaltung der Ordnung abkommandiert werde, darunter nicht nur die Ausbildung der Soldaten, sondern auch deren Stellung gegenüber den Bürgern leide. Ich will auf diesen bösen Gegenstand

nicht weiter eingehen, aber ich muß doch erklären, daß ich überrascht war, als ich merkte, wie tief der Groll im Herzen der Offiziere sitzt, weil sie so oft vor die Notwendigkeit gestellt sind, auf das Volk zu schießen. Die Leute haben Recht. Aber so lange man jeder Gemeinde, selbst in dem moralisch und politisch zurückgebliebenen Süditalien, das Recht läßt, sich selbst aus dem Parteivirtsal den Bürgermeister zu wählen, der natürlich als Chef der Sieger keine Autorität über die unterliegende Partei hat, so lange man neben ihn einen Vertreter der bürgerlichen Polizei stellt, ohne ihm genügenden polizeilichen Schutz zu geben, so lange daneben noch drei bis vier Karabinieri in jedem Ort liegen, die von einer anderen Behörde abhängen, so lange fehlt es in aufgeregten Zeiten an einer verantwortlichen Autorität. Der Bürgermeister schiebt alles auf die Karabinieri, diese auf den Polizeikommissar, dieser wendet sich in seiner Machtlosigkeit an den Präsekten, und der an das Militär.

Noch ein Wort über die Bevölkerung. Ein kalabresischer Journalist schrieb von ihr in diesen Tagen, sie sei zu indolent, apathisch, resigniert und verstehe es nicht, ordentliche Deputierte zu wählen. Die einzelnen Orte verständten es nicht, zusammenzugehen, um im gemeinsamen Interesse wichtige Lokalfragen zu regeln, dafür sei der gegenseitige Neid, die Mißgunst zu groß. Alles werde von einer Oligarchie beherrscht, die stark sei durch Zensus, aber nicht durch Intelligenz. Der reichste Mann Calabriens habe sein Vermögen durch Güterschlächtereien und Wucher gemacht. Von der Unwissenheit des Volkes brauche man in einem Lande nicht zu reden, wo die Post aus Turin erst nach sechs Tagen ankomme. Wie die Post, so schlecht sei auch die Eisenbahn. Privatinitiative sei ausgeschlossen, wenn sich die Produktion nicht lohne, da der Transport auf der e i n z i g e n Eisenbahn, die nach dem Norden führe, zu teuer sei. In den Städten, die ohne Stadt-Vermögen ein elendes Dasein fristeten, seien die Verwaltungszustände präadamitisch. Geld finde sich wohl, aber es fehle an Banken, die leichten Kredit geben könnten: Der Wucher

grässere daher, und sein Fluch werde durch den enormen Steuerdruck gesteigert, so zwar, daß viele Bauern sich nur von Zwiebeln nähren könnten. Dazu komme, daß die Ölfleie (*mosca olearia*) neun Zehntel der Ölproduktion vernichtet habe. Zum Schlusse heißt es: „Der Charakter des Volkes ist gut, leider hat es aber noch den altspanischen Ehrbegriff (*punto d'onore*), den Hang zur Eifersucht und bei allen Leuten, die keine Bauern oder Arbeiter sind, die Überhebungsucht, die sich darin äußert, daß sie sich alle „Don“ benamten. Alles das sind Übertreibungen, die zu den häufigen Blutverbrechen, dem Lliquenwesen, der Arroganz der herrschenden Parteien in der Stadtverwaltung Veranlassung geben. Sonst, wie gesagt, ist der Kalabrese ein guter Kerl, er hält sein Wort, er ist edelmütig, mutig und arbeitsam, äußerlich stattlich und würdevoll in seinem Benehmen. Sein Sinn für die Einheit des Vaterlands ist geweckt, seine monarchische Treue ist traditionell. Kurzum, Kalabrien ist noch ganz jungfräuliches Gebiet, das auf eine Regierung wartet, die seinen Einwohnern Wohlstand, Bildung und Sicherheit gibt. Wollen wir hoffen, daß das italienische Solidaritätsgefühl, das durch das gegenwärtige Unglück gesteigert wurde, sich in eine ständige Agitation: „Pro Calabria“ verwandelt!“ . . .

R o m, 22. September 1905.

In den meisten Berichten unbefangener Beobachter aus dem Erdbebendistrikt wurde auf die Indolenz der Bevölkerung hingewiesen. Jetzt erhebt sich auch ein freimütiger Mann, der freilich oft genug an die Öffentlichkeit tritt, der ehemalige Sekretär Garibaldis und jetzige Gutsbesitzer Achille Fazzari, um seinen Landsleuten, die Millionäre sind, wegen ihrer Indolenz zu Leibe zu gehen. Er fordert sie auf, doch auch einen Teil ihres kolossalen Vermögens zu opfern, das sie vom Schweiße ihrer Mitbürger erworben hätten. „Wenn Ihr Euch fernhaltet“, schreibt er,

„so seid Ihr unwürdige Söhne Kalabriens!“ Fazzari selbst schenkte 2000 Lire und 9000 Bretter, und seine Frau verpfändete ihre Juwelen für 7000 Lire, die sie gleichfalls opferte. Aber, ob der Appell an die Großgrundbesitzer nutzen wird? Erzählt man sich doch die wunderbarlichsten Sachen von ihnen, besonders von einem, der 200 Millionen besitzt. Er zeigt sich gerne bereit, in Not geratenen Bauern Geld zu leihen, wenn sie ihm ihr Land verpfänden. Können sie beim Termin das Geliehene nicht zurückzahlen, so nimmt er das Land. Vergebens weist der Bauer darauf hin, daß er auf dem Land ein Haus stehen habe. „Das ist nicht mit inbegriffen, das könnt Ihr anderswo aufstellen“, ist seine stereotype Antwort. Schließlich ist der Bauer froh, wenn er sein früheres Eigentum dem neuen Besitzer abpachten kann. Nicht schön sollen sich auch die Großgrundbesitzer in den Malaria-gegenden zeigen. Sie locken die kleinen Bauern aus den Bergen für die Ernte mit hohem Lohn an. Nach vierzehn Tagen kehrt der Bauer mit fünfzig Lire in der Tasche, aber auch mit der Malaria heim, die ihn zwei Monate aufs Bett wirft und ihm die fünfzig Lire wieder aufzehrt; denn der Herr Großgrundbesitzer kümmert sich nicht um das Staatschimin und die gesetzlich vorgeschriebene Prophylaxis.

Die Erdbeben-Kalamität ist gestern durch Gewitterregen verschlimmert und dadurch die Verzweiflung der Betroffenen erhöht worden. Der Ausbruch von Krankheiten wird befürchtet. Die Unzufriedenheit des Volkes äußert sich in Lamentationen gegen die Regierung. General Lamberti wurde in Sant' Onofrio und der Verkehrsminister Ferraris in Amantea Gegenstand feindlicher Demonstrationen. Der „Popolo Romano“ wendet sich, und wie mir scheint mit Recht, gegen die Oppositionspresse, welche die Regierung tadelt. Die Opponenten, sagt das Blatt, rechnen nicht mit der force majeure und mit den Verkehrsschwierigkeiten. Beklagenswert sei es auch, daß Turin und Mailand einen selbständigen Unterstützungsdienst arrangierten und so das Bestreben der

Regierung, ein einziges, allein verantwortliches Nationalkomitee zu bilden, vereitelten. Jetzt erst ist es möglich, eine freilich noch unvollkommene Statistik des Gesamtschadens zu geben. Danach sind betroffen die drei Provinzen Catanzaro, Cosenza und Reggio, die zusammen 413 Gemeinden zählen, von denen 212 geschädigt sind. Als Gesamtzahl der Toten wurde bisher konstatiert 592, als Zahl der Verwundeten 2 255, doch wird befürchtet, daß die Zahl beider Kategorien in Wirklichkeit größer ist. Was die einzelnen Provinzen betrifft, so wurde am meisten die Provinz Catanzaro mitgenommen. Von 152 Gesamtgemeinden sind 83 beschädigt, 20 vollständig zerstört; Tote 546, Verwundete 2 055. In der Provinz Cosenza sind 71 von 155 Gemeinden beschädigt und 10 völlig zerstört; Tote 46, Verwundete 200. In der Provinz Reggio sind von 106 Gemeinden 52 leicht beschädigt; keine Menschenopfer. In vielen Orten, besonders in Martirana (Provinz Catanzaro), sind die Toten noch nicht aus den Trümmern ausgegraben.

Aus dem Erdbebengebiete ist sonst nicht viel Neues zu berichten. In einigen Orten beginnen Ausbrüche der Unzufriedenheit, in andern zeigt sich Typhus. Um der Malaria entgegenzutreten, plant man die Entsendung von alten Schiffen nach dem Golf von Sant. Eufemia, welche die Kranken, Alten und Kinder aus den verseuchten Strandgebieten aufnehmen sollen. Der Holzmangel macht sich immer fühlbarer; der Präfekt von Reggio-Calabria, also der am wenigsten betroffenen Provinz, forderte allein 15 000 kbm, kann aber einstweilen nur auf 2 000 rechnen. Es wird wohl noch einen Monat dauern, bis alle notwendigen Baracken errichtet sind. Die Regierung tut, was in ihren Kräften steht und sucht alle Schäden des verrotteten bureaukratischen Systems zu vermeiden, was freilich schwer hält. Noch laboriert sie an der Frage herum, wie sie die einheitliche Leitung des ganzen Hilfsdienstes ordnen soll; ob diese nämlich in der Hand des Generals Lambertini bleiben, oder ob sie in die des Nationalkomitees übergehen soll, an dessen Spitze der

Bürgermeister Roms steht, und für das jetzt schon ca. 700 000 L. gesammelt und an die Banca d'Italia abgeführt wurden. (Was die Banken betrifft, so erließ der vorhin genannte Achille Fazzari auch einen Protest gegen die Bank von Neapel, die nur 10 000 Lire hatte zeichnen wollen; er forderte sie auf, als Mindestmaß wenigstens sechs Millionen beizusteuern, da sie ja doch nur auf Kosten Kalabriens groß geworden sei.) Schließlich erwägt die Regierung auch die Frage, ob sie nicht einen königlichen Kommissar für Kalabrien ernennen soll. Alle diese Vereinheitlichungstendenzen scheinen den Abgeordneten des Südens nicht recht zu sein; sie erblicken darin einen Versuch, ihren Einfluß, ihre Initiative (lies: Paschatum) zurückzudrängen. Gegen diese Einheitsbestrebungen kämpfen auch die Spezialkomitees aus Turin und Piemont.

Interessant ist auch, zu verfolgen, wie die Presse die Haltung des P a p s t e s gegenüber dem Unglück beurteilt. Zuerst spottete ein respektloser Teil der antikerikalen Blätter darüber, daß P i u s X nur seinen Segen gespendet habe; dann kamen katholische Zeitungen, die von einer päpstlichen Spende von einer halben Million sprachen, und zuletzt erhöhte ein konservatives Blatt diese Spende auf eine Million.

Schließlich sei noch ein Soldatenbrief vom 17. September 1905 aus dem Unglücksgebiet mitgeteilt, den der „Messaggero“ veröffentlicht. Er lautet: „Liebe Mama! Ich habe noch nicht die Zeit gehabt, Dir zu schreiben, weil ich vom Morgen bis zum Abend beschäftigt bin, um den Krankenpfleger oder den Totengräber zu machen. Ich bin fast taub geworden von dem fortwährenden Geheul der vielen Verwundeten, und ich mußte weinen, als ich Hunderte von armen Menschen, die ihren Hunger stillen wollten, die Hände ausstrecken sah. Brot haben wir weder viel gemacht, noch ist viel von außen geschickt worden; bis jetzt nur  $\frac{1}{3}$  Kilogramm pro Kopf. Ich habe nicht auf mein Leben geachtet, als ich den Ärmsten helfen mußte. Die Priester, die Ärmsten, tun auch das Menschenmögliche. Nicht einen Fluch

hört man aus dem Munde der Hungrigen und vom Erdbeben Beschädigten. Ich habe im ganzen etwa 20 Frauen und 30 Männer vom Tode gerettet. Der König stand einmal dabei, als ich einen alten halbtoten Mann aus den Trümmern herauszog, und all die hohen Tiere ringsum haben gehört, wie sich der König beifällig äußerte. Diese Worte haben mich begeistert. Hier unten hat Geld keinen Wert, hier sind nur greifbare Dinge nötig: Brot, Kleider und vor allem Bauholz. Guer N."

Rom, 8. Oktober 1905. Die Nachrichten aus dem kalabrischen Erdbebengebiet werden immer trauriger. Seitdem die meisten unparteiischen Spezialberichtersteller abgereist sind und die oft befangenen Lokalkorrespondenten, oder auch Privatpersonen das Feld der Berichterstattung allein beherrschen, kann man sich von hier aus kaum mehr in den widersprechenden Nachrichten zurechtfinden. Das schlechte Wetter und die Furcht vor dem noch schlechteren des Winters vergrößert die Konfusion. Am meisten hört man die Klage, daß es besser sei, den nur langsam fortschreitenden Bau von *Baracken* einzustellen und den Geschädigten Geld zu geben, damit sie sich die Reste ihrer Häuser für den Winter notdürftig zu einem Unterschlupf ausfliden können. Dann wollen auch die Klagen gegen die Bureaukratie nicht verstummen. Der Bürgermeister von *Monteleone* wurde schon disziplinarisch gemäßigelt, weil er seiner Ansicht über die schlechte Hilfsaktion des Staates einen zu lebhaften Ausdruck gegeben hatte. Andererseits werden die Beamten des Staates auch durch die Bevölkerung gereizt. So telegraphierten einige Bürger von *Pizzo*, wie der „*Popolo Romano*“ mitteilt, nicht an den Präfekten von *Catanzaro*, oder an den Unterpräfekten des 16 Kilometer entfernten *Monteleone*, sondern an den Minister des Innern: „Hospital eingestürzt; 70 Kranke müssen untergebracht werden.“ Der Minister des Innern telegraphierte sofort nach *Catanzaro* und *Monteleone*, von wo General *Lamberti* durch das Rote Kreuz ein Automobil mit fünf großen Zelten, Verbandszeug

und Arzneien nach Bizzo abgehen ließ. Als dieses Automobil mit seiner Besatzung ankam, fand letztere das Hospital unverfehrt, aber leer von Kranken. Diese lagen in der Kirche und es waren auch nicht 70, sondern nur 4. Ein Honorarier des Ortes erklärte darauf, das Telegramm sei mißverstanden worden; denn es habe nur bedingungsweise gelautes: „W e n n das Hospital einstürzt, so muß für etwa 70 Kranke (auf so viel beläuft sich der Jahresdurchschnitt in gewöhnlichen Zeiten) gesorgt werden.“ Weiter wurde zur Erklärung gesagt, das Hospital sei schwer beschädigt und k ö n n t e also jeden Augenblick einstürzen. — Auch Scarfoglio (Tartarin), der den „Mattino“ in Neapel und die „Ora“ von Palermo leitet, greift in seinen Briefen von Catanzaro, denen er die Überschrift „Die Anarchie“ gibt, die Bureaukratie an. Er trägt dabei vielleicht aus politischen Gründen etwas zu stark auf, denn er gibt sich schon seit Jahren als Vorkämpfer für den vernachlässigten Süden und scheint sich jetzt mit der Hoffnung zu tragen, daß die letzte Katastrophe endlich einmal den Norden und die Zentralregierung zu einer energischen Sanierung von ganz Kalabrien aufrütteln werde. Er findet vor allem, daß es ein Fehler war, das Hauptquartier für die Hilfsaktion in dem schwer zugänglichen Monteleone aufzuschlagen, da hierfür sich unbedingt nur ein Ort an der Küstenbahn geeignet hätte. Außerdem hätte man das Gebiet in drei Zonen einteilen und den ersten Hilfsdienst durch Kriegsschiffe ausführen lassen müssen. Scarfoglio weist auch darauf hin, daß der Barackenbau energischer betrieben werden müßte. 6 Millionen Bretter seien unbedingt erforderlich und jetzt seien höchstens 600 000 zur Verfügung. — Im „Messagero“ und in anderen Zeitungen wird aufs neue betont, daß die kalabrischen Millionäre bisher noch nichts für ihre Landsleute getan hätten. Dabei ist Herrn F a z z a r i, der, wie ich früher schon mitteilte, ebenfalls einen Appell an die Millionäre richtete, folgendes passiert. Sein Klageruf drang auch zu dem großen Finanzmann R a g g i o in Genua, und dieser telegraphierte hierauf



zurück: „Geehrter Herr Fazzari, verwenden Sie die 50 000 Fres., die Sie mir schon so lange schulden, für die Opfer des Erdbebens!“ Millionäre und Latifundienbesitzer beschäftigten schließlich auch Cesare Lombroso, der im „Avanti“ an seine früher gedruckten Schriften über Kalabrien erinnert und dabei bemerkt, es habe sich seit den Tagen der Bourbonen, wo die Kalabrier die Sklaven von Baronen, Priestern, Mönchen und Beamten waren, nur das eine geändert, daß an Stelle der Barone die Bankiers getreten seien, die aber das arme Land ebenso ausfaugten wie jene. Auch jetzt komme es den Großgrundbesitzern gar nicht darauf an, weite Ländersrecken un bebaut zu lassen, wenn es ihrem Agenten — denn sie selbst kümmerten sich nicht um ihren Besitz — zu wenig lohnend dünke, alle Strecken zu bebauen. Ein einziger Großgrundbesitzer, Senator B a r a c c o, sei ein weißer Rabe, der allgemein angestaunt wurde, weil er sein Land nicht nur bebaue, sondern dazu auch moderne Maschinen benutze. Kein Wunder sei es daher, so meint Lombroso, daß die Zahl der kleinen Besitzer immer kleiner werde. Die Provinz Reggio Calabria hatte bei 350 000 Einwohnern im Jahr 1870 noch 18 000 kleine Besitzer, jetzt aber viel weniger, obgleich die Einwohnerzahl auf 420 000 stieg. Mit diesem Elend des kleinen Grundbesitzes hänge auch die Zunahme der Zwangsverkäufe zusammen. 1898 erließ allein das Amtsgericht von Catanzaro 404 Urteile auf Zwangsverkäufe von Möbeln und 151 von Grundstücken. Bei letzteren belief sich der Grundstückswert noch nicht auf 50 Lire. Bei den Möbelverkäufen betrug die Schuldsomme in 83 Fällen unter 50 Lire, in 91 unter 100. „Und da soll man sich noch wundern“, fährt der Turiner Gelehrte fort, „daß das Verbrechen blüht und der Schuß auf seinen Nebenmenschen nur ein wenig kostender Scherz ist? Ich kannte zwei Bürgermeister und einen Polizeibeamten, die wegen Totschlags bestraft waren.“ Zum Glück sei all dieses Elend durch die Auswanderung gemildert worden, da die Gelder, welche sich die Auswanderer ersparten, notdürftig ausreichten, um deren von

dem Latifundium und dem Steuerfiskus ausgehungerte Familien am Leben zu erhalten.

### Epilog.

Rom, Anfang Oktober 1907.

Unter der Überschrift „Kalabrien nach dem Erdbeben von 1905. Wo endeten die Gelder der Wohltätigkeit?“ schreibt die „Gazzetta di Venezia“:

Bald werden im kalabrischen Apennin die neuen Dörfer Martirana und Jacuso eingeweiht werden, die das Mailänder Komitee neu erbaute, Favelloni-Piemonte, das vom Turiner Komitee errichtet wurde, wird ebenfalls bald inaugurirt werden. Diese drei Festlichkeiten sind aber nur eine Ironie. Der edle Begeisterungsschwung der Wohltätigkeit, der sich 1905 in den Städten Italiens und den größten Zentren des Auslandes zeigte, hätte hinreichen können, den Hunger und den Schrecken in jenen Gegenden zu lindern. Und doch wurden nur drei Dörfer rekonstruiert. Und wenn die Komitees von Mailand und Turin nicht unabhängig von der Regierung gehandelt hätten, wäre auch dies magere Resultat noch nicht einmal erreicht. Die Organisation der Unterstützungen löste sich auf in ein wunderbares Werk der Verschwendung, das Wimmern der betroffenen Bevölkerung wurde übertönt von dem Lärm der Wählerklientel. Man muß einmal diese schändliche Vergeudung denunzieren, die eines Landes würdig ist, wo man das Pflichtgefühl nicht kennt. Dort unten sieht man noch eine Masse von Menschen, die in Ställen, Erdhöhlen, schmutzigen Gelassen schläft und der Sonne widrige, zerlumpfte Nacktheit zeigt. Dort ist ein Volk, das von dem Strom der Wohltätigkeitsgaben nichts gespürt hat, das, vom Erdbeben auf die Straße geworfen, unter der Kälte leidet und seine Kinder aus Mangel an Brot und Schulen der Korruption überläßt. Die Interessen dieser Phalanx von Unglücklichen wurden

mit Füßen getreten von den Interessen der Wählergruppen, der Bucherer von Beruf, der Bauunternehmer, kurz aller Raben, die sich von öffentlichem Unglück mästen. Wenige Monate waren erst nach den Wahlen von 1904 vergangen. Man weiß, wie in Kalabrien, wo der Volkswille mystifiziert wird, Wahlen zustande kommen. Da vielen Abgeordneten die Frechheit ihrer Wahlknappen, die wegen ihrer Verbrechen Furcht einflößen, den Sieg allein nicht verbürgen konnte, mußten sie sich dadurch helfen, daß sie Ämter versprachen. Natürlich wurden sie wiedergewählt, aber viele ihrer Freunde blieben ohne Amt. In dieser ihrer Verlegenheit kam das Erdbeben als günstige Gelegenheit. Die Präfekturen verwandelten sich in Stellungsvermittlungsanstalten, alle Bagabunden, die bei der wahlpolitischen Ämterverteilung leer ausgegangen waren, wurden mit 200 Lire Monatsgehalt als Assistenten des Zivilbauamts angestellt, oder als Magazinverwalter für das Baumaterial. Unterstützt wurden alle Bucherer, die Unterstützungsgelder zu 80 % ausliehen. Die Presse, die allein hätte Wandel schaffen können, wurde betrogen. Die Nachrichten, welche die Präfekturen lieferten, waren gefälscht, Dörfer, die keinen Schaden gelitten hatten, galten als zerstört, halb zerstörte als unverletzt. Diese Lügen lagen im Interesse einiger Wahlkreise. Wer hörte je etwas von Martirana mit seinen vierzig Toten und zweihundert Verwundeten? Freilich hat dieses Dorf einen Abgeordneten, dessen Wiederwahl unter allen Umständen gesichert ist, der sich also um Details nicht zu kümmern braucht. Aber ist es wirklich wahr, daß der letzte König beider Sizilien *F r a n z II* ein Prophet war, als er, während er das Schiff bestieg, das ihn aus dem Lande brachte, ausrief: „Es werden euch nur die Augen übrig bleiben, damit ihr weinen könnt“?

Man braucht dieser Darstellung eines angesehenen einheimischen Blattes nichts hinzuzufügen.

## Die Vesuveruption im Jahre 1906.

### Land und Leute.

Das heißt, ich habe zwar den konventionellen Titel beibehalten, doch über das Land, also über Neapels Landschaft noch etwas zu sagen, wäre überflüssig. Das macht jedes Reisebuch besser. Übrigens habe ich selbst schon in dem Roman „Assessor Assmacher in Italien“ der unvergleichlichen Schönheit der parthenopäischen Golfstadt meinen Tribut dargebracht.

Singegen über die Leute muß noch etwas gesagt werden, denn sonst werden verschiedene Begleiterscheinungen der Katastrophe von 1906 unverständlich bleiben. Zwar paßt vieles, was im ersten Kapitel über Siziliens Bevölkerung mitgeteilt wurde, auch auf die neapolitanische, nur ist diese ein *populus sui generis*, weil sie im Vergleich zur Einwohnerschaft der großen Städte Siziliens von größerem wirtschaftlichem Elende heimgesucht wird, dem wie es scheint, auch in Jahrzehnten noch nicht abgeholfen werden kann. Dem Elend entsprossen als Unkrautpflanzen das Lottounwesen, die *Ramorra*, der *Wucher* und der krasseste Aberglauben.

Südditalien hat dreimal so viel Lottobanken als der Norden; während Genua nur 15 besitzt, zählt Neapel allein 146. Der Spielaberglauben ist um so fürchterlicher, als er infolge der krassen Unwissenheit sich mit falschen Religionsvorstellungen verschmilzt. So sind die Mönche und andere Hexenmeister „*stregoni*“, die besten Quellen für siegreiche Nummern. Es ist nichts Seltenes, daß ein

armer Bettelmönch von spielwütigen Frauen angefallen wird, die von ihm „Nummern“ verlangen; und oft kann sich der Armste nur durch Faustschläge vor den Spielmännern retten. Vor einigen Jahren traf die neapolitanische Polizei einen sterbenden Mönch auf der Straße liegend. Der Unglückliche erklärte, vor Monaten hätten ihn einige Unbekannte aufgegriffen und in einen Keller eingeschlossen, wo sie ihn jede Woche um Nummern fragten. Da diese Nummern aber natürlich meist nicht herauskamen, wurde der Armste gefoltert und gemartert, bis seine Kräfte schwanden. Ein anderer Fall. Am 19. September 1892 fand die Polizei auf der Straße einen gewissen Luigi Calligari, genannt Cagli-Cagli. Dieser Unglückliche fristete sein Leben dadurch, daß er sich als „stregone“ ausgab, der Geisteroffenbarungen habe und infolgedessen stets siegreiche Nummern fände. Eines Tages glaubten sich einige Kunden betrogen; sie luden ihn zum Essen ein und überfielen ihn dann plötzlich, entkleideten ihn und träufelten siedendes Öl und Speck auf seinen Rücken, indem sie zugleich um Nummern fragten in der Meinung, daß der Schmerz ihn inspiriere. Ungeheuerlich ist aber die „schwarze Messe“. Oft findet sich ein armer, aber gewissenloser Priester, der, um einige Soldi zu ergattern, die Messe zur Ehre des Teufels liest, um so unfehlbare Lottonummern zu erzielen. Über die

### Kamorra

schrieb ich am 14. Juni 1906 folgenden Brief:

Augenblicklich ist ganz Neapel in Aufregung, weil das höchste Tribunal der Kamorra ein zu ihr gehörendes Ehepaar, das sich wahrscheinlich des Verrats schuldig gemacht hatte, auf grausame Weise ermorden ließ. Die Henker waren vier Märtrosen, die man jetzt eifrig sucht, ihr Auftraggeber scheint ein gewisser Alfonso Rapi zu sein, der bereits verhaftet wurde. In seinem Hause fand man u. a. auch viele Briefe von Politikern, in denen ihm ihr Dank für seine Unterstützung ihrer Abgeordneten aus-

gesprochen wurde. Man kam den Tätern dadurch auf die Spur, daß kurz vor der Ermordung des Ghemanns, die in Torre del Greco stattfand — die Frau wurde in ihrem Hause in Neapel überfallen — einige Matrosen in einem Kaffeehause von Torre del Greco ein opulentes Mahl eingenommen hatten, das Verdacht erregte.

Solche „Liebesmahl“, um einen deutschen Ausdruck zu gebrauchen, spielen überhaupt in der Kamorra eine große Rolle. In einer kleinen Schrift berichtet ein Neapolitaner der unter dem Pseudonym *M. Lamb* schrieb, darüber wie folgt: „Eines Morgens sah ich in einer ländlichen *Schene* des Bomero eine Gesellschaft von zwanzig Personen, die fröhlich bankettierten, obwohl sie sich kaum auf den Beinen halten konnten, und von Zeit zu Zeit mit einem bartlosen Jünglinge, dem reinsten Galeerentandidaten, der neben einem alten Raubbein saß, glückwünschend anstießen. Einige Zeit nachher kehrte ich zur Remeise zurück und fand die lustige Gesellschaft nicht mehr vor, nur eine alte Frau, die mir erklärte, daß der Alte ein *Kamorra*-Hauptling gewesen sei, der mit den Jüngern die *Aufnahme* eines neuen *Kandidaten* gefeiert hätte. Weiter erzählte sie mir, daß diese Feier erst dann stattfände, wenn ein Kandidat in einem *Pflichtduell* (vergl. die Bestimmungsmensur der deutschen Studenten) Proben seines Mutes abgelegt hätte. Das sei heute morgen geschehen. Zu dem *Messerkampf* dienen besondere Messer, und Bedingung ist, daß der Neuling, wenn auch selbst verwundet, nur dann als Sieger gilt, wenn er seinen Gegner verwundet hat. Das gelang ihm. Nachdem er dann noch, wie der „Komment“ vorschreibt, die vom Blute des Gegners gefärbte Klinge abgeleckt hatte, gab ihm der Hauptling den rituellen Händedruck, stellte ihn den Genossen vor und diese schworen, ihn als Verbindungsmitglied anzuerkennen.“

In einem andern Buche „*Usi e costumi di camorristi*“ von *De Biasio* erfährt man noch anderes Authentische, und zwar

meist neues Material über die geheimnisvolle Kamorra, die er einen Polyphen nennt, der seine Fangarme in alle Städte des Besatzungsgebiets hineinstreckt. Die Kamorra, spanischen Ursprungs, zerfällt in eine höhere und niedere Klasse. Die erstere ist die der „camorristi“, zur zweiten gehören die „picciuotti“, auch „geehrte Jünglinge“ genannt. Also die Zweiteilung nach deutscher Art in „Burschen“ und „Füchse“. Die Klasse I wählt drei Vorsteher, den „capintesta“ („Senior“), den „capintrito“ oder „caposocietà“ („Vizepräsident“) und den „contajuolo“ („Kassenwart“). Klasse II wählt nur einen Chef, der auch „contajuolo“ heißt. Der „capintesta“ oder Kamorrachef über ganz Neapel wird gewöhnlich aus dem Viertel der Porta Capuana (beim Bahnhof) gewählt. Die anderen Stadtviertel haben je einen ihm untertänigen Unterchef, dessen Befugnisse in den rituellen Worten ausgedrückt sind: „Recht zu geben, dem es zukommt, und Unrecht dem, der's verdient.“ Die „contajuoli“ sind nicht nur Zahlmeister, sondern auch Sekretäre, und im Bedarfsfall Staatsanwälte. Die einzelnen Mitglieder haben, wie auch in andern geheimen Gesellschaften, verschiedene Grade: der niedrigste ist der des „guaglione é mala vita“, dann folgt der „geehrte Jüngling“ („giovinotto onorato“), darauf der „picciuotto“, hierauf der „camorrista“, der je nach Verdienst noch höhere Stufen erklettern kann.

Als Rangabzeichen dienen sichtbare Tätowierungen, eine Linie bezeichnet den „geehrten Jüngling“, eine Linie mit zwei Punkten den „picciuotto“, eine Linie mit drei Punkten den „camorrista“. Neben den gewöhnlichen verdeckten Tätowierungen gibt es noch solche, die ein Gelübde, z. B. der Liebe oder der Rache symbolisieren.

Die Hauptaufgabe der Mitglieder der Kamorra bildet die Steuereintreibung. Die Steuer „tangenda“ wird erhoben von den Prostituierten, den Spielern, den Heiligen und auch von den Kaufleuten und Industriellen, die nicht weiter belästigt sein wollen. Doch den größten

Ertrag liefert das Spiel. Jede Spielhölle wird von einem „picciotto“ kontrolliert, der einen bestimmten Prozentsatz der gespielten Gelder erhebt. Diese Kontrolle ist oft nicht ungefährlich. Ist der Beauftragte aber gehörig legitimiert, so fügen sich ihm die Spieler meist willig, ja sie wählen ihn sogar bei Streitigkeiten zum Schiedsrichter. Weigert sich aber doch jemand, den Tribut zu entrichten, so bedroht ihn der kontrollierende „picciotto“, wirft zu gleicher Zeit den Hut in den Nacken, dreht sich den Schnurrbart, speit zwischen den aufeinandergebissenen Zähnen hindurch, zieht die Hosensack in die Höhe — niemals wird eine dieser Formen vernachlässigt — und das Duell beginnt. Alle Beiträge des Tages werden gewissenhaft dem höchsten Vorgesetzten ausgeliefert, der die Hälfte für sich behält und den Rest je nach dem Grad verschieden unter die Mitglieder verteilt. Fast nie kommt es vor, daß ein Mitglied die gesammelten Gelder für sich behält; geschieht es aber doch, so hat der Delinquent außer den ordentlichen Strafen noch die zu erwarten, daß ihn ein niederes Mitglied heimlich ermordet, um durch diesen Beweis von Bravour um die höchsten Grade konkurrieren zu können.

Die Gerichtshöfe der Kamorra heißen die „Mamas“. Die Strafen sind meist folgende: Suspension von der Empfangsberechtigung des Steueranteils, zeitweiliger oder permanenter Ausschluß aus der „schönen, reformierten Gesellschaft“, Ohrfeige auf der Straße, Verunzierung des Gesichts durch Gläserben, glattes Rasiermesser, scharfes Rasiermesser, Bewerfung mit Kot. Die Todesurteile werden mit dem Messer vollzogen, je nach der Schwere des Verbrechens durch Stiche in den Bauch, in die Brust oder in den Kopf.

Über Aberglauben und Volkanschauungen in Neapel belehrt uns am besten die große Schriftstellerin *Matilda Serao*, die im „Mattino“, dem Blatte ihres Gatten *Edoardo Scarfoglio* (Tartarin) unter dem Pseudonym „Gibus“ als Pythia



den Briefkasten redigierte. \*) Dieser Briefkasten ist für die Bevölkerung Neapels sehr charakteristisch. Sind auch sehr viele Antworten der berühmten Dichterin stereotyp, so erfreuen doch auch viele durch eine gesunde Originalität, die manchmal an Grobheit streift. Dies ist verzeihlich, da die Naivetät der Neopolitaner, die zum Drafel kommen, ans Unglaubliche grenzt. Staunenswert ist aber Matilda Serao's Vielseitigkeit, sie entscheidet als letzte Instanz über alles und jedes. Nur muß man bedauern, daß Frau Matilda keine Erzieherin ist, sondern als Mitbesitzerin ihrer Zeitung es nicht mit dem Publikum verderben, dieses also auch in seinem A b e r g l a u b e n nicht stören will.

Fast täglich finden sich im „Mattino“ Anfragen über glückbringende Edelsteine und „Gibus“ beantwortet sie regelmäßig. So erfahren wir, daß im Januar geborene Kinder zu ihrem Schutze des D n y x bedürfen. Die Februar Kinder schützt der S a p h i r; die des März der C h r y s o l i t h. April Kinder müssen den A m e t h y s t, Maikinder den A c h a t wählen. Im Juni ist größere Auswahl: B e r y l l, A l g a m a r i n a und R u b i n t u n die gleichen Dienste. S m a r a g d hilft im Juli, R u b i n auch im August. September Kinder müssen zum J a s p i s, im Oktober Geborene zum D i a m a n t e n, November sprößlinge zum G r a n a t e n greifen, während der Dezember wieder im Schutze des D n y x steht. Über andere Formen des Aberglaubens belehrt uns Frau Serao, wenn sie sagt, daß sie an den „bösen Blick“ glaubt, daß der Freitag ein Unglückstag, die Schildkröte aber glückbringend sei; hingegen leugnet sie, daß die F a r b e n irgendwelche mystische Bedeutung haben, oder daß die Monate Mai und Oktober schlechte H o c h z e i t m o n a t e seien. Als glückbringende Brautgeschenke zählt Matilda Gebetbücher, Rosenkränze und Opalschmuck auf; denn der O p a l bedeutet Treue bis in den Tod. Nicht genug damit stellt „Gibus“ auch Prognosen

\*) Seit einigen Jahren lebt Matilda Serao von ihrem Gatten getrennt und bekämpft ihn in einem Konkurrenzblatte „Giorno“.

und Horoskope, ist aber ehrlich genug, zu gestehen, daß sie diese dem Buche des Magiers Elh Star entnehme, da sie selbst keine Magierin sei.

Amüsant wirkt der „Briefkasten“ des „Mattino“ auch, wenn er uns über die neapolitanischen Sitten belehrt. Einige Proben auf's Geratewohl: „In der Trauer um den Vater darf mehrere Monate lang Neapels Hauptpromenade Via Caracciolo nicht betreten werden.“ „Einem Fräulein darf man zum Geburtstage keine Blumen schicken.“ „Außerhalb der Schule ist der Professor ein Mann und muß seine Schülerinnen z u e r s t grüßen.“

Bezeichnend sind folgende Antworten: „Kein Beruf ist so anstrengend, daß er nicht erlaubt, für persönliche Reinlichkeit zu sorgen.“ . . . „Da Sie Student und noch dazu kein Neapolitaner sind, dürfen Sie getrost bei einer älteren Dame wohnen.“ . . . „Geld anzubieten, um eine Stelle zu erlangen, ist unmoralisch.“ . . . „Wenn der Gatte abwesend ist, ist es unschädlich, der Gattin einen Besuch zu machen — falls diese noch sehr jung ist.“ . . . „In der Öffentlichkeit muß sich der Ehemann mehr der Schwiegermutter, als der Gattin widmen.“ . . . „Gegen die Schwester Ihrer Braut müssen Sie stets reserviert sein.“ . . . „Ein junger Mann, der sich in der Theaterloge mit einer demi-mondaine zeigt, büßt den Ruf der Korrektheit ein.“ . . . „Es ist erlaubt, eine Frau standesamtlich zu ehelichen, nachdem man schon mit einer anderen kirchlich getraut war, aber es ist unschön.“ . . . „In der Trauer ist S c h m i n k e n unerlaubt.“ . . . „Es ist lächerlich, in jungen Jahren ein langgestieltes Vornnon zu tragen.“ . . . „In der Kirche darf man nur in gewisser Entfernung die Damen grüßen.“ . . . „Jungen Damen darf man nie, verheirateten Damen nur selten den Arm bieten.“ . . . „Wer sich auf einem Balle einem Fräulein selbst vorstellt, ist ein Lölpel.“ . . .

Ausgiebig wird das Kapitel L i e b e behandelt: „Die beste Definition der Liebe? — Die Dummen kennen sie nicht,“ sagt Matilda Serao, die auch mit Ovid wetteifert und Anweisungen über

die Kunst zu lieben gibt: „Sie wissen nicht, wie man eine Liebeserklärung macht? Kommen Sie zu mir.“ — „Ist der Verehrer schüchtern, lächelt ihn an.“ — „In den Augen des Verehrers lesen Sie, ob Sie geliebt werden.“ — „Sie wissen nicht, was ein starker Händedruck bedeutet? O, sind Sie unschuldig!“ . . . „Alle Welt flirtet von der Straße zum Balkon hinauf, da ist nichts Böses dabei.“ . . . „Dem Beichtvater müßt Ihr es sagen, daß Ihr Liebesbriefe erhaltet.“ . . . „Pfeift der Verehrer auf der Straße, so antworten Sie ihm, aber mit Vorsicht.“ . . . „Es ist frivol, einem dreizehnjährigen Mädchen von Liebe zu sprechen.“ . . . „Die Frau muß rundlich, nicht beleibt sein, um zu gefallen.“ . . . „Lassen Sie doch die Nonnen in Ruhe, es gibt genug Frauen sonst auf der Welt.“ . . . „Platonische Liebe zwischen Mann und Frau gibt's nicht.“ . . . „Korrespondenz mit Herren, mögen sie nun Bettern oder Nichtbettern sein, ist immer gefährlich.“ . . . „Sie sind vierzehn Jahre alt und wollen sich aus Liebesgram töten? Nehmen Sie Eis.“ . . . „Er hat Sie verlassen, bündeln Sie sofort mit seinem unmittelbaren Vorgesetzten an, das ist die beste Rache.“ „Beten Sie zu San Pasquale, er hilft in der Liebe.“

Seltene Begriffe haben die Neapolitaner vom Anstand in Brautchaft und Ehe, sonst könnte Matilda Seravo nicht folgendes schreiben: „Diese Sorte von Vertraulichkeiten dürfen Sie dem Bräutigam nicht gestatten.“ . . . „Sie dürfen mit dem Bräutigam nicht zu oft allein sprechen.“ . . . „Brautleute, die sich achten, dürfen nicht aus der Reserve herausgehen“ . . . „Ein Brautpaar, das sich umarmt und küßt, schadet der Moral.“ . . . „Ihre Braut verletzte den Anstand, als sie Sie öffentlich küßte.“ . . . „Eine Braut darf nie einen Jugendfreund duzen.“ . . . „Diese Art Küsse dürft Ihr Eurer Braut nicht bieten.“ „Junge Eheleute, die sich öffentlich küssen, sind tadelnswert.“

Mit der Liebe hängt die Ehe zusammen. Diese scheint in Neapel wie anderwärts vielfach ein Geschäft zu sein; denn „Gibus“

wird täglich mehrere Mal über die Höhe der eventuellen Mitgift befragt, die man beanspruchen könne. Wir finden u. a. folgende Antworten: „Sie können nur wenig beanspruchen, da Sie nur Amtsrichter sind.“ . . . „Ein Arbeiter, der bloß 3.30 Lire täglich verdient, hat keinen Anspruch auf Mitgift.“ . . . „Mit einem Einkommen von 4000 Lire können Sie höchstens 20 000 Lire beanspruchen“ usw.

Es würde zu weit führen, „Gibus“ auf andere Gebiete zu folgen, wenn sie z. B. Vorschläge für die Mode macht, angibt, wo man gewisse Waren bezieht, die Bedeutung der Vornamen erklärt, Gesundheitsvorschriften macht, Anstandsregeln lehrt usw. Folgen wir lieber den „Sprüchen“ und „Gedankensplittern“ der Dichterin. „Sie fragen, ob und warum das Ideal existiert? Fragen Sie Ihren Portier.“ „Die Zeitungssprache hat nichts mit der Philologie zu tun.“ . . . Nur ein Kahlkopf kennt das Wesen der Kahlköpfigkeit.“ . . . „Das Warum des Todes? Ohne ihn würde die Welt die Dummköpfe nicht fassen.“ . . . „Die Eifersucht, die aus der Liebe entspringt, beleidigt nicht.“ . . . „Die Liebe schadet dem Manne mehr, als der Schmerz.“ . . . „Der Altersunterschied in der Ehe bildet kein Hindernis, später betrügen doch alle Ehemänner.“ . . . „Es ist besser Freunde zu haben, als sie nicht zu haben, notwendig ist nur der Feind.“ . . . „Der Zweifel nährt die Liebe.“ . . . „Das Spiel tötet die Liebe.“ . . . „Die Freundschaft, die der Liebe folgt, ist immer bitterfüß.“ . . . „Viele Berratene kehren zur Berräterin zurück.“ . . .

Noch einige Worte über das öffentliche Leben. Von den 600 000 Einwohnern Neapels wissen 80 000 täglich beim Aufstehen nicht, wie sie ihr Mittagbrod finden sollen, 200 000 fristen mühselig ihr Dasein im Handel und Handwerk, andere 150 000 leben von Regierung und Kirche, und unter dem Rest sind einige reiche Adlige, viele verarmte Adlige, viele Wucherer, Gelegenheitsgauner und Gauner von Beruf. Letztere müssen natürlich in einer Stadt

gedeihen, die nach ihrer Degradierung von der Residenz zur Provinzstadt stark verlor, und jetzt noch nicht genug Industrie und Handel hat, um sich selbst zu ernähren. Wo der regelmäßige Verdienst aber fehlt, entwickelt sich leicht der Sinn für müheloses Reichwerden, und wo man für die traurigen Existenzbedingungen nur den Staat verantwortlich macht, gedeiht auch leicht die Überzeugung, daß es ein verdienstliches Werk sei, den Staat zu betrügen.

Anfangs 1899 wollten die Klagen über Neapels Zustände nicht verstummen, Einheimische und Fremde wurden in den belebtesten Straßen beraubt, ermordet, Damen, die zum Theater gingen, um ihre Juwelen erleichtert, einige unglückliche Männer sogar bis aufs Hemd geplündert. Die Spielhöllen, die Privatlottobanken, die Wuchererbureaux mehrten sich. Die Polizei blieb untätig. Bald fiel es auch auf, daß gewisse Lebemänner, die schon ein tüchtig Stück Geld verputzt hatten, nach langem unfreiwilligem Streik ihre Tätigkeit wieder aufnahmen. Auf dem Corso zeigten sie die luxuriösesten Gespanne, ihre Damen vom Café-Chantant die edelsten Steine. In den Geschäftsstunden fuhrn sie vom Notar zum Bankier, von diesem zum Wucherer und Advokaten, und nachmittags sah man sie in erregten Gruppen im Café mit gewaltigen Banknoten prunken, oder mit Wechfeln. Jetzt sind die Herren — alle im Ausland; denn zur Operette gehört es ja auch, daß die Polizei stets zu spät kommt.

Der Hauptflüchtling ist ein Advokat *S u s i o*, der stets ein Grand Seigneur-Leben geführt hat. Vor anderthalb Jahren mußte er nach Griechenland fliehen, weil er einen Kaufmann um 50 000 Lire betrogen hatte. Sieben Monate blieb er in Griechenland, fand dort die Mittel, um sich mit dem betrogenen Kaufmann zu vergleichen und kehrte so unbehelligt nach Neapel zurück, wo er eine Genossenschaft zur Ausbeutung der Gewinnsucht gründete. Die großen Betriebsfonds lieferten mehrere geldkräftige Wucherer. Man führte ein üppiges Gesellschaftsleben und freundete sich hoffnungsvollen Sprossen der Aristokratie an. Das erste Opfer war ein Graf

aus Salerno. Ihn förderte Herr Susio und seine Agenten Taraschi, del Forno und Merenda mit einem Projekt zur Fabrication falscher Banknoten. Ein Freund des salernitanischen Adels wurde Opfer Nummer zwei als Teilhaber einer Gesellschaft, die vom Staate das Monopol zur Herstellung des Banknotenpapiers erhalten hatte. Beide Geschäfte gingen glänzend, und so verlegte sich die Gaunerbande, zu der auch ein schweizerischer Bankier Felix Hermann trat, auf immer neue Branchen. Mehrere Leichtgläubige opferten große Summen für ein „englisches Goldpulver“, das Silber- und Kupfermünzen in Sovereigns wandelte, oder für eine neue Erfindung, die Pinienholz ohne chemischen Prozeß zu Gemüse umformte, wieder andere kauften Handpressen, die Banknoten herstellten usw. Da die Neapolitaner stark romantisch angehaucht sind, so erzielte die Bande bei ihren Opfern umsomehr Vertrauen, je mehr sie die Unterhandlungen mit mystischem Beiwerk umgab. So kam man meist in dunklen Grotten zusammen, zu ungewöhnlichen Tageszeiten und übertrieb Schauer und Gefahr der Heimlichkeit. Selbstverständlich wurden die Banknotenspekulanten durch echte Scheine stets sicher gemacht.

Oktober 1901 wurde die Korruption des öffentlichen Lebens auch Gegenstand der parlamentarischen Beratung, da der Minister des Innern, Giolitti, durch den Senator Saredo eine Enquête veranstaltet hatte, deren Bericht allein an Druckkosten 60 000 Lire verschlang. Die Untersuchungskommission hatte seit 1900 gearbeitet und als eine Behörde gewirkt, welche die ganze Verwaltungsmaschinerie der Stadt prüfte und vor ihr Forum alle Beamten, auch Abgeordnete und Stadtverordnete Neapels zog, sowie alle Personen, die Zeugnis ablegen oder Beschwerden beibringen konnten. Es war eine Heidenarbeit, wie der kolossale, recht objektive Bericht beweist, der auch für Historiker von großem Interesse ist. Streng wissenschaftlich beginnt er mit der Krankheitsgeschichte des Patienten. In einer langen Einleitung, die einer besonderen Be-

prechung wert ist, wird der Charakter der neapolitanischen Bevölkerung analysiert und ihr Leben unter dem bourbonischen Despotismus geschildert. Als die Bourbonen verjagt wurden, zeigte es sich, daß Neapel nicht reif war für das neue Regime, das ihm zwar Freiheit, aber auch viele Lasten brachte, da die guten Seiten des despotischen Regimes fortfielen. Neapel, das verhätschelte Schöpfkind der Bourbonen, das geringe Steuerlasten kannte und künstlich auf Kosten des übrigen Königreichs in einer gewissen wirtschaftlichen Blüte gehalten worden war, verlor jetzt plötzlich den Rang und die wirtschaftlichen Vorteile einer Hauptstadt; es wurde vom Süden wirtschaftlich losgerissen und ohne Übergang mit den Segnungen des italienischen Zentralismus in Verwaltung, Steuersystem usw. beglückt. Ebenso rasch ging es vom Protektionssystem im Handel, das von Neapel jede Konkurrenz ferngehalten hatte, zu dem entgegengesetzten über, so daß das an modernen Handel nicht gewöhnte und auch unwissende Gemeinwesen sich von der Konkurrenz anderer Städte erdrückt fand. Auch tat die italienische Regierung nichts für den Hafen, weil sie anders zu viel zu tun hatte, und so begann das Elend, weil der Handel das nicht ersetzte, was die kaum nennenswerte Industrie hätte einbringen sollen, aber nicht einbringen konnte. Als 1870 Rom Hauptstadt Italiens wurde, verschlimmerte sich das Elend noch, weil der ralliierte Adel und die höhere Bourgeoisie zum neuen Stern zog, der bald Neapel überflügelte. So kam es, daß das Volk, das keinen Organisationsgeist besitzt, sich durch kleine Mittelchen zu helfen suchte, und so schloß es sich an die parlamentarischen Führer an, von denen es als von Patriziern Hilfe erwartete, wie die altrömischen Klienten von ihren Patronen. Die Haupt-Patrone aber waren Lazzaro, San Donato, Micotera und Billi. Natürlich wurden deren Freunde nun große Herren, und die Freunde der Freunde auch, und so entwickelte sich ein ganzes System von Klienten und Sippen, die nach oben hin nur den Zweck hatten, den „Herren“ von Neapel die Herrschaft zu sichern und nach unten hin eine immer größere

Gefolgschaft durch Stimmen- und Amterhändler und durch Begünstigungen jeder Art zu gewinnen. Zu den vier Herren gesellte sich als fünfter *Rocco di Terbi*, der sich als Abgeordneter eine große Klientel schaffte (er erschloß sich im „Banca Romana“-Kraich etwas zu voreilig, da er vielleicht auch gerettet worden wäre, wie so viele andere, wenn er nicht den Kopf verloren hätte) und sein Adjutant *Casale*, der bis zum Vorjahr Abgeordneter war. Diese „Herren“ benutzten natürlich die hohe und die niedere Kamorra, die sich üppig entwickelte, und ungestraft hohe Summen verdiente durch das heimliche Lottospiel, durch Fehlerei, Raub und Diebstahl. Zugleich aber entwickelte sich auch das Unwesen der „interposta persona“, d. h. der „Bermittler“, die von der Unwissenheit des Volkes leben und diesem alle Geschäfte, ja jeden Gang zu den Behörden vortun, die es ebenso gut selbst tun könnte. Diese Vermittler, die auch die Säle der Themis erobert haben, setzen sich zumeist aus den „Studierten“ zusammen, die in Neapel lieber stellenlos sein, als zu ihrer Provinzheimat zurückkehren wollen, und wie groß das Gelehrtenproletariat in Neapel ist, kann man daraus ermessen, daß 1897/98 von den 7356 juristischen Studenten in ganz Italien auf Neapel allein 2043 fielen. Wie sehr auch die Regierung gegen diese Vermittler und gegen die Kamorra ankämpfen mochte, sie blieb machtlos. Im Jahre 1898/99 klagten die Polizeibehörden in 633 Fällen auf Stellung unter Polizeiaufsicht, in zwei Jahren aber erreichten sie nur in 107 Fällen das richterliche Placet, alle anderen Fälle wurden durch geheime Einflüsse mit einem *non liquet* abgetan.

In einem folgenden Kapitel geht dann Saredo die Geschichte aller städtischen Verwaltungen seit 1860 durch. Der Raum verbietet es leider, auf die Einzelheiten einzugehen, die oft von einer rührenden Naivität der Herren Stadtväter zeugen, welche es oft fertig brachten, in einer Sitzung bis zu einer halben Million Lire an Begünstigungen für ihre Freunde zu bewilligen. Kein Wunder, daß Neapel jährlich



ein Defizit von 2 1/2 Millionen Lire und im ganzen jezt ein Gesamtdefizit von 16—18 Millionen aufweisen kann. Wie gewirksam wurde, geht aus dem höchst erbaulichen Kapitel „Stadtverwaltung und Lokalpresse“ hervor. Die Presse war natürlich gekauft. Mit großer Rücksichtslosigkeit nennt Saredo alle Namen, zählt auch alle Redakteure auf, die zugleich Beamte der Gemeinde und Beamte der Trambahn waren, abgesehen davon, daß es ihnen auch sonst an gut bezahlten Nebengeschäften nicht fehlte. Dabei werden natürlich Sachen enthüllt, die auch anderswo und nicht nur in Italien vorkommen. Aber im romantischen Deutschland wird man sehr enttäuscht sein, daß auch Matilda Seravo auf die Anklagebank gezerzt wird. Daß ihr Mann Scarfoglio mit seinem „Mattino“ sehr lohnende Nebeneinnahmen hatte, das schloß man schon aus dem verschwenderischen Leben, das er führt; denn er hatte nicht nur eine eigene Dampfschacht, sondern redigiert sein Blatt gerne von der Riviera aus. Aber daß auch die große Dichterin in Geldgeschäften sündigte, das wußte noch niemand. Freilich gleich aufs Ganze, wie ihr Gatte, ging sie nicht: der ließ sich für einen Strohhalm die Pacht der Karrensteuer zusprechen, verlangte 30 000 Lire von einem Ingenieur, der die Straßenreinigung pachten wollte, und forderte für sich, für Casale, für Summonte und Bollaro de Vieto 500 000 Lire von dem Bankhause *W e i l - S c h o t t*, das eine städtische Anleihe negotiieren wollte. Von der Gasgesellschaft verlangte er 30 000 Lire, die Tramwaygesellschaft aber zahlte dem „Mattino“ im Dezember 1898 3000 Lire und Scarfoglio persönlich im Januar darauf 10 000 Lire usw. Matilda Seravo verlegte sich auf das Geschäft, städtische Ämter zu vergeben und bediente sich zu dem Zwecke eines „Reiseforrespondenten“ ihres Blattes. Ein gewisser *F o t i*, der im Stadtpolizistenkorps befördert sein wollte, mußte ihr 200 Lire gegen einen Wechsel leihen, ein ausgedienter Militärmusiker aber 3000 Lire gegen Wechsel dafür, daß er durch ihre Vermittlung einen Posten als Bedienter in

einem Museum erhielt. Da aber Minister Gianturco nur einen provisorischen Posten als Bedell in einem Gymnasium frei hatte, so reklamierte der Militärmusiker sein Geld zurück, das er aber erst nach Jahren wieder erhielt, freilich mit einem Abzug von 350 Lire, den sich Matilda Seravio für ihre Bemühungen ausbat usw. Der „Don Marzio“ war auch nicht übel. Als die Stadt wegen eines neuen Kontraktes mit der Tramwagesellschaft verhandelte, forderte er vom Bürgermeister schlangweg einen Pump von 100 000 Lire. Dann geht der Bericht ausführlich alle Zweige der städtischen Verwaltung durch, wobei namentlich auf dem Gebiet der Schule bedeutende Skandalosa herauskommen, die beweisen, daß die Lehrer von der Kamorra ein- und abgesetzt und zu unehrlichen Prüfungen und Zeugnissen gezwungen wurden.

Gleicherweise verfuhr man mit den Advokaten der Provinz, so daß es kein Wunder war, wenn 60 % aller Provinzialprozesse verloren gingen. Was den **G r u n d b e s i ß** der Provinz anbetrifft, so fehlte es stets an einem regelmäßigen Inventar und alle Grundstücke und Häuser hatten Unterbilanz. So brachte ein auf 200 000 Lire bewertetes Grundstück jährlich nur 1000 Lire ein usw. Bei einem andern Besiße, dem Gut von Portici, ließ man einen Pächter ruhig auf eigene Rechnung Holz schlagen und ließ ihn die Gebäude ruinieren, bloß weil er der Gläubiger eines Provinzialrats war. In der Provinzialbibliothek befanden sich so viele Beamte, daß alle müßig gingen. Noch schöner erging es mit den **K u n s t s ä ß e n** der Provinz. Sie hatte ungefähr vierhundert Gemälde und hatte dafür auch einen Inspektor, doch wurde nie ein Inventar aufgenommen oder ein Katalog angefertigt. Der famose Herzog von San Donato, welcher Vorsitzender der „Gesellschaft zur Förderung der Künste“ war, besorgte trotz dieser Eigenschaft und privatim den Ankauf der Bilder, ja er veranlaßte die Provinz, für 52 000 Lire Aktien dieser Gesellschaft zu kaufen, für welche diese Anteil an den Loosgewinnen haben sollte. Aber niemand kontrol-

lierte jemals diese Verlosung. Als San Donato den Vorsitz der Kunstgesellschaft niederlegte, wurden auch keine Bilder mehr angekauft (!). Greulich geradezu waren die Zustände im Provinzial-Irrenhause. Obschon mehrere Kommissionen feststellten, daß die Kranken Hunger litten und mißhandelt wurden, blieb der Verwaltungsdirektor ruhig in seinem Amte. Als ein neues Irrenhaus gebaut werden sollte, übergab man den Bau nicht dem Architekten, der den ersten Preis von 20 000 Lire davongetragen hatte, sondern einem Gebatter des Klüngels, der gleich darauf fallierte, worauf der Eigentümer des Grundstücks, auf dem der Bau entstehen sollte, eintrat, ohne die Baugelder zu besitzen, so daß ein Rattenkönig von Prozessen entstand, der noch nicht gelöst ist. Es folgt nun ein riesiges Kapitel über die Straßebauten, bei denen die Voranschläge stets mindestens um das Dreifache überschritten wurden.

Es würde zu weit führen, ins einzelne zu gehen. Die gleichen Veruntreuungen und Korruptionsschäden zeigen sich in der Unterhaltung der Straßen und bei den Tramways und elektrischen Bahnen der Provinz. Die Finanzverwaltung war natürlich unter solchen Umständen nicht minder grotesk. Saredo schließt: Kurzum, die Provinz war immerfort in den Händen von Personen, die ein engmaschiges Netz von Patronen und Klienten darstellten und die Provinz zu ihrem privaten Vorteil ausbeuteten. Einmal nur habe ein Mann, der Senator Coddronchi als Präsekt Ordnung geschaffen; er habe neue Wahlen gemacht und erreicht, daß die Mexikalen streikten, und so habe er die Haupttäter aus der Provinzverwaltung entfernt. Unter dem folgenden Ministerium wurde er abberufen, und die Entfernten kamen alle wieder zur Krippe zurück.

Am meisten brandmarkt Saredo den Herzog di San Donato, der ohne eine Spur eigenen Vermögens stets den Herrn von Neapel spielte, allgemein populär war und dabei eine „Verschwen-

dungssucht und Pomposität“ zeigte, die grenzenlos waren. Dabei war die Feigheit der Neapolitaner so groß, daß selbst Männer, die ihn öffentlich angegriffen hatten, schließlich sich doch herbeiließen, mit ihm den Vorsitz im Provinzialrat zu teilen. Der Herzog bestritt seinen Lebensunterhalt durch die reichen Trinkgelder, die er bei Vergabung von Ämtern, öffentlichen Arbeiten und Konzessionen einstrich; langte es nicht, so ließ er sich gnädig größere, auch kleinste Beträge pumpen, die er nie wiedergab. Seine Naivität ging so weit, daß er an seinem Namenstage mit all den Geschenken Staat machte, die ihm die Beamten, die Pächter, die Direktoren der Bahngesellschaften machten. Noch größer aber war die „Naivität“ seiner Trabanten, die seine stadtbekanntem „Unregelmäßigkeiten“ öffentlich als Tugenden priesen. Ja, als er 1894 im Banca Romana-Prozeß in der Kammer von der Kommission der Sieben gebrandmarkt wurde und deshalb anstandshalber seinen Rücktritt vom Vorsitz des Provinzialrats nehmen mußte, erhoben sich in diesem selbst Räte, die ihn als einen verleumdeten Mann entschuldigten.

Solche Zustände lassen natürlich tief blicken, sie lassen aber auch nicht die Hoffnung aufkommen, daß es so bald in Neapel besser werden wird.

### Die Eruption des Vesuvius im April 1906.

Meine erste Bekanntschaft mit dem Vesuv machte ich im August 1895, einen Monat nach seiner damaligen Eruption. Am Abend unserer Ankunft — ich hatte mich einer Künstlergesellschaft angeschlossen —, zeigte sich der Vulkan in seiner ganzen Pracht. Kaum war die violette Farbe, die er bei Sonnenuntergang zeigt, dem Dunkelgrau und dem Schwarz gewichen, da leuchtete es in der Mitte des Berges flammenrot auf: es war die neue Lava, die seit einigen Tagen wieder dem Berge entfloß. Man hat das Gefühl, als ob man dem Guß in einer Rieseneisenhütte zuschaut. Wir

berieten lange hin und her, wie wir die Besteigung des Vulkans anfangen sollten; er ist ja nur 1300 Meter hoch, aber trotzdem erfordert seine Besteigung mehr Arbeit als ein doppelt so hoher Berg, weil er über die Hälfte des Weges mit einer tiefen Schicht von Bimsteingeriesel und Lavaasche bedeckt ist, die dem Fußwanderer Schwierigkeiten macht. Nun gibt es mehrere Arten des Aufstiegs. Bequeme Leute, denen das Geld recht locker sitzt, zahlen an die bekannte Firma Cool fünfundzwanzig Francs, dann werden sie in Neapel mittelst Wagen abgeholt und bis zur halben Höhe des Berges gefahren. Dort besteigen sie die Drahtseilbahn, die in zwölf Minuten bis an den Fuß des Mischenfels führt, und gehen von dort aus auf festgestampftem Promenadenweg bis zum Krater, in einer halben Stunde etwa. Andre Leute fahren bis nach Resina, das auf der Stätte des alten Herkulanum liegt, und steigen von dort in Sänfte oder auf Pferdes Rücken langsam hinauf.

Der gebräuchlichste Aufstieg ist aber der von der Rückseite des Berges aus, von Pompeji. Man kann ihn dort in drei Preisen haben, zu fünf Francs vom Hotel Sole, zu sieben Francs vom Hotel Suisse und zu zwölfen vom Hotel Diomede. Letzteres hat nämlich einen eigenen Weg bahnen lassen, der aber durch seine Einförmigkeit ermüdet. Als der beste wurde der mittlere Weg gewählt. Wir fuhren also nach P o m p e j i nach dem Schweizer Hotel, das für fünf Francs gute Pension, Wein einbegriffen, bietet, und nachts um elf Uhr stand für jeden Teilnehmer ein Pferd bereit. Der Führer war auch beritten und nur der kleine Pferdejunge war zu Fuße, freilich profitierte er auch von der Kavallerie, da er sich abwechselnd von dem einen oder anderen Pferde ziehen ließ, wobei der Schweif jedesmal das Verbindungsmittel abgab. Vor dem Aufbruch machte uns der Wirt darauf aufmerksam, daß wenige Stunden vorher in Neapel ein leiser Erdstoß vernommen worden sei und mahnte zur Vorsicht, und dann ging's hinaus in die laue Vollmondnacht. Der Ritt wird uns unvergeßlich sein. Zwei Stunden lang ging's durch

die prächtigste Landschaft, Ölbaumgärten und Weinberge, freilich recht langsam, denn die Pferde hatten Mühe, durch den Aschenand vorwärts zu kommen. In *Boscotrecase*, dem höchsten Dorfe, schloß sich uns ein Jagdhund an, der, wie unser Führer sagte, aus Liebhaberei jede Besuvpartie mitmacht. Gegen zwölf und einhalb machten wir an einem einsamen Wirtshaus, der *casa bianca*, Halt, um die Pferde verschnaufen zu lassen, und stärkten uns selbst mit feurigem Besuvwein, den sich der Wirt in Anbetracht der Höhe höher bezahlen ließ, woran er recht tut. Die Flasche kostet sonst nur siebenzig Centesimi, während wir eine Lire zahlten. Nach halbstündiger Rast ging es weiter auf steilem Zickzackweg durch die Schlackenwüste. Kein Baum und Strauch war mehr zu sehen, braun war der Boden und stellenweise schwarz. Doch diese Wüste war verklärt durch den Vollmondganz und verschönt durch das entzückende Panorama. Unser Blick schweifte über den silbernen Golf, der von Hunderten von Lichtern umsäumt und besetzt war, und weit links glitzerten die starren Felsen von Capri. Gegen zwei Uhr erreichten wir den Fuß des Aschenkegels. Die Pferde wurden angebunden, und nachdem wir uns eine Zeitlang an dem herrlichen Anblick geweidet, den tief unter uns die glühende Lava bot, gingen wir in die niedrige Schutzhütte, um dort auf einem weichen Rohrlager die Dämmerung abzuwarten.

Um halb fünf Uhr begann der Aufstieg. Ein Bildhauer aus Leipzig, der die alte Bergsteigerregel nicht kannte, wonach man im Anfang des Aufstiegs schleichen muß, kragelte jugendmutig die steile Höhe empor, aber schon nach zehn Minuten hielt er erschöpft inne, denn es erfordert nicht wenig Kraft, in der Asche emporzuklettern. Schließlich zogen wir es vor, auf den Lavablöcken emporzuklimmen, freilich auf Kosten unseres Schuhwerks, das sich an den scharfen Nadeln des morschen Gesteins heftig verwundete. Auf halber Höhe des Kegels trafen wir endlich eine Art von Zickzackweg, der aus roh ineinandergesügten Schlacken hergestellt war. Unterdessen war

die Sonne aufgegangen und ergoß ihren rötlichen Schein über den schimmernden Golf, und nun sah man all' die herrlichen Städte, Castellamare, Torre Annunziata, Torre di Greco, Portici, die den südwestlichen Teil des Golfs schmücken. In einer Stunde war der alte Krater erreicht, der jetzt öde und stumm daliegt, aber durch die wunderbar gedrehten und gedrehselten Steinmassen, die seinen Boden bedecken, noch Zeugnis ablegt von der Schmelzarbeit, die einst der heiße Odem des Berges hier verrichtete.

Und höher ging's, bis wir, von den Aufsehern des Feuerriesen an unseren Weinen gehalten, in den Kraterschlund hinabschauten. Das also war der Maleficus, zugleich der Segen und der Fluch des ganzen Gebietes und seiner Bewohner, die, wie Lord Byron sagt, stets zwischen Gott und Satan eingespannt sind! Das der Verräter, der sich Jahrhunderte lang vor Christi Geburt schlafend gestellt und so die Menschen in Sicherheit gelullt hatte, daß Strabon und Diodor ihn für erloschen hielten. Wie wurden aber 79 n. Chr. die Bewohner Pompeji's und Herculaniums aus ihrem trügerischen Glauben aufgeschreckt! Wer es wissen will, lese es nach in Bulwers „Letzten Tagen von Pompeji“!

Über die mehr als fünfzig Eruptionen, die dem Unglückstag des Jahres 79 folgten, berichtet jedes Reisebuch. Wozu also Eulen nach Athen tragen?

\* \* \*

Der Ausbruch des Vulkans vom 5. April 1906 ist dem von 1872 zu vergleichen. Der Lavaström war fünfzig Meter breit und zwei Meter tief und hatte eine Geschwindigkeit von sechs Meter in der Minute. Mit lautem Krache, der einer Kanonade ähnelte, stürzten die inneren Wände des Kraters zusammen. Professor Matteucci vom Observatorium befürchtete schon am 6. April, daß der ganze Kegels in sich zusammenstürzen würde. Am Morgen des gleichen Tages war die Lava nur noch einen Kilometer von Boscotrecase

entfernt. Wenige Stunden darauf wurde die Eruption stärker. Es trat dazu noch Regen ein, der die Bauern zur Verzweiflung brachte, weil er die sogenannte „pluvia caustica“ bildet, die die ganze Vegetation verbrennt. Allüberall hieben sie Weinstöcke und Bäume ab, um sie vor der versengenden Lava zu schützen. Gegen Nachmittag verließ die Bevölkerung von Boscotrecase den Ort, nachdem sie vergeblich versucht hatte, den Lavaström dadurch zu hemmen, daß sie ihm die Statue der heiligen Anna entgegentrug. Auch in Portici brach eine Panik aus, weil in der Nähe der Stadt Lava und Dampf ausströmten.

Am 7. April lauteten die Nachrichten vom Befuv immer trauriger. Ein neuer Krater hatte sich vormittags am Westabhange geöffnet, der Lava nach Ottajano entsandte. In der Nacht vom 7. auf den 8. April gestaltete sich die Eruption zur Katastrophe. Unter großem Getöse des Vulkan erfolgten zwei gewaltige Erdbebenstöße. Ganz Neapel war auf den Beinen, alle Kirchen füllten sich, als die Nachricht eintraf, der Hauptkegel sei eingestürzt, das Observatorium zerstört, Cooks Drahtseilbahn vernichtet. Der Befuv, der Boscotrecase schon vernichtet hatte, glich einem einzigen Feuerherde. Große Panik brach in Torre Annunziata aus, weil die Stadt nicht nur von der Lava bedroht, sondern auch von glühendem Aschenregen heimgesucht wurde. Stürmisch verlangte man Extrazüge und Kriegsschiffe, um die Bevölkerung aus den gefährdeten Städten fortzuschaffen.

Immer trostloser wurden die Meldungen im Laufe des 8. April. In Torre Annunziata meuterten die Gefangenen, die Einwohner von Ottajano flohen nach Neapel, San Sebastiano wurde geräumt, in San Giuseppe stürzten durch den Steinregen viele Häuser und die Pfarrkirche ein. Die Panik war unbeschreiblich. Die Behörden befürchteten Plünderungszüge, auf den Landstraßen herrschte das Chaos, weil die Karren und Wagen der Flüchtigen ineinander fuhren. Der Nordwestwind trieb am Morgen den





Aschenregen 200 Kilometer weit bis nach Apulien, überall die Luft verfinstert, so daß in Cerignola, Barletta, Andria das Volk glaubte, der jüngste Tag sei gekommen. Am 9. April verstärkte sich der Aschenregen, Ottajano bedeckte er zwei Meter hoch, in Neapel stieg die Aschendecke auf fünf Zentimeter. Die fremden Touristen flohen aus der Stadt, da die aufgeregten Insassen der Vorstadtquartiere die Kirchen stürmten, um Prozessionen zu veranstalten, und so Aufruhrszenen befürchtet wurden. In der Vorstadt Giovanni Teuccio blieb ein Zug mit tausend Flüchtlingen stecken, weil das Zugpersonal im Schreck vor dem Aschenregen auf und davongegangen war. Von den 30 000 Einwohnern Torre Annunziata's blieben nur 2000 zurück. Neapel allein barg schon über hunderttausend Flüchtlinge aus der Umgegend. Der Lavaström, der Torre Annunziata als Ziel erwählte, hatte eine Front von 150 m und war haushoch, er zerschnitt die Eisenbahn, zerstörte die elektrische Ringbahn um den Besub und bedrohte die Hauptstation der Stadt. Ein Arm der Lava wälzte sich, nachdem diese sich vor dem Kirchhof von Torre Annunziata gespalten hatte, auf Pompeji zu, blieb aber zum Glück stehen. Gegen zehn Uhr morgens brach Sturm in Neapel aus, ein warmer Regen ergoß sich über die Stadt, die von zehn Zentimeter hoher Schlammsschicht bedeckt wurde und vielfach litt, weil zahlreiche Dächer unter der Last von Asche und Schlamm einstürzten.

Am Abend des 9. April traf ich auf Befehl meiner Zeitung in Neapel ein. Im folgenden gebe ich kurz meine Aufzeichnungen wieder:

„Neapel, 9. April 1906, 10 Uhr n. Die Stadt hat sich von ihrer Panik zum Teil wieder erholt. Die Hauptstraßen sind notdürftig gereinigt, die kleineren aber mit Asche bedeckt, die schmutzigem Schnee gleicht. Der Besub stößt eine riesige Rauchwolke aus, die wie ein schwarzer Vorhang über dem Meere hängt. Das Wetter ist schön. Der Zufall, daß der Umschwung des Wetters und der teilweise Still-

stand der Lava in dem Augenblick begannen, als das Königspaar im Automobil in Torre Annunziata eintrafen, wird vom abergläubischen Volke als gutes Omen betrachtet. Der König wollte nachher nach Ottajano fahren, fand aber alle Wege unpassierbar, auf der Rückfahrt geriet er in einen Zyklon. In Ottajano stürzten durch den Steinregen das Bezirksgefängnis und die Karabinieri-Kaserne ein. In San Giuseppe hauste der Steinregen noch schlimmer. An alle Unglücksstätten wurden Soldaten geschickt, um die verlassensten Häuser zu schützen. Der Besuv hat seine frühere Form eingebüßt, da der Hauptkegel glatt abtrasiert erscheint.

Neapel, 10. April 1906. Erst jetzt kommen Nachrichten über das gestrige große Unglück in San Giuseppe. Die Kirche, die schon alt und baufällig war, wurde meterhoch mit Asche bedeckt. Am Morgen waren dreihundert Personen in ihr versammelt, als das Dach einstürzte. Etwa hundert Personen konnten sich retten, die übrigen wurden verschüttet. Gleichzeitig stürzten andere Häuser ein und erschlugen Hunderte von Menschen. Nach der letzten optimistischen Schätzung zählt man über vierhundert Tote und zahllose Verwundete. Die Asche in den Straßen liegt vier Meter hoch. Die Verwundeten blieben lange ohne Pflege. Auch die Soldaten des Rettungsdienstes waren außerstande zu helfen, da sie selbst, weil der Ort vom Verkehr abgeschnitten ist, des Nötigsten ermangelten. Es scheint sich zu bestätigen, daß der Lavaausfluß zum Stillstand gekommen ist; gut unterrichtete Leute aber betrachten diese Meldung als zu optimistisch. Professor di Lorenzo, der Vulkanlehrte, berechnet die Höhe der Rauchsäule, die der Vulkan ausstößt, auf 5 bis 7000 m. Der „Mattino“ meint, die Eruption sei jetzt in ihre letzte Phase eingetreten.

Neapel, 11. April 1906 (Dienstag).

Als die ersten Nachrichten von der erhöhten Tätigkeit des Besuvs eintrafen, gab es in Rom, auch unter den nicht italienischen Ein-  
 Zacher: Im Lande des Erdbebens.

wohnern, viele Skeptiker, die wieder Hotelierphantasie witterten. Wie es nämlich Hoteliers in Sizilien geben soll, die jeden Augenblick den Besuch irgend eines gekrönten Hauptes in befreundete Blätter lanzieren, so gibt es in Neapel Leute, die den Besuch fremdenindustriell ausbeuten, indem sie ihn von Zeit zu Zeit toben lassen, um die Anziehungskraft der bella Napoli zu erhöhen. Weniger skeptische Leute aber wiesen auf die Tätigkeit des Stromboli und das Erdbeben von Ustica hin; auch bemerkten sie, daß die römischen Blätter im Interesse der eigenen Fremdenindustrie nicht so ausführliche Berichte senden würden, falls die Eruption nicht wirklich bedeutend wäre. Aber den Ernst der Lage begriff man doch erst am Sonntag den 8. April. Nun hätte am liebsten jedermann nach Neapel reisen mögen, um das Feuerschauspiel zu genießen. Doch die Schaulustigen, die am Montag ankamen, waren enttäuscht; denn der Besuch war ein Obskuranter, der seine wilden Thaten hinter einer Riesenwand von Rauch- und Aschenwolken verübte. Wenige Eruptionen, selbst die von 1872, waren so aufregend wie die jetzige, weil der Besuch nicht nur mit Lava arbeitete, sondern auch weithin Asche verstreute, die durch den folgenden Regen zum Aschlamm wurde, der alle Vegetation im größten Teile seines Gebietes verwüstete. Was die Lava anbetrifft, so zerstörte sie von Nord nach Südost laufend alle Landhäuser bis Boscotrecase, dieses zum Teil selbst und rückte bis Torre Annunziata vor, der industriellen, fleißigen Stadt, dieses derartig bedrohend, daß neun Zehntel der Einwohner flohen. Der flüssige Strom war unübersehbar groß und an Stellen, wo er sich staute, haushoch und dabei von einer Kraft, daß er Blöcke von mehreren Metern Durchmesser wie Kuschalen spielend herumwarf. Ein Wunder scheint es, daß er vor Torre d'Annunziata Halt machte. Freilich fand er außer natürlichen Hindernissen noch künstliche, die schnell von Menschenhand aufgeworfen wurden. Die Errichtung von Dämmen gab man zwar als nutzlos auf, dafür zog man tiefe Gräben, die sich schäumend füllten und durch

den Anprall Lavawellen erzeugten, die selbst stauend wirkten. Ein Schreckensschrei ging durch die ganze gebildete Welt, als es hieß, daß sich ein Strang der Lava südwestlich von Torre Annunziata nach Pompeji hin bewege. Zum Glück blieb es bei der Panik. Die Pioniere hatten aber auch alles getan, um die Gefahr abzuwenden und den Feuerstrom möglichst weit abzulenken.

Außer den Landhäusern und Boscoreale zerstörte der Vulkan auf der Südseite noch die Ringbahn um seine mächtigen Flanken, im Westen die Cook'sche Drahtseilbahn und das Observatorium. Dann verheerte er auch noch die Nordostseite nach Ottaviano und dessen Anhängsel San Giuseppe Vesuviano hin, sowie einen Teil des Nordwestgebiets auf Castellano zu. Wie groß der Schaden ist, der auf den Feldern angerichtet wurde, läßt sich noch nicht schätzen. Wenn man aber bedenkt, daß der Boden teurer ist, als der im Po-Tale, so daß für einen „moggio“ 2000 Lire bezahlt werden, wenn man ferner erwägt, daß die Ackerbestellung auf lange Zeit unmöglich ist, wenn auch die Bauern sofort in ihrer optimistischen Weise zum Pflug greifen werden, sobald erst wieder gutes Wetter eingetreten ist, so wird das dicke Ende erst nachkommen. Dafür spricht schon die Bevölkerungsdichtigkeit des Gebiets, die fast ebenso groß ist, wie die auf den fruchtbaren Hängen des Atna. So hatten 1901 Boscoreale 10 361 Einwohner, Boscoreale 9 352, Torre Annunziata 28 664, Torre de Greco 35 328, Barra 11 973, Resina 20 152, Portici 14 329, Somma 10 096, S. Giorgio a Cremona 5 798, S. Giovanni Teduccio 20 891, S. Anastasia 8 742, Ottaviano 12 764 Einwohner. Ein Teil dieser lebt zwar von der Industrie an der Küste (Mühlen, Waffenfabriken, Rudelfabriken usw.), aber die Mehrzahl der Bewohner sind doch Ackerleute. Zum Schaden auf den Feldern gesellt sich noch der an den Häusern. Nicht umsonst wurde in diesen Tagen viel von den letzten Tagen Pompejis gesprochen; denn in der Tat, es gibt viele Berührungspunkte in der letzten Zeit mit Pompejis Untergang. Auch damals wütete der Aschenregen, der die Dächer

durchbrach und die Wege und Straßen unpassierbar machte. Es scheint eine Ironie des Schicksals; je gefährlicher ein Erdbebengebiet ist, desto leichtsinniger werden die Menschen. Die Katastrophe von Kalabrien — nur mit Schauern gedenke ich noch der Ruinenstädte — wäre nie so groß geworden, wenn die Häuser anders und jedenfalls elastischer gebaut worden wären. So ist es hier mit den Dächern. Das leichteste an den so wie so schon leicht gebauten viereckigen Kastenhäusern ist das flache Dach. Kommt auf dieses eine auch nur zwanzig Zentimeter hohe Schicht von Asche, dann ist die Katastrophe da; denn die „lapilli“ des Befuvs sind so schwer, daß eine Schicht von fünf Zentimeter Höhe auf 20 Quadratmeter acht Zentner wiegt. Das Dach stürzt ein und erschlägt alles. Noch lachte man, als man in Neapel hörte, daß am Sonntag in Nola, das doch drei Mal so weit vom Befuv entfernt ist wie Torre Annunziata, die Asche so dicht gefallen sei, daß die erschreckten Einwohner die Stadt verließen.

Da kam heute Morgen das Mene Tekel der Markthalle von Neapel. Ich saß gerade beim Morgentaffee, als ein italienischer Kollege eiligst zu mir kam und mich mit dem Rufe aufschreckte: „Hast du nicht den Lärm gehört, den Plumps, den Tratratrac?“ Schnell eilte ich zum Monte Oliveto, nahe der Hauptpost. Die ganze Umgebung war in Aufruhr. Weiber, Kinder, Mädchen, Jünglinge, alles bekreuzte, segnete sich und sagte jammernd den Einsturz von ganz Neapel voraus. Ich wand mich durch den Militärkordon und trat in den großen Innenhof, in dem vor einer Viertelstunde noch das intensivste Marktgewimmel geherrscht hatte. Zum Glück hatte es noch nicht die Dichtigkeit angenommen, die es gegen halb zehn Uhr zu zeigen pflegte. Doch da die Markthalle der Zentralmarkt für Fleisch, Wurst, Geflügel und so weiter bildete, war das Gedränge schon groß genug. Das Dach war in einem Nu unter der Aschenlast zusammengestürzt, hatte die Seitenwände mit ihren Eisenpfählern zum Teil zerdrückt, zum Teil beiseite gebogen, und nun sah man nur eine Pyramide von Eisenstangen, Brettern, Tafeln, Latten, Roll-

läden. Die Rettungsarbeiten waren erst im Beginn. Nach einer halben Stunde kehrte ich wieder. Nun aber ließ mich der Kordon nicht mehr durch, doch ein Polizist führte mich nebenan auf die Terrasse der Karabinierkaserne, die man jetzt auch (!) mit fieberhafter Eile zu säubern sich mühte. Das Gewimmel unter mir war greulich. Mit einiger Phantasie konnte man glauben, man sähe staubige Ameisen in einem Haufen graugelber Tannennadeln. Die Karabinieri arbeiteten rasch mit den Feuerwehrleuten um die Wette und schichteten in den Ecken ganze Pyramiden von Stangen und Brettern auf. Daneben standen Hunderte von Krankenträgern des Roten Kreuzes mit Bahren. Dann kam das schnell mobilisierte Korps der Straßengehrer in blauer Bluse. Von Zeit zu Zeit schleppt man einen Verwundeten oder Toten herbei. Die Menschenmenge fließt über ihnen zusammen, wie das Wasser eines großen runden Beckens, dessen mittlerer Abfluß geöffnet ist. Man sieht, wie Lächer und Decken um die Opfer gelegt, wie sie aufgehoben werden, und in der nächsten Sekunde kehrt wieder alles zum Bergungswerk zurück. Auch an komischen Bildern fehlt es nicht, wie immer bei solchen Schreckensszenen. Ein aschgrau gewordener Kapuziner dreht sich, die Hände zusammenschlagend, taumelnd herum, ein Polizist trägt gravitatisch einen Zählstisch, ein Feuerwehrmann zwei gerupfte, ganz verstaubte Puterhähne. Auf einem Berg von Scherben und Ziegeln stehen die fast geistesgestört blickenden Verwandten der Verschütteten. Fünf Tote sind schon geborgen, darunter drei Karabinieri, die Einkäufe für die Kantine gemacht hatten; auch schon vierzehn Verwundete. Im Laufe der Rettungsarbeiten wurden nach und nach zehn Tote, fünfundzwanzig Schwerverwundete und hundert Verletzte herausgezogen. Zu gleicher Zeit wurde auf allen Dächern Neapels fleißig gearbeitet; denn der Magistrat hatte befohlen, daß nun — nach dem Unglück — jedes Dach innerhalb zwölf Stunden gereinigt sein müsse. Kenner der Stadt erklären jetzt, es sei ein Glück, daß zu dem Aschenregen nicht auch ein Erdbeben kam, zumal

viele große Häuser auf durchhöhltem Boden stehen; denn den unterirdischen Stößen und dem gleichzeitigen Druck vom Dache her würden wenige alte Gebäude standgehalten haben. Interessant war das Verhalten der Zeitungen. Viele ermahnten zur Ruhe, hezten aber ihre Leser gegen die Behörden auf, die durch ihre Saumseligkeit die Markthallenkatastrophe verursacht hätten. Freilich scheinen die Behörden der Stadt und Provinz Neapel Leute eigener Art zu sein, wahre Ritter der Gemütlichkeit; sagte doch heute ein Provinzialrat: „Jetzt hilft nur noch Mitleid und Gebet!“

### In der Asche des Vesuv.

Wer möchte noch das alte Bette finden  
 Des Schwefelstroms, der glühend sich ergoß?  
 Des unterird'schen Feuers schreckliche  
 Geburt ist alles, eine Lavarinde  
 Liegt aufgeschichtet über dem Gesunden,  
 Und jeder Fußtritt wandelt auf Zerstörung.  
 (Braut von Messina).

Dienstag, 10. April 1906. Morgens elf Uhr. Hellster Sonnenschein. Fast möchte man wieder abreisen; denn die neuesten Nachrichten besagen, daß die Eruption zum Stillstand gekommen. Doch wollten wir noch einen Ausflug nach Torre Annunziata und Boscorecase machen, um die Verwüstungen der Lava zu schauen. Vor dem Rathaus in Neapel tun wir einen Rundblick. Welche Zerstörung in den Gartenanlagen! Alle Pflanzen zerflört, die Denkmäler braun bemehlt, die Palmen ersticken im Staubüberzug, an Stelle der grünen Farbe des Grasses ist ein einförmiges Gelbbraun getreten. Ein frischer Wind zerteilt die hellblaue Rauchmütze des Vesuv. Man kennt den alten Friedensstörer nicht wieder. Er hat buchstäblich den „Kopf verloren“ und so den beruflichen Vesuv-

malern und Photographen den alten Lagerbestand verdorben. Unser Blick wird abgelenkt. Ganze Scharen von Schuttschäufnern und Aſchenteſchern kommen; denn das Oberhaupt der Stadt hat befohlen, daß innerhalb zwölf Stunden alle Dächer rein gefegt ſein ſollen. Freilich iſt drei Stunden vorher das große Unglück in der Markthalle auf dem Monte Oliveto paſſiert. Die Leute nehmen jetzt den Befehl des Bürgermeiſters ernſt. Wer zu nahe an den Häuſern vorbei geht, wie ich, kann das merken, wenn er unter eine Lavinne gerät, die ihn im Nu in einen „Erdmann“ verwandelt.

Elf ein Viertel. Fahrt zum Bahnhof. Der Wind hat ſich erhoben. Die Straßen ſind neblig, gelb-braun, Staub und Aſche fällt ſie. Man begegnet vielen Männern mit verbundenen Nafen und Köpfen, — es ſind Opfer des Steinregens in der Umgegend. Die Bahnhofshalle ſcheint im Kriegszuſtande. Überall verſtaubte Soldaten mit ſchwarzen Geſichtern. Überall auch Flüchtlinge, meiſt Weiber und Kinder. Der Zug nach Torre Annunziata ſoll halb zwölf abgehen, aber bei der allgemeinen Verwirrung wird er erſt um ein Uhr zuſammengeſtellt; denn alle zehn Minuten kommen Züge, die Militär bringen. Endlich nach eins fahren wir ab. In unſern Korridorwagen kommen Flüchtlinge: eine Frau, ein Kind, ein Mädchen aus Torre del Greco, die in der Nacht geflohen waren, ſuchen zurückzukehren, um zu ſehen, ob ſie ſich wieder in ihr Haus getrauen können. Sie ſind furchtbar aufgereggt. Der Zug geht langſam. Die Wagentüre wird aufgeriſſen, ein dicker Herr ſteht hinauf, der auf dem Trittbrette einhergegangen, und fällt der Frau in die Arme. Sie waren in der Nacht getrennt worden, und er hatte Frau und Kind in Caſtellamare, in Caſerta, in Neapel auf Gratiszackfahrt vergebens geſucht; denn wer denkt daran, den armen Vertriebenen Geld abzunehmen? Die Freude des Wiederſehens dauert nicht lange. Nachdem der Dicke ſeufzend, weinend, lachend Frau und Kind abgeküßt, ſtotternd ſeine Erlebniffe erzählt, Schauergerüchte mitgeteilt hat, hält er inne; denn Dunkelheit umfängt uns.



Der Zug steht fest in einem kleinen Tunnel. Was ist geschehen? Wir können vor Asche nicht weiter. Die Schwägerin stößt einen gellenden Schrei aus und fährt in ihrem Fluchteifer mit dem Kopfe gegen das Coupéfenster. Dann wimmert sie: „Madonna mia! Nur hinaus! Ich sterbe in der Dunkelheit!“ Der Dide flucht, die Mutter, von der Panik angesteckt, prügelt nervös jammernnd ihr Kind. Wieder springt das Mädchen auf. Ihr Schwager hält sie mit aller Kraft fest und sagt fatalistisch: „Was nützt das Jammern! Wenn wir sterben sollen, auch gut! Mbè, dann sterben wir. Nur laß das Flennen!“ Nach zehn Minuten geht der Zug weiter. Bald kommen wir zur ersten Station San Giovanni Te ducci. Wie der Blitz verschwindet der Dide mit seiner Familie und erklärt draußen, daß er nicht für eine Million weiter fahre. Er habe genug an seinem früheren Schrecken.

In uns Deutschen — wir sind zu viert — regt sich die nordische Überlegenheit, die so gern über südliche Furcht und Angst spottet. Doch die *L a n d s c h a f t* rings umher lenkt uns ab. Alles ist *g r a u* oder *b r a u* bestreut, beriefelt, betupft. Das Gesträuch gleicht den gepuderten Hutten auf unsern Weihnachtsmärkten. Die Felder sehen aus wie schneebedeckte deutsche Äcker am Ausgang des Winters. Doch dabei ist es berückend warm, so daß die optische Täuschung einen Haken hat. Ein Genosse jammert. „O Torre del Dreco!“ und zeigt auf das graue Meer, „das nennt man den blauen Golf. O bella Napoli!“ Ein Zug, vom Besub kommend, fährt an uns vorüber. Er zeigt die gleiche Farbe, wie die modernen Kriegsschiffe. Seine Fenster gleichen gesprenkelten Basaltplatten. Ich öffne mein Fenster und pralle erschreckt zurück. Straßenjungen bombardieren unsern Zug mit Zitronen und Apfelsinen. Der Zug hält und rutscht dann vorsichtig weiter. Mein Schrecken steigt, denn auf dem Nebengeleise ragen übereinander getürmt die Wagen und Lokomotiven zweier Züge, die in der Nacht infolge des Aschenregens *i n e i n a n d e r g e f a h r e n* sind. Ein Waggon mit Früchten ist total

aufgeschlitzt und die Bahnarbeiter verteilen unter die Passagiere unseres Zuges saftige Apfelsinen, die aus den geöffneten Flanken des Wagens herunterkollern.

Langsam geht's weiter. Jede Sekunde wechselt das Wetter und die Beleuchtung. Der Wind wird kühl. Über dem Golf liegt Höhenrauch, das Meer scheint zu brennen. Ein Torpedoboot zickzackt, rekonosziiert auf der graugrünen, dampfenden Flut. Der Rauch treibt nach Capri, das seit einigen Tagen vom Verkehr abgeschnitten ist.

Zwei Uhr. Station Portici. Eine malerische Menge hocht, lauert, stiert, schweigt, flucht, heult, seufzt, ächzt und keucht auf dem Bahnsteig. Ein Ribera, ein Gussow würden ob der schönen Modelle jauchzen und ein Menzel sofort sein Skizzenbuch herausnehmen. Flüchtlinge sind's, die auf Beförderung warten. Der Himmel ist plötzlich schwefelgelb, gespenstig gleißern gegen diesen Hintergrund die Gebäude. Cave oculos! Wie das brennt, wie die Zähne knirschen! Der A s c h e n r e g e n kommt. Bald ist der Besuv und die Luft ringsum eine einzige Symphonie in braun. Auf dem Dache des Waggons prasselt es, als ob Tausende von Erbsen niederfielen. Nun kommt warmer Regen dazu, die Fenster sind im Nu von kleinen Schlammzungen beledt, die herausgestreckte Hand starrt ebenso schnell von Duzenden von Schlammwarzen. Auf dem braunen Meer sind weiße Gischtfstreifen. Stetig wechselt die Farbe des Himmels, jetzt ist sie rotbraun. Zwei Kriegsschiffe erscheinen und verschwinden; denn Dämmerung umgibt uns. Das Nebengeleise verschwindet unter einem Schlammüberzug, der bald wie Porzellanerde, bald wie Chokolade erscheint. Unser Zug humpelt, springt und — hums — s t e h t s t i l l auf freier Strecke.

In dem trüben Dämmerchein wirkt das Prasseln der kleinen Steinchen (lapilli) nervösmachend. Auf dem Nebengeleise erscheinen phantastische Gestalten. Sie beginnen zu schaufeln. Ihr Gesicht haben sie mit Tüchern verbunden, die Aufseher tragen Regenschirme,

deren Farbe undefinierbar ist. Die Kriegsschiffe dräuen wie spukhafte Nachtgespenster. Die Wagenfenster gleichen Scheiben aus rotem Granit. Unser Zug macht verzweifelte Anstrengungen, um vorwärts zu kommen, er fährt zurück, um einen Anlauf zu nehmen, und steht wieder still. Zum Glück wird's heller und das wechselnde Schauspiel auf dem Meere und an der Küste verkürzt uns die Zeit des Wartens. Torre del Greco vor uns startt in einer braunen Kapuzinerkutte, das Küstengewässer ist rot, wie ein kleiner Skamander nach einer homerischen Schlacht. Die Arbeiter rufen und schreien sich an. Doch was ist das? Ohne uns, die wir im hintern Teil des Zuges sitzen, zu benachrichtigen, dampft der Zugführer mit den fünf ersten Wagen auf und davon. So sitzt unser Zug-Rumpf hilflos in der Asche, die allmählich, aber sicher höher steigt. Da neuer Schlammhagel einsetzt, wird das italienische Reisevolk aufgeregt. Vergebens sind alle Zurufe: „Ci vuole pazienza. Forza maggiore vince tutto!“ Ja, die force majeure! Wie mächtig werden die kleinen Aschestäubchen, die der Menschenfuß zertritt, wenn sie zu Milliarden anrücken!

Das Meer ist grau, zerrissen, wie die Dede eines Gletschers. Seine Klippen schauen aus, als ob alle Kaminteherer Neapels den gesamten Ruß der Stadt über sie ausgeschüttet. Die Küste Sorrents scheint von dem Strahlenmantel des Haares eines Riesenkindes verschleiert, das sich spielend über sie beugt und den Kopfschmud herunterhängen läßt. Wieder ein Farbenwechsel: das Meer gleicht flüssigem Lehm oder brodelndem Tischlerleim. Um zwei Uhr zwanzig wird der Himmel gelb, wie dazumal, als vor einigen Jahren der „Blutregen“ ganz Unteritalien rappelköppisch machte. Beinahe kann man sich vorstellen, was ein Samum ist. Unsere Gesichter glühen gelbbrot, wir scheinen in Indianer verwandelt. Bald wird die Luft teeriger, brauner, wie der berühmte Londoner Nebel. Der Wind dreht sich und schüttet die Asche nach Neapel. Nun scheint der Himmel außer Rand und Band, er wird beängstigend rot, orange.

Blitze durchzucken ihn. Das Meer ist in graue Platten zerlegt, die die Erinnerung an einen Eisgang auf dem Rhein wecken. Die Küstensegen und Inseln ragen so stumpfbraun hervor wie höher gelegene Ackerzipfel in einem überschwemmten Flußthal. Wer jetzt die Hand ausstreckt, kann erproben, wie sich der Himmel an Sprizmalerei erlustigt. Räter wird er, er schwält und qualmt.

Das ist zu viel für unsere italienischen Mitreisenden. Von Zeit zu Zeit erscheint ein Greis oder ein Jüngling und fragt uns mit seinen beredten Augen, ob wir nicht eine Unterhaltung anfangen wollen, die ihm über die beginnende Furcht hinweghilft. Dieses Angstgefühl verstärkt sich, als jetzt Erde, Wasser, Luft in ein einziges Sepia-Dunstmeer zusammenfließen. Die Oberfläche des Wassers siedet; denn zischend fallen Millionen von heißen Aschenkörnern. Eine breitbrüstige Dome, deren Gesicht und Rüste an ein bekanntes Bild von Tizian erinnert, kommt Trost suchend zu uns. Sie spricht von Tod und Untergang und zerzaust mit bebenden Fingern ihre schöne weiße Boa. Noch will sich trotz des Mitleids die spöttische Überlegenheit des Nordens bei uns regen, doch nicht mehr ganz so ehrlich wie vorher; denn die Situation ist wirklich unangenehm, weil Minute auf Minute verrinnt und keine Lokomotive erscheint, uns zu holen.

Der Korridor füllt sich. Man flucht, betet, mahnt zur Ruhe. Ein älterer Herr hält ein Zeitungspapier heraus. Es raschelt und rieselt und prickelt zu verdächtig. „Das sind lapilli!“ ruft er entsetzt. Lauter Angstschrei antwortet ihm. Man rekonozziert durch die halbblinden Fenster — denn öffnen darf man sie nicht mehr, weil die feinen Körner sich in Auge, Nase, Mund brennend hineinbohren, — die Umgebung. Rechts droht bei einem Fehltritt, falls einer so wahnsinnig sein sollte, auszustiegen, der Sturz ins Meer, links ein Weinbruch auf dem sechs Meter tiefer liegenden Straßenpflaster. Wir sitzen also auf einem schmalen Viadukt fest, dessen Decke von glitscheriger, dreißig Zentimeter hoher Asche gebildet wird!

Drei ein Viertel. Wir nähern uns dem dritten Akte, dem Kulminationspunkt. Finsterste Nacht umgibt uns. Kein Licht im Wagen. Ich begreife die Klage des englischen Prinzen in Shakespeares Königsdrama, der seiner Augen Mörder ansieht, ihm nicht die Quelle des Lichts zu verstopfen; denn der Aufenthalt im Aschenwirbelwind war noch erträglich, als man leidlich sehen konnte. Aber jetzt! Streichhölzer flammen auf und steigern nach ihrem Berglimmen die Unbehaglichkeit. Die Panik beginnt und zeitigt alle die Begleiterscheinungen, die mancher, der behaglich am Ofen von ihnen liest, gern als „Berrücktheiten“ bezeichnet. Ein junger Mann tastet sich zu uns herein, entzündet ein Streichholz und graspt nach dem Notsignal. Wir lächeln nicht; denn wozu dem Aufgeregten sagen, daß mangels einer Lokomotive sein Beginnen blödsinnig ist! Im Nebenabteil intoniert jemand die Totenlitanei! Schaurig klingt das bebend geleierte „Ora pro nobis!“ Eine Frau weiter hinten vergleicht flüsternd unsere Lage mit derjenigen der Bergleute von Courrières, eine andere schrillt zornig gegen die Gnadenstätte von Valle di Pompei, der sie doch so reiche Spenden gegeben, und die ihr jetzt nicht helfe, trotzdem sie so nahe sei . . . Ora pro nobis! Seltsam: die nordische Überlegenheit schweigt auf einmal . . . Das Geräusch der niederprasselnden Aschenschlossen scheint fernes Kleingewehrfeuer. Der alte Mann von vorher schlurft hinein zu uns, spricht von Tod, Verderben, fleht uns um Rettung an. In den anderen Abteilen tobt man. Die Ängstlichen wollen die Vernünftigen, die zur Ruhe mahnen, lynchen. Man reißt Fenster auf, schrille, häßliche Angstrufe, die im Wagen ein schauerliches Echo wecken, draußen aber im Sturm verhallen, jagen sich einander: „Hilfe, eine Laterne, Licht, eine Kerze, Rettung!“ Es bilden sich plötzlich Aktiengesellschaften. Da kein Zugpersonal vorhanden ist, will man ein Kapital von hundert Lire aufbringen, um den beherztesten von den armen Mitreisenden zu bestimmen, zur Station zu gehen, die zehn Minuten entfernt ist. Aber niemand meldet sich. Die Hitze steigt.

Die Luft wird stidig. Man ringt nach Atem. Viele klagen über Druck im Hinterkopf. Dazwischen flucht wer über den Stationschef von Torre del Greco, über die Beamten, die Eisenbahnen Italiens. Und wieder ertönt: „Ora pro nobis“. Ein Deutscher erbie tet sich, die Laterne, die am Schlußwagen hängt, zu holen, und wird nur mit Mühe zurückgehalten; denn draußen sieht man nicht die Hand vor den Augen, und ein Ausrutschen in der Asche —? Man wagt den Gedanken nicht auszudenken.

Die Angst weckt die Phantasie. Man stellt sich den Befub als Webermeister vor, der mählich, aber sicher die Decke webt, die sich über unsern Wegen legen und uns ersticken wird. Man glaubt, zu sehen, wie das Niveau der Asche steigt, und doch ist Dunkelheit. Man starrt zur Wagendecke, die man nicht sieht und prüft sie zweifelnd auf ihre Festigkeit. Endlich — eine Ewigkeit scheint vergangen —, däm m e r t es draußen. Rufe erschallen draußen, Kommando stimmen. Wir steigen aus. Ein hoher, schwarzbärtiger Mann, der eine Fackel trägt, ist mit Arbeitern von der Station gekommen. „A r a w a n e gebildet“, ruft er mit Stentorstimme, „alle halten sich an den Händen. Alles bleibt zwischen den Geleisen!“ Lichte Helle umfließt uns. Mondschein bei Nebel scheint es. Innerlich hell wird es auch den Passagieren. Der Zug bildet sich und stampft erregt vorwärts im kniehohen, braunen Schokoladenpulver. Gegen vier Uhr ist's. Plötzlich droht die Luft sich von neuem zu verfinstern. Zum Glück sind wir über den Viadukt herous. „Rette sich, wer kann!“ Und jetzt beginnt ein D a u e r l a u f, der gewiß für einen unbeteiligten Zuschauer recht komisch gewirkt haben müßte. Wir kommen an einem Holzfeuer vorüber, das die Arbeiter angezündet haben. Duzende von Händen greifen sich einen Span. Und neu belebt feucht man vorwärts. Aber wie die Augen brennen! Verwünschter Feuerregen!

Wir erreichen die Station Torre del Greco. Sie ist von Tausenden besetzt. Alle Ausgänge zur Stadt sind geschlossen,

verstopft durch lebende Mauern. Es kommt zu Faustkämpfen, da wir nur den einen Gedanken haben, unter Dach zu kommen. Aber die Behörden haben den Befehl gegeben, die Stadt zu räumen, da die Häuser einzustürzen drohen. Das Licht steigert sich, aber auch der A s c h e n r e g e n, der brennenden Durst erzeugt. Aber wo gibts Wasser? Die Stationsbeamten sind wie wahnsinnig, die Soldaten, die einen Kordon ziehen, wie aschgraue Phantasmen, die hin und herzucken, ohne Bewußtsein, wie von unsichtbaren Drähten gezogen. Neuer Kommandoruf: „Zum Hafen! Zu den Schiffen!“

Man verbindet sich den Kopf, macht Schirme oder Helme aus Zeitungen, um die Augen zu schützen. Jetzt kommt weißes, äzendes Pulver in Myriaden von Stäubchen, in fünf Minuten sind alle Kleider weißgrau, zentimeterhoch auf Hut und Rücken liegt die Kruste. Eine unabsehbar lange Schlange formiert sich, Bauern, Signori, Bettler, Fremde, Handwerker, Rentner, deren soziale Unterschiede vom Staube nivelliert werden. Eine Karawane in der Wüste scheint vorwärts zu schwanke, die sich zu Fuß durchkämpft, da Kamele und Pferde eingegangen sind. Doch — der Kopf wird dumpf. Der Rest ist — Schweigen, Gleichgültigkeit, Stumpfheit. Man schiebt sich, stößt sich über Treppenschluchten, die zu Staubpulvergießbächen verwandelt sind, man strauchelt, stürzt, erhebt sich, wankt weiter. Endlich steht das Gewühl auf dem zwei Meter breiten Molo, eine Mauer hinter sich, vor sich das M e e r. Man verschnauft. Biel zu langsam kommen Schaluppen und Rähne. Wer kein Bad nehmen will, rettet sich an die Mauer, denn die Herde von wahnsinnig-blöden Flüchtlingen drängt und stößt, daß die Lage wirklich bedrohlich wird. Die Gendarmen, die sich schon heiser geheult, heben verzweifelt die Hände hoch. Zwar sind noch andere Führer des Volkes in der Menge, gut genährte, aber schmutzige Priester, doch sie denken nur an sich, oder an ihre weiblichen Verwandten. Ein Kaplan, der gar zu rücksichtslos stößt, wird unter lauten Rufen der Entrüstung von Gendarmen und Bauern am Talar zurückgezogen.

Die süditalienische Geislichkeit habe ich auch im verfloffenen September in den Schreckenstagen von Kalabrien kennen gelernt! Im Wasser schwimmen viele tote Fische, Opfer der Asche. Aber auch der Hafen ward ein Opfer der Asche. Die erste Schaluppe sieht fest.

Unter diesen Umständen kann die Einschiffung Stunden dauern. Unsere Gruppe hält Kriegsrat. Am gescheitesten ist, wir kehren zum Bahnhof zurück, warten die Freilegung der Schienen ab, fahren nach Castellamare und von dort über Caserta nach Neapel; denn durch die Aschenzone von Torre del Greco bis Resina mögen wir nicht, noch kann irgend ein Zug hindurch. Gesagt, getan. Die Kletterei nach dem hochgelegenen Ort beginnt. Zwei Züge liegen vor dem Bahnhof. Ohne lauges Besinnen stürzen wir in ein Abteil zweiter Klasse des Castellamare-Zuges. Zwei Minuten später wird der Zug von den Torrefern gestürmt, wir sitzen eingekleimt zwischen sieben Frauen und zwölf Kindern. Diese sind zwar schmutzig, zerlumpt, aber doch entzückend schön. So sitzen wir eine Stunde in stumpfsinnigem Warten. Dann reißt die Geduld. Ich steige aus in den Aschenregen, arbeite mich zur Spitze des Zuges durch und finde, daß die Lokomotive entgleist ist. Ich kehre zu den Gefährten zurück. Was tun? Torre del Greco ist verlassen, Obdach, Speise, Trank vacant, folglich bleibt nichts übrig, als in den Zug nach Neapel zu gehen und, koste es, was es wolle, der Aschenzone zu trotzen. Wiederum steigen wir aus. Die Soldaten halten uns an. Das Lösungswort „Prese“ gibt uns freien Durchgang. Doch alle Wagen sind besetzt, zweifach, dreifach. Im letzten, der zwar vollgepöckelt ist, erkämpfen wir uns Stehplätze in drangvollster Enge. Welche Stidluft! Welcher Gestank! Wieder vergeht eine Stunde. Wiederum rebelliert unsere Ungeduld. Draußen gestikulieren aufgeregte Gruppen. Fackeln kommen und gehen. Rufe erschallen: „Kein Zug geht weiter. Wir müssen die Nacht hier bleiben. Die beiden Lokomotiven des Neapelzuges sind zu schwach, man verlangt eine dritte, aber der Telegraph ist unter-



brochen!" Da schreit man: „Ich gehe zu Fuß. In Portici gibt's Trams oder Wagen!" „Gut!" ruft ein anderer, „bilden wir eine Karawane, zu vielen geht's besser!" Das leuchtet auch uns ein. Wiederum arbeiten wir uns zwischen den Zügen durch und auf der anderen Seite zurück bis zum Bahnhof. Dessen Chef verteilt Pechfackeln. Der Marsch beginnt, zuerst durch die verlassene Stadt, in der melancholisch Straßenlaternen brennen, dann über die zum Hügelplateau gewandelte Chaussee. Kein Wagen ist zu sehen. Nur ein Automobil kommt, das die hohe Asche überwindet. Den Marsch zu schildern, vermag ich nicht. Dumpf „tippelten" wir einer hinter dem andern, bis an die Waden und die Knie in Asche, während der Besub brüllte, der Himmel donnerte und Lavabomben durch die Luft züchteten. Gedankenlos „tippelten" wir nur mit voller Wut gegen den unaufhörlichen, augenmarternden Aschenregen.

Hinter Portici, das auch verlassen war, schleicht eine Droschke mit elender Mähre. Wir stürmen sie. Der Kutscher fordert einen hohen Preis. Was tuts? Langsam leucht die Mähre. Wir aber empfinden Erleichterung, weil uns das Wagendach gegen den Steinregen schützt. War das eine spukhafte Fahrt! Wie graue Gespenster schlichen Soldaten einher, den Besuvorten zu. Arme Kerle! Sonst begrüßen sie Abkommandierungen freudig, aber dieser Dienst ist doch schlimmer, als in dem erdbebengeplagten Kalabrien. Erst an der Barrière von Neapel wird die Straße fester, der Aschenregen dünner. Die ersten Trams kommen, zugleich eine Flut von Menschen, die uns zum Halten zwingt. Eine Profession ist's, die ohne Geißlichkeit das heilige Bild des Vorstadtviertels rund trägt und dabei kläglich Bittgefänge heult. Kläglich rasselt auch der Blechfranz, den das Bild als Weihgeschenk trägt, an seine hölzernen Beine. Kläglich schaut auch das Hafenviertel aus. Auch im Innern der Stadt herrscht Ode und Verlassenheit. Der beißende Aschenregen schreckt das sonst so straßentrohe Volk in seine vier Wände zurück. Zurückschrecken läßt uns aber auch unser Spiegelbild, als wir ins

Hotel kamen. Halb zehn wars. Und dazu empfing uns die Meldung, daß der Besuch neue Lava in der Richtung von Pompeji ausfende.

Die ganze Nacht rieselte die Asche über Neapel. Am Morgen um sieben Uhr war die Luft braun. Ich schritt zur Post. Stellenweise lag der braune Aschensand auf der Straße. Alle Läden waren noch geschlossen, und auch im Laufe des Morgens wurden wenige geöffnet. Neapel trauert; denn schlechtes Wetter im Kulminationspunkt der Fremdensaison ist an sich schon eine Katastrophe. Dazu kommt die P a n i k. Die Post ist von Hunderten von Leuten belagert, die telegraphisch nach dem Befinden ihrer Angehörigen in Torre del Greco, Sarno, Ottajano und den anderen verlassenen Besuchorten fragen wollen und vielleicht nie Antwort erhalten werden.

Panik herrscht auch im niedern Volke. Soeben, Mittag, zieht wieder singend und betend eine Prozession über den Rathausplatz.

Neapel, 11. April 1906. Wer Neapel kennt, ist ganz erstaunt über die unheimliche Stille in der Stadt. Wieder ziehen bedrohliche braunrote Rauchwolken über die Häuser. Alle Läden sind geschlossen. Selbst in der großen Passage Vittorio Emanuele, wo sonst mittags das lauteste Leben erbraust, ist keine Menschenseele. Bleiche Furcht hat alle Bewohner erfaßt. Die reicheren Leute wetteifern mit den Fremden im Erodus. Der Bahnhof ist militärisch besetzt. Auf dem Rathausplatz lagert Kavallerie. Die Verbindung mit Rom ist erschwert. Duzende von Prozessionen durchziehen die Stadt und feuern Schüsse ab, um die bösen Geister zu bannen. Der Aschenregen hört auf. Die Lage in Torre del Greco ist so bedrohlich, daß sogar das Militär, das den verlassenen Ort gegen Diebe schützte, zurückgezogen wurde. Jetzt ertönt wieder einschüchternd der Donner über Neapel.

Neapel, 11. April 1906 (nachmittags). Die Zeitungen erscheinen in sechs bis sieben Sonderausgaben; sie mahnen zur Ruhe und warnen vor falschen Gerüchten. Die Schulen und Theater sind

geschlossen. In der Stadt wird Schwefelgeruch verspürt. Ganz Neapel wird vom Militär beherrscht, da man Unruhen fürchtet. Ein Aufruhr ist schon erfolgt und zwar im Stadtviertel Basto. Die Häftlinge des Gefängnisses San Francesco meuterten, ein Bataillon Infanterie schaffte Ordnung. Die Arbeiter einer Tabakfabrik erzwangen die Schließung der Lokale. Die Panik erhöht sich, weil der Vesuv wieder donnert, obschon Kenner darin ein gutes Zeichen erblicken. Die Menge stürmte den Dom und zwang den Alerus, die Statue des heiligen Januarius herumzutragen. Im Irrenhause Miano flohen sechs Wärter mit den Schlüsseln sämtlicher Zellen. In Portici drang ein Volkshaufen in das Rathaus, weil er die Verteilung des Brotes zu geringfügig fand. Die Lage in Torre Annunziata hat sich gebessert. Der Lavaström steht still. Im ganzen Vesuvgebiet herrscht wegen der Brunnenverschüttung Wassermangel.

Neapel, 12. April 1906 (Donnerstag). Ein ganz eigenartiges Gefühl der Würstigkeit — *sit venia verbo* — überkommt den Zuschauer hier; denn die Ereignisse stoßen und drängen sich zu sehr in dieser wunderlichen Stadt und dabei sind die Äußerungen der Panik so seltsam, daß sie selbst dem verhärtetsten Spötter wehe tun könnten, wenn sie nicht oft eine zu tragikomische närrische Seite hätten. Ein Teil der Zeitungen kennt seine Pappenheimer; denn am Sonntage schon ermahnte Scarfoglio in seinem „Mattino“ zur Ruhe und beschwor die Neapolitaner, nicht durch Gebete und Spenden den unterirdischen Göttern zu opfern. Matilda Serao aber verzapfte des Kontrasts halber Sentimentalität und larmoyante Übertreibungen gleich en gros. Daneben schimpften alle Blätter auf die Behörden und wiesen auf das Königspaar hin, das schneller als diese an Ort und Stelle gewesen sei, um sich von der Größe des Unglücks an allen Orten zu überzeugen. Freilich haben nicht alle Behörden Automobile wie der König, oder Pferde wie der kühne Reiter Herzog von Aosta. Auch darf nicht vergessen werden, daß

von heißer Asche erfüllte Luft nicht gerade verkehrsfördernd wirkt. Wer es nicht selbst miterlebt hat, kann es nicht glauben, wie die Aschenkruste, die das ganze Vesuvland bedeckt, den Verkehr erschwert. Die Eisenbahnen sind gestört, Telephon und Telegraph, die beide überangestrengt sind, versagen oft, zumal die Flut der behördlichen Telegramme riesig ist, Wagen kommen schwer durch, das einzige, was noch hilft, ist das *U t o m o b i l*, aber wer kann das bezahlen? Der „Mattino“ freilich arbeitete mit Automobil und schlug die Behörden um Hunderte von Verfügungslängen. Er meldete zunächst die Katastrophe vom Kircheneinsturz in *D t t a j a n o*. Die Regierung glaubte, ihn dementieren zu müssen, weil sie noch keine offizielle Nachricht hatte, wurde aber später gezwungen, reuig ihren Fehlgriff einzugestehen. Auch das Militär konnte bisher wenig ausrichten; es mußte an zu viele Orte zu gleicher Zeit verzettelt werden, und so war die Verbindung zwischen den einzelnen Abteilungen und ihrer Verpflegung schwer durchzuführen. Dazu kam, daß auch Soldaten Menschen sind. Sie waren zwar so aufopferungsfreudig wie in Kalabrien, aber der Aufenthalt in der Stidluft des Aschenregens, der Brand in den Augen, der Durst in der verstaubten Kehle, das Donnern des Vesubs, die Bomben, die er schoß, alles das geht auf die Nerven, zumal auch die Panik und die übertriebenen Streiche des Aberglaubens unter dem flüchtigen Volke ansteckend wirken. Darum verlangt der „Mattino“, daß das ganze Vesuvgebiet Italiens bewährtestem General *Baldissera* unterstellt werde, damit er mit 100 000 Mann den Rettungsdienst wie eine kriegerische Aktion organisieren und so in ihn Einheitlichkeit bringen könnte.

Uneinigkeit herrschte auch in den mehr oder weniger wissenschaftlichen Gutachten, welche die Vulkanologen in unzähligen Interviews äußerten. Für Montag sagten sie Stillstand der Eruption voraus, und Dienstag abend hatte man außer der Katastrophe des Aschenregens in *Torre del Greco* und *San Gennaro*, über welsch letzteren zur Stunde noch keine näheren Nachrichten vorliegen,

den neuen Lavaausbruch, der auf Pompeji zufließt, jetzt aber zum Stillstand gekommen ist. Heute sagen die Besuchsgelehrten, nach aller Erfahrung bedeute der Aschentregen, daß die dynamische Kraft des Vulkans einstweilen erschöpft sei und morgen wieder schönes Wetter eintreten werde. „Wollen's hoffen“, meinte darauf ein englischer Kollege; „ich habe genug Asche geschluckt und Schwefelstaub eingeatmet.“ Das ist auch im Interesse der viel geplagten Bevölkerung zu hoffen, die von der Todesfurcht nervös zerrüttet ist. Unglaublich sind aber auch die gedruckten Übertreibungen, welche diese Furcht nähren. S c a r f o g l i o meldet im „Mattino“ zuerst die Katastrophe von Ottajano, gleich darauf übertrumpft ihn seine Gattin a. D. Matilde S e r a o mit der fetten Überschrift in ihrem „Giorno“: „Die Katastrophe von Pompeji wiederholt sich in Ottajano, S. Giuseppe und Terzigno!“ Ähnlich sind die mündlichen Übertreibungen. Weil der Hauptkegel des Vesubs einstürzte, heißt es im Volk, der ganze Vulkan würde versinken, und sich an seiner Stelle ein Riesensee bilden, und was dergleichen Zeug noch mehr ist. Besonders erschraf auch das Volk, weil sich der Vesuv jetzt im weißen Kleide zeigt; man kann ihm aber nicht klar machen, daß dieses nur der glasige Niederschlag der Mineraldämpfe ist, die er ausgehaucht hat. Und doch, wie kann auch Vorsicht irren! Gestern morgen sagte der „Mattino“ noch im Sinne der Gelehrten: „Die Eruption des Vesubs ist zu Ende. Die Bewohner des viel geprüften Gebiets können ruhig in ihre Häuser zurückkehren. Die Stadt Neapel läuft keine Gefahr. Heute wäre auch die kleinste Panik unbegründet.“ Tags darauf kam die schon drahtlich geschilderte Panik dennoch und zwar mit Riesengewalt, und die Einwohner von Sarno, weit im Osten des Vulkans, flohen nach allen Himmelsrichtungen. Was soll ich mich im Detail von Schilderungen ergehen?

Das Wort reicht auch nicht aus, um all das Elend zu zeichnen, zu malen. Da müßte schon die Kunst eines Wereschtschagin kommen. Nur eins möchte ich erwähnen: den Eindruck, den mir das Verhalten

der Flüchtlinge gemacht hat. Wer die Geduld und die Ergebung der Campagnabauern, die Arbeit suchend umherziehen, oder der neapolitanischen Auswanderer kennt, die oberflächliche Betrachter oft mit Stumpfheit verwechseln, muß das süditalienische Volk, wie ich es in Kalabrien und jetzt im Vesuvgebiet sah, lieb gewinnen. Es ist impulsiv, also leicht erregbar und im Augenblick der größten Exaltation des Schreckens Opfer; ist dieser Augenblick aber überwunden, so kommt eine fast fatalistische Selbstverständlichkeit der Ruhe, die imponiert. Ich sah Flüchtlinge in Caniello, Neapel, Portici, Torre del Greco, die Männer ernst, die Frauen würdig. Sie litten Hunger und Durst, wußten nicht, wohin sie vom Zufall verschlagen würden, die besten ihrer Habseligkeiten hatten sie im Stich lassen müssen und dafür Kleinigkeiten in armseligen Bündeln mitgeschleppt, und doch klagten sie nicht. Soll man das Sorglosigkeit, Optimismus, Leichtsinns nennen? Ich weiß nicht. Die italienische Volksseele ist an und für sich schon kompliziert, aber das Bauernvolk Süditaliens ist bis jetzt selbst noch manchem italienischen Psychologen und biologischen Nationalökonomem ein Rätsel. Rührend ist die Anhänglichkeit unter den Verwandten, rührend die Vorsorge für Kranke und Schwache, fast ehrfürchtig die Achtung, mit der man schwangere Frauen behandelt. Es steckt viel Herzensbildung in dem guten Volke; schade, daß ihr nicht die Volkserziehung, der Unterricht, die Aufklärung entspricht. In diesen Tagen bin ich oft gefragt worden, ob mich die jetzige Katastrophe an die von Kalabrien erinnere. Zum Teil ja. Zuerst fiel mir nochmals auf, daß alles, was Beamten-schaft heißt, wieder glattweg versagte. Das kann natürlich nicht anders sein in einem Lande, wo alle Behörden zentralisiert sind, wo jede Initiative, jeder Mut, auf eigene Verantwortung zu arbeiten, durch die zopfige Oberbureaukratie am grünen Tisch erstickt wird, die jedes selbständige Handeln als Verbrechen brandmarkt. Und dann die Schreiarbeit, das tausendfache Anfragen per Telegraph! Ordre, contre-ordre, désordre. Auf der andern Seite ist aber auch Süd-

italien ein Volk eigener Art; durch die väterlich despotischen Regierungen der früheren Zeit verwöhnt und verdorben, erwartet es alles von der Regierung, gerade so wie es sonst alles von seinen Dorfheiligen fordert. Selbsthilfe ist unbekannt. Dabei fehlt die Solidarität. Jeder Lokalpatriotismus schaut argwöhnisch auf den andern. Dazu kommt die Einmischung der Abgeordneten, kommt ferner der Kompetenzkonflikt zwischen den einzelnen Zweigen der Bureaucratie und zwischen Zivil und Militär. Scarfoglio hat recht: Bei Katastrophen hilft nur Diktatur — in Süditalien. Daß der Eisenbahndienst mangelhaft ist, ist noch entschuldbar. Wir sind in der Osterwoche, der Reiseverkehr stellt riesige Anforderungen, und der Vesuv treibt mit Lava und Asche Obstruktion, nach Hunderttausenden zählen aber die Armen, die kostenlos befördert werden müssen, weil sie dem Rayon des Todes nicht überlassen bleiben dürfen. Ganz wie in Kalabrien stellten sich auch jetzt wieder die Meutereien der Gefängnisinsassen ein, und das Unheil der Diebe und Leichenfledderer, das so viel Militär zur Prophylaxis absorbiert. Ganz wie in Kalabrien grassierte auch wieder der panikgenährte Aberglauben. Welche Summen wurden in diesen Tagen in Neapel für Kerzen ausgegeben! Welche Zeit vergeudet mit Wallfahrten, Prozessionen, welche Fabeln erzählt von Wunderthaten, während doch kein einziges Wunderbild im Kampfe die Probe aushielt! Man mag über Religion und Konfession denken, wie man will, aber die Prozessionen des schmutzigsten Volkes in Neapel sind so würdeloser, heidnischer Götzendiensttram, daß man sich an den Geistlichen vergreifen sollte, die nicht alles dran setzen, um dem Volke seine Scheu vor den Fetischen zu nehmen.

Aber auch die Presse verdient Tadel. Kein neapolitanisches Blatt wagt etwas gegen den Unfug zu sagen, den Klerus und Volk mit Neapels National-Santo, dem heiligen Januarius treiben. Es werden sich sogar noch Leute finden, die die frommen „Gründer“ von Valle di Pompeji lobpreisend unterstützen, wenn sie demnächst

gewinneshalber der einfältigen Menge, auch in gewissen deutschen Gegenden, verkünden, daß nur die Madonna von Pompeji den berühmten Ort bewahrt habe. Das glaubt dann die einfältige Menge. Daß der Dorfheilige in San Giuseppe die Kirche nicht vor dem Einsturz, der berühmte Santo von Nola, obgleich man ihn jährlich auf einem mehrere Stockwerke hohen Gerüst herumträgt, seine Klienten nicht vor der Flucht rettete, daß die Lokalpatronin von Boscotrecase, die heilige Anna, versagte, das wird der heiligen Einfalt verschwiegen. Diese Ausbeutung der trassen Unwissenheit des Volkes hat nun leider eine schlimme Begleiterscheinung; denn, wenn sich das Volk hier von seinen Patronen im Himmel verlassen sieht, wird es umso erbitterter gegen die Regierung, die Polizei und das Militär, und so kommt es leicht zu Aufruhrzügen, wie sie heute schüchtern begannen, aber rechtzeitig erstickt wurden. Darum ist wirklich zu wünschen, daß bald wieder der blaue Himmel über Neapel lacht, und der Besuw wieder seine Sturmhaube mit dem bescheidenen Rauchkappchen vertauscht, das er sonst trägt.

Neapel, 13. April 1906. Gestern abend herrschte wieder Panik, da sich der Aschenregen erneuerte. Sie wird von Leuten, die im Trüben fischen wollen, durch Ausstreuung von falschen Alarmgerüchten ausgenutzt; diese Kamorristen wollen die Bürger zur Flucht antreiben, damit sie in den leeren Häusern plündern können. Aus Privatgesprächen mit neapolitanischen Gentlemen und aus den Andeutungen der Zeitungen — zwischen den Zeilen — geht hervor, (der „Pungolo Parlamentare“ spricht z. B. von „Staatsgeiern“), daß gewisse Kreise durch Aufbauschung des Unglücks auch die Mildtätigkeit der Regierung und des Publikums anstacheln wollen. Es ereignet sich also ganz dasselbe wie im September des Vorjahrs in Kalabrien. Ein Regierungskommissar ist zur Verteilung der Hilfsgelder eingesetzt. Gerade wie in Kalabrien treten auch Diebesbanden auf, die die halb zerstörten Städte der Umgegend unsicher machen. In Ditta-



j a n o mußte der Abgeordnete Bugnano mit dem Revolver in der Hand gegen Leichenfledderer vorgehen. Dazu regt sich der lokalpatriotische Meid des einen Orts auf den andern. Eine jede Ortschaft sucht in ihren Angaben den erlittenen Schaden auf Kosten der Nachbarplätze zu verschlimmern. Ein Blatt protestiert dagegen, daß alle Bürgermeister immer nur Soldaten verlangen, um sie als Straßenkehrer und Aschenfeger zu benützen, anstatt daß sie zu solchen Zwecken bürgerliche Arbeiter anwürben. Nicht gerade günstig ist auch die Bildung allzu vieler Komitees, die einander eifersüchtig verfolgen. Unter diesen Umständen muß eine ruhigere Zeit abgewartet werden, wo ein objektiver Überblick über den Gesamtschaden möglich wird. Jetzt scheint z. B. das Observatorium des Vesubs, das doch als zerstört galt, heil zu sein. Der Direktor, der geflohen war und unauffindbar blieb, deshalb auch viel bespöttelt wurde, wird jetzt plötzlich, da er wieder auf dem Posten ist, als Pflichtheld gepriesen. — Nach den neuesten Nachrichten ist es fraglich, ob O t t a j a n o, wo auch die Felder auf Jahre hinaus verwüstet sind, w i e d e r a u f g e b a u t werden kann. Alle Blätter sind einig im Lob des K ö n i g s, der K ö n i g i n und des Herzogs von Aosta, die unermülich seien. Der König zeigte sich äußerst erstaunt über die unhygienischen Lokale, in denen man die Flüchtlinge unterbrachte und hieß zweihundert Leute in die Logis des Stallpersonals des Königsschlusses transportieren. Er hielt auch eine Standrede an den Pfarrer von Ottajano, weil dieser floh und seine Pfarrkinder im Stich ließ. Die hiesigen Blätter wiederholen, daß die Eruptionsgefahr vorbei sei.

## Eine Frühjahrsreise in Sizilien.

Mai 1906.

### Von Messina nach Palermo.

„Und nahe hör' ich wie ein rauschend Wehr  
Die Stadt, die völkerrummelnde ertosen;  
Ich höre fern das ungeheure Meer  
An seine Ufer dumperbrausend tosen.“

(Braut von Messina.)

In Messina weile ich, das die Italiener „la Eroica“ nennen, die Heldenstadt. Und wahrlich bewundernswert ist's, wie diese Hafenveste sich Jahrtausende hindurch gegen Erdbeben, Pest, Cholera und feindliche Heeresmacht wehrte, mochte diese nun von fremden Fürsten und Korsaren, oder von stammesverwandten Unterdrückern und Despoten gesandt sein. Bis zu den Zeiten des Homer steigt dieser Stadt Geschichte hinan; denn der Sage nach wurde sie von Giganten gegründet, die von den Lästrygonen Homers abstammten!

Und nochmals spricht Schiller in seiner „Braut von Messina“ von der Heldenstadt:

„Der fürstliche Gemahl,

Der mächtig waltend dieser Stadt gebot,

Mit starkem Arme gegen eine Welt

Euch schützend, die Euch feindlich rings umlagert.

Er selber ist dahin, doch lebt sein Geist

In einem tapfern Heldenpaare fort,

Glorreicher Söhne, dieses Landes Stolz! . . .“

Seltzam! Nur Schiller und Goethe haben die „bella Messina“ gepriesen, sonst kein fremder Dichter, weder Platen und de Musset, noch Byron und Shelley, die doch sonst Italiens landschaftliche Perlen verherrlichten, und von italiischen Dichtern nur Carducci:

„Sai tu l'isola bella, alle cui rive  
Manda il Jonio i frangenti ultimi baci“ . . .

und d'Annunzio, der von dem an Neben reichen Messina spricht, dessen FüÙe sich in der Enge baden, nahe der schlimmen Charybdis. Und das Gymnasium taucht mir auf. Im Geiste lese ich wieder Ciceros Reden gegen Verres: „Tam ipsa Messana, quae situ et moenibus portuque ornata est, ab his rebus, quibus iste delectatur, sane vacua atque nuda est!“

Wie unvergleichlich ist das Hafensbild, der Hügelkranz, wie herrlich der Blick auf die im Abendglanz rosa und violett schimmernden Berge Kolabriens! — — — —

Am nächsten Morgen locken mich Musikklänge. Kirchenfest! Eine malerische Prozession zieht durch die Stadt, gebildet aus weißen Kapuzenbrüdern, die drollig genug ausfahen. Den Hauptglanzpunkt aber bildete ein riesiges Schiff aus Silber, das von zehn weißen Tunikamännern getragen und von vier Lakaien in roter, blauer, goldener Frackuniform und Bonapartehut eskortiert wurde. Der Tabakhändler, an dessen Laden ich stand, belehrte mich, daß Gott im Mittelalter einst bei einer Teuerung ein Schiff voll Getreide nach Messina geschickt habe, und zu Ehren dieses Wunders sei das Silberbild gestiftet worden. Da höre ich neben mir Berlinerisch sprechen, zwei joviale Herren sind's. Wir gelangen ins Gespräch. Sie wollen nach Taormina. Ich schlieÙe mich an und komme so zu einer neuen Prozession. Ganz Taormina bildete sie; das Sakrament aber wurde von fünfzig bis siebzig Männern geleitet, die weiÙe, mit dem Senatorenpurpur beränderte Havelocks und auf dem Rücken den Pilgerhut trugen. Hinter dem Baldachin zog die städtische Musikbande und spielte lustige Opernweisen, während die

Mädchen von den Balkonen Blumen streuten. Das war ein Bild in dieser Lichtflut! Auf der Piazza wird der Segen erteilt, die Musik spielt dazu die italienische Königshymne und die Feuerwerker brennen — am lichten Tage — knallendes Feuerwerk ab.

Nach der Prozession ging ich zum Theater, das einst die Römer erbaut. Was soll ich sagen? Das höchste Entzücken kennt nur Schweigen. Und hätte jemand die ganze Welt bereist, vor dieser einzigen Landschaftspracht müßte er staunend sagen: *hic manebimus optime*. Und da sollte ich Taormina schildern! Ich versuche es gar nicht. Es würde mir ja auch nicht gelingen. Vater Atna würde sonst sein schneeiges Haupt schütteln.

Nach Messina zurück, in den Zug nach Palermo längs der sizilischen Nordküste. Ferne blaue Baden nähern sich dem Meere. Bei *Rometta* schauen wir auf schluchtenumrahmtem Hügel ein großes Schloß. Bald kommt das durch seinen Wein und seine Geschichte berühmte *Milazzo*, das schön an den Hügel geduckt liegt. In seiner Hafenstadt aber erhebt sich die erste *Fabrik*, die wir bis jetzt gesehen; eine chemische ist's, die von dem Schwefelreichtum Siziliens zeugt. Dies ist also die Stätte, wo 1860 *Garibaldi* nach der Einnahme Palermos die Neapolitaner schlug und so den Übergang nach Kalabrien ermöglichte.

Der Zug fährt plötzlich vorsichtig; denn eine Brücke wird geflickt. Junge Mädchen fungieren als Handlanger. Wie schön die schlanken Gestalten am Hügelstein sich von dem azurnen Himmel abheben, wie wirkungsvoll ihr braunes Gesicht von dem gelben Kopftuch! Die Landschaft wird jetzt interessanter, tiefe Schluchten furchen die Berge, Olwälder reihen sich an Olwälder. Plötzlich zeigt mein Fahrgenosse, ein Geniekapitän, lebhaft aufs Meer. Dort sehe ich eine Schar von Fischerbooten, die ein kilometerlanges Netz im Halbkreis bewachen. Eine „*tonnara*“ ist's, d. h. ein Apparat zum Fang der riesigen *Thunfische*, die gleich den Heringen und Sardellen stets die gleiche Straße ziehen. Es ist ein grausamer Fang; denn die schönen Tiere

werden, wenn sie in Masse ins Netz gegangen, mit Beil und Lanze abgeschlachtet, worauf sie in Blechbüchsen konserviert werden.

Nach längerer Fahrt berühren wir *Cesalu*, in dessen Diözese die neueste Schmach Siziliens, der Priestergeheimbund der „*Engel-Sekte*“, kürzlich von sich reden machte. Sie beweist uns, daß in diesem gottgesegneten Lande die durch das Elend erzeugte Unwissenheit des Volkes ans Bodenlose grenzt. Wie groß das von der Latifundienwirtschaft gezeitigte Elend ist, beweisen uns weiter die vielen leerstehenden, zerfallenden Bauernhäuser, die zerlumpten, früh zu Greisen gewordenen Landleute mit ihrem verwüsteten Antlitz und auch die Armseligkeit der Stationen. Wir passieren nun Weinberge, die ganz wie im Rheinland angelegt sind, rechts tauchen die Aeolischen oder Liparischen Inseln aus der blauen Flut empor, hinter ihnen auch der spitze Kegel des Felseneilands *Stromboli*, von dessen vulkanischer Tätigkeit man nichts gewahrt.

Vor dem als Schwefelbad berühmten *Termini Imerese* werden die Berge kahler und schroffer, die Sandflüsse, die „*fiumane*“ die den Beschauer den Mangel an Initiative in Sizilien beklagen lassen, mehren sich; denn wie leicht könnte durch Talsperren im Gebirge und Flußkorrektur der Schaden verhütet werden, den diese Flüsse zur Regenzeit anrichten.

Die weitere Fahrt, nach *Palermo*, war wundervoll. Und wieder konnte ich feststellen, daß, wie ich schon hundertmal durchreisenden Touristen gesagt, die Italiensfahrer gemeiniglich viel zu früh nach dem Süden kommen; denn auch hier entfaltet die Natur ihre schönste Pracht erst Ende April und zur Maienzeit. — Man fährt durch einen Wald von Orangen- und Zitronenbäumen; dazwischen strotzt das satte Grün der Feigenbäume, das mit dem dunklen Glanz des japanischen Mispelbaums wetteifert, dessen goldbraune Früchte im blendenden Sonnenlicht wie Goldperlen funkeln. Links glänzt das tiefblaue Meer, rechts zu den grünen Höhen hin klettert das Silbergrau der unermesslichen Ölhaine, umrahmt von dem Opuntien-

Iaktus, der goldne Blüten und goldne Frucht (die Kartoffel Siziliens) zugleich trägt. An dem Saum der Eisenbahn aber wachsen Palmen, Oleander und riesige Geraniumstauden wild, und das Rot des letzteren flammt wie Rubinenbrotschen auf grünsamtem Polster. Eine solch tolle, sinnverwirrende, glühende Farbensymphonie sucht man anderswo vergebens. Bald kommt auch der Funkenanz des flammenden Ginsters, dazwischen die mit violetterm Rittersporn geprenkelten Wiesen, abwechselnd mit Rohr und Weidengeschling, dessen Blumentelche in nie gesehenem Glanze leuchten. Selten sieht man eine einsame Zypresse oder eine Pappel.

Auf dem Bahnhof von Palermo überraschte mich die Reinlichkeit in Gebäuden, Beamtenuniformen und Wagenmaterial.

Palermo, 4. Mai 1906.

Panormus! Palermo! Wie schön bist du! Daß ganz Sizilien schön sei, glaubt jeder zu wissen, der mit Cook oder Stangen im Luxuszug hierhergekommen und mit Extrazug zu den Ruinenstätten und zu den Monumentalbauten im Zweispänner herumgeschleppt worden ist. Und doch sind diese armen Reichen zu beklagen. Vom Bande selbst und seiner überwältigenden Pracht, vom Volke und seinem malerischen Leben sehen und merken sie nichts. Zwar kann nicht jeder à la Seume zu Fuß spazieren, aber viele könnten sich doch Zeit zum Flanieren nehmen, sei es per pedes, im Wagen oder Bummelzug, und — das Reisebuch mit seiner indigesta moles von historischem Überflam in der Tasche — die Augen rundum gehen lassen.

Mein erster Gang nach der Ankunft in Palermo war von der Marina aus durch die beiden Hauptadern der Stadt. Es war früh am Morgen. Ziegen mit Maulkörben belebten die Nebenstraßen, der Melkung harrend. Wenige Schritte weiter auf dem Corso Vittorio Emanuele, und ich stand vor dem Goethe-Haus.

Früher war es Gasthof, jetzt dient es nur im Untergeschoß der Fremdenindustrie. Nebeneinander wohnen ein Spediteur, ein Mosaikehändler, ein Photographienverkäufer, ein Antiquar. Die oberen Stockwerke imponierten mir durch die weißen Balkone, aber auch dadurch, daß der erste und zweite Stock grüne Läden an den hier üblichen Türfenstern, der dritte braune, der vierte graue hatte. Das ist so recht bezeichnend für Sizilien, wo die Bewohner der verschiedenen Etagen sich von den anderen gern differenzieren wollen. Ganz besonders aber gefielen mir die klassischen Thyrusstäbe an den Balkonen. An einem bestanden sie aus Kupfer, und der Pinienapfel war aus blauem Glase. Auch das ist sizilianisch. Auf die klassische Form mag man zwar nicht verzichten, aber, wo die Klassik zu einfach ist, hilft man ihr durch Farbe nach.

Ja die Farbe! Besonders in den Kravatten der Männer, die alle im Sonntagsstaat zu stecken scheinen. Welcher Gegensatz zu Rom! Auch dort putzen sich die Dandies; aber so vornehm sehen sie doch nicht aus, wie die hiesigen „besseren Leute“, und warum? Bei ihnen ist jeder Rock „individuell“. Wer Rom und Neapel kennt, ist auch überrascht von dem reinlichen Aussehen der Läden, ihrer Besitzer und der Kommis. Reinlichkeit ist — in den modernen Stadtteilen — überhaupt Palermos Signatur. Darin ist es noch „unitalienischer“ als selbst Turin.

Doch bummeln wir weiter! Sieht man sich das Straßenpublikum an, so entdeckt man, daß die Männer im Gesichtsausdruck viel franker und freier sind als die römischen. Auch blickt ihr Auge ruhiger als das der Neapolitaner. Die Palermitaner sind überhaupt stolzer, gemessener und ruhiger als die Einwohner Neapels. Das schließt nicht aus, daß man ab und zu einen Blumen- oder Fischhändler trifft, der seine Waren in melodischem Gesang empfiehlt. Aber der Lärm der Camelots fehlt auf den Straßen. Palermo macht eben den Eindruck einer Stadt, die in vornehmer Ruhe repräsentieren will. Es sieht nicht gerne, daß man ihm in seine Altstadt

hineinschaut und prunkt lieber mit seinem Teatro Massimo, das tatsächlich das größte der Welt ist, mit seinen feenhaften Palmengärten, seinen Corfi, seinen Promenaden. Das soll uns aber nicht abhalten, in die engen Gassen der Altstadt einzutauchen. Eins fällt uns vor allem auf. Es gibt keine Bettler und Lazzaroni. Alles arbeitet. Der Fleiß der Frauen auf den Balkonen, oder im Erdgeschoßraum, der Wohn-, Schlafzimmer und Küche zugleich ist, ist geradezu erstaunlich. Malerisch ist das Gassenbild, Wäsche hängt neben zum Trocknen an Bambusstäben angehefteten Maffaroni. Besonders reizvolle Blicke bieten der alte Hafen, die Cala, und die Nachbargäßchen, wo die Magazine der Südfrüchte liegen. Die badenbärtigen Bauern mit ihrer roten Taschentuchmütze, die alten Spinnfrauen, die in gelb-braunem Englischlederanzug auftretenden Kärner, das sind Typen für einen Maler. Auch die Karren, die durch den Handel mit Photographien und Ansichtskarten weltbekannt geworden, verdienen einen Augenblick der Betrachtung, nicht nur ihrer originellen Bauart, auch nicht ihrer bunten Geselbespannung, sondern der Bilder wegen auf ihren Seitenwänden. Sehen wir hin: Auf dem Bilde links steht der Name des Künstlers mit Geburts- und Wohnort. Rechts der Name des Karrenarchitekten. Dann bestaunen wir aber die unteren Aufschriften: „Hannibal stellt seine Braut vor“, „Im Lager Hannibals wird der Kopf seines Bruders gefunden“, „Duell Cassios“, „Othello mit Desdemona vor dem Dogen“, „Ei des Columbus“, „Roger I. zieht in Palermo ein“. Wie vertraut muß das Volk mit diesen Geschichten sein, wenn es sie immer und immer wieder auf seinen Behältern reproduziert zu sehen wünscht!

Überhaupt die Geschichte! Ohne Geschichtskennntnis kommt man in Sizilien nicht aus. Doch hüten wir uns, Palermos Geschichte a priori aus dem Reisebuch auswendig zu lernen. Treiben wir sie lieber peripatetisch, indem wir uns an jedem historischen Punkte der Stadt dessen Vergangenheit erinnern. Bei dieser Methode



belebt sich die Phantasie, und den Flaneur begleiten auf seinen Zickzackgängen die lebendig gewordenen Gestalten der Völkerführer, die sich seit drei Jahrtausenden hier ablösten. Beginnen wir mit dem *Hafen*, in dem *Elymer*, *Phönizier*, *Griechen*, *Römer*, *Karthager* landeten. Nach dem *Hafen* gehen wir ins *Museum*, um die *Griechen* kennen zu lernen. Nun geht's zu *San Giovanni degli Eremiti*, der in eine Kirche verwandelten *Moschee*, und zu den *Normannenbauten*, der Kirche *La Martorana* und den *Schlössern Cuba* und *Cisa*, sowie nach *Montreale*. Schönere Zeiten sah *Palermo* nie als unter den *Arabern*. Man lese nur im alten *Amari*. Was wir heute vergeblich erstreben, die *Toleranz*, damals blühte sie. Die *Araber* wandten auf die *Besiegten* dieselbe Politik an wie einst die *Römer*. So schreibt *Amari* nach einer *Chronik* aus dem 10. Jahrhundert: „Wenn man den *Khalifen* die *Einkünfte* brachte, so nahmen diese auch nicht eine *Gold-* oder *Silbermünze* an, wenn nicht zehn *Notabeln* aller *Konfessionen* bei dem *Gotte*, der einzig in der *Welt* ist, geschworen hatten, daß das *Geld* gemäß dem *Rechte* erhoben worden, und kein *Soldat* um seinen *Sold* und keine *Familie* in ihrem *Besitz* gekränkt worden wäre.“ Damals wetteiferte *Palermo* mit *Cordoba* im *Glanze*. Bei 300 000 *Einwohnern* hatte es 300 *Moscheen* im *Innern* und 200 in den *Vorstädten*. Sie dienten dem *Kultus*, der *Schule*, der *Wissenschaft* und waren zugleich *Versammlungshäuser*. Die *Normannen* behielten die *arabische Tradition* bei. Nur drei *Sprachen* erkannten sie als *offiziell* an, die *griechische*, *lateinische*, *arabische*; die eigene *ottrohierten* sie aus *Schonung* nicht. In die *Verwaltung* teilten sich die an *Stelle* der *vicocomites* tretenden *hajuli* und die *cadi*. Die *Apellinstanz* stellten die *Richter* des *Königs*, denen ein zu gleichen *Teilen* aus *Christen* und *Muselmanen* gebildetes *Schiedsgericht* zur *Seite* stand. Nebeneinander bestanden die *Quartiere* der *Sarazenen*, *Araber*, *Franken*, *Griechen*, *Lombarden* und *Juden*. Der *Ton* der *christlichen Kirchenglocken* mischte sich mit dem *Ruf* des *Muezin* auf den *Minarets*. *Kreuz*

und Halbmond in schönstem Frieden. Nie sah die Welt solch eine Toleranz.

Von den Normannendenkmälern pilgern wir zum Dom, um uns beim Anblick seiner berühmten Gräber in die Poesie der Hohenstaufenzeit zu versetzen. Schade, daß man die Statuen der Fürsten dieser Zeit nicht von der Fassade des Neapler Königsschlosses fortnehmen und neben diesen Gräbern aufstellen kann! Der Anschauungsunterricht wäre vollkommen. Die Anjou's kommen jetzt. Wer Stimmung sucht, gehe durch die Via S. Anna nach der Piazza Vespri. Hier ragt ein alter Palazzo mit mittelalterlichem Turmstumpf, an dessen äußerster Kante eine zierliche Säule eingebaut ist. Daneben meldet eine Inschrift: „Nach jahrhundertelanger Tradition war hier die Wohnung von Giovanni de Saint Remy, Richter von Val di Mazzara im Namen Karls von Anjou, und hier fiel der rächende Zorn des Volkes über den strengen Unterdrücker am 31. März 1282.“ Wie widerspruchsvoll ist doch der sizilianische Charakter; denn der Wildheit der sizilianischen Vesper folgte Jahrhunderte lang kein Ausbruch des Zorns mehr! Sehen wir uns den Platz an: In meinem Reisebuch ist er nicht verzeichnet; denn er liegt abseits vom großen Verkehr. Und doch, wie einzig ist er! Dem Inschriftthaus gegenüber liegen große grandezza-reiche spanische Paläste. Der des Principe Gangi ist schon durch seinen Hof eine Sehenswürdigkeit, auch der des Principe Campo-franco — in Palermo wimmelt es, wie bekannt, von Principi, Marchesi, Duchi und Conti — ist vornehm imposant. Vornehme Ruhe liegt auch über dem ganzen Plage.

Weiter! Die Spanier! Um sie verstehen zu lernen, gehe man an die Piazza Quattro Fanti, wo sich Palermos Hauptstraßen kreuzen, und schaue die vier Fassaden an, die 1609 Vigliena, der Statthalter, errichtete. Auch sehe man auf Piazza Bologni den im Nachthemd frierenden Karl V. und zum Schlusse den Palazzo Chiaramonte, das jetzige Tribunale. Wie würde die arabisch-nor-

männische Toleranz geschaudert haben, hätte sie dort die Greuel der Inquisition wahrnehmen und die Kerker für die Ketzer schauen können, die jetzt noch in ihrem Namen „Filippine“ das Gedächtnis des grausamsten Inquisitionskönigs Philipps III. festhalten! Furchtbar ist, was die Spanier und die in ihren Bahnen wandelnden Bourbonen an Sizilien sündigten. Unter ihnen war die Insel ein übertünchtes Grab. Kein Wunder, daß die Kunstfreunde es den Spaniern und Bourbonen zuschreiben, wenn Sizilien, wie ganz Süditalien, in der Kunst kein einheitliches Leben, keinen eigenen Stil hat!

Schließlich suchten wir S. D o m e n i c o, die Ruhmeshalle der Insel, auf. Dort liegt der Mann, dem nächst Garibaldi Sizilien seine Freiheit verdankt, Francesco C r i s p i. Ich weiß, in Deutschland verkennet man ihn. Gewisse Leute zuden auch die Achseln über G a r i b a l d i. Aber wer kennt denn bei uns die Geschichte dieses autosuggestionierten Hypnotiseurs der Massen, dieses Mahdi, dieses alten anachronistischen Longobardenpröflings, der für die deutsche Romantik viel zu spät zur Welt gekommen? Was mich betrifft, so kann ich in Sizilien und im Westen von Süditalien keinen Schritt tun, ohne an sein Epos vom Jahre 1860 zu denken, das den Titel hat: „Die Expedition der Tausend“. Am 20. Mai erschien der „Flibustier“, wie ihn die bourbonischen Generale nannten, in Monreale, südwestlich oberhalb Palermos mit seiner Streitmacht, die mittlerweile auf 5000 Mann angewachsen war. Listigerweise befahl er, einzelne Streifcorps im Süden und Osten der Stadt herumzuschwärmen und nachts Feuer anzünden zu lassen, um die feindlichen Generale über seinen Anmarsch zu täuschen. Einer derselben, Colonna, ließ sich dadurch auch irreführen, so daß er nach Neapel meldete, Garibaldi sei vor ihm geflohen. Am 27. Mai erschien dieser aber im Südosten, überraschte die Besatzung des Monte dell' Ammiraglio und nahm nach zwei Stunden die Porta Termini (jetzt Porta Garibaldi), den strategischen Schlüssel der Stadt. Beim Erwachen fanden die jauchzenden Palermitaner die Garibaldianer innerhalb

der Mauern. Sie stiegen auf die Kirchtürme, um Sturm zu läuten, aber die bourbonischen Truppen hatten die Klöppel entfernt, und so mußten sie auf den Gloden hämmern. General Lanza, der neapolitanische Obergeneral, hätte mit seiner Übermacht die Eindringlinge, denen die waffenlosen Einwohner nicht zu helfen vermochten, in den Straßen vernichten können, aber er zog es vor, die Stadt von der Flotte und von der Burg aus bombardieren zu lassen. 1300 Bomben fielen. Der Verwüstung halfen die Bourbonischen durch Brandlegung nach. Aber Garibaldi kämpfte weiter, bis ganz Palermo außer dem Königspalast in seinen Händen war. Am 30. Mai hat General Lanza um Waffenstillstand, zur größten Freude Garibaldis, der alle Munition verschossen hatte. Was Lanza zur Nachgiebigkeit verleitete, ist noch unbekannt. Offenbar hatte man in Neapel, wo Palmerston gegen die Beschießung von Palermo protestierte, den Kopf verloren und wollte die Insel preisgeben, um das Festland zu retten. Die Verhandlungen dauerten bis zum 7. Juni, wo die Bourbonischen 15 000 Mann stark abzogen. Die wenigen Monate, die Garibaldi in Sizilien als Diktator herrschte — als Zivilliste nahm er acht Lire täglich — waren nach dem Urteil der damals in Palermo residierenden Fremden segensreich. Sizilien machte in der kurzen Zeit mehr Fortschritte als in den folgenden Jahren. Großen Anteil am Erfolge hatte das Organisations-talent Crispis.

Doch kehren wir zur Gegenwart zurück. Den Glanzpunkt von Palermos Besuch bildet für die meisten Reisenden der Dom von Montreale. Mit Recht. Doch warum beschränken diese meisten Reisenden die Besichtigung des Ortes nur auf den Dom? Montreale ist eine Stadt von 23 000 Einwohnern, und bequemer als hier kann man das intensiv-südliche Leben einer sizilianischen Dorfstadt nicht studieren. Also nur hinauf die Hauptstraße bis vor der Stadt zum Kreuze, um die Aussicht auf das bunte Dächermeer vom Montreale, das einzige Tal der „goldenen Muschel“, auf Palermo und das Meer

zu genießen. Dann zurück und links und rechts in die Seitengäßchen, die trockenen Gießbächen im Felsengebirge gleichen. Das sind malerische Bilder. Aber trotz aller äußeren Verwahrlosung der Wohnungen sind deren Inassen nicht arm; denn — und das ist bezeichnend — kein Kind läuft barfuß, sondern alle prunken mit städtischen Schuhen. Hat man das Straßenleben, das Volk in den Häusern, diese selbst in ihrem wirren Durcheinander gesehen, dann erst betrete man den Dom, und man wird staunend erleben, was Kontrastwirkung vermag. Ich wenigstens habe seine Mosaikpracht nie schöner gefunden, als jetzt, wo ich ihn als letzte Sehenswürdigkeit von Montreale besuchte.

Ehe ich's vergesse: Die Sizilianer sind doch dankbare Leute. In Montreale gibts eine „Via Guglielmo II.“ Freilich ist sie ziemlich klein.

Ein von Vincenzo Florio präsiertes Komitee sucht Palermo zu einem Winterplatz à la Nizza zu machen. Ob es gelingen wird? Ich halte es für schwer. Zuerst muß der Palermitaner zur modernen Fremdenindustrie erzogen werden. Damit hapert es. Es fehlen gute vornehme Restaurationen. Alle Versuche sie zu schaffen, scheiterten daran, daß die Palermitaner sie nicht während der fremdenlosen Zeit in Nahrung setzten. Es fehlt an einem langen Quai, da die Verbindung der Marina mit der Stadt zu sehr durch die Paläste der Großen gehemmt wird. Es fehlt an den leichten Vergnügungsstätten. Auch duldet der ernste Palermitaner das ambulante „Fröhlich-Weibliche“ in der Öffentlichkeit nicht, das doch für viele Reisende Nizza und Monte Carlo so anziehend macht. Nichtsdestoweniger führt sich das Komitee wacker. Bis jetzt jedoch besteht der Fremdenzufluß (in der Saison tausend Personen täglich) fast nur aus Deutschen.

In der Heimat wird man es seltsam finden, daß die Zahl der mutigen Landsleute schon so groß ist. Nun, nicht alle sind mutig, drum reisen sie eben in Karawanen und lügen mit innerlichem

Gruseln rechts und links nach den Kaktushecken an Eisenbahn und Landstraße. Auf der Fahrt saß neben mir solch ein Heimatgenosse. Sein Auge funkelte jedesmal, sei es vor Aufregung oder vor Abenteuerlust, wenn er wieder einen Reiter, einen Bauer mit Gewehr sah. Und als er gar auf einer Zwischenstation einen sizilianischen Landlord in elegantem Reitanzug aus schwarzem Samt erblickte, da war ich sicher, daß er zu Hause erzählen würde, er hätte einen leibhaftigen Räuberhauptmann gesehen. Hoffentlich schwor der Mann nicht auch auf Statistik und hatte nicht etwa gehört, daß 1879—1883 noch in der Provinz Girgenti 70,79 Morde auf 100 000 Einwohner vorkamen. Zu seinem Glücke will ich auch annehmen, daß er im Reisebuche die Vorbemerkungen zu Sizilien gelesen hatte, in denen es heißt, daß so angenehme Dinge wie Raubanfälle und Morde als Familiengeschäfte von den Sizilianern unter sich abgemacht würden. Auch vor der *Mafia* zeigte sich mein Gefährte besorgt und fragte mich, ob denn wirklich in Palermo noch dann und wann Menschen auf geheimnisvolle Weise verschwänden.

---

### In den madonischen Bergen.

Termini Imerese, 6. Mai 1906.

(Das Automobilrennen um den Florio-Schild.)

So etwas ist nur in Sizilien möglich: durch die Initiative eines einzelnen Mannes wird ein Gebiet, das 2300 Jahre geschlafen hat, zu neuem Leben geweckt und der Geschichte wiedergegeben. Wenigen nur, die von der Station Bonfornello aus dem von Vincenzo Florio, den man vor 2300 Jahren den „Tyranos“ von Palermo genannt haben würde, geschaffenen Automobil-Run um den Florio-Schild (50 000 Frank) beimohnen, wird es bewußt sein, auf welcher berühmter Stätte sie stehen. Wenige Schritte nämlich

von den Zuschauertribünen liegt der Platz, auf dem 648 v. Chr. von Einwohnern des dorischen Syrakus und des jonischen Zankle (Messina) die Kolonie *Himera* gegründet und so dem Vorposten des karthagischen Besitzes *Soloeis* (dem heutigen Solunt, östlich von Palermo) bedenklich nahe gerückt wurde. Über 150 Jahre lang, wenn auch unwillig, ertrugen die Karthager die nahe Nachbarschaft. Erst als im Jahre 481 Selinus mit den andern griechischen Städten zerfiel und die Karthager zu Hilfe rief, erschienen diese wieder vor Himera, aber zu ihrem Unglück; denn Himera wurde von *Gelon*, dem Tyrannen von Syrakus, und von dessen Schwiegervater, *Theron*, dem weisen Tyrannen von Agrigent, unterstützt und siegte. Den Karthagern blieb nichts anderes übrig als 2000 Talente zu zahlen und sich so den Besitz von *Panormos* (Palermo), *Soloeis* und *Motye* (= *Lilibaenum*, dem heutigen Marsala) zu retten. Dieser Sieg von Himera wurde bedeutungsvoll, denn von ihm datiert die Blütezeit des griechischen Sizilien, die mit dem Namen *Hieros I.*, dem Sohne Gelons, einsetzt, der Syrakus und Agrigent (Girgenti) zugleich beherrschte. Himera erfreute sich aber nur 70 Jahre lang des Friedens. Denn im Jahre 410 entfesselte wiederum griechische Eifersucht den Krieg, der bis 340 dauerte. Segesta wollte Selinus unterwerfen und rief die Hilfe der Karthager an. Diese erschienen, begnügten sich aber nicht mit der Niederwerfung und Eroberung von Selinus, sondern nahmen und zerstörten Himera 409, sowie im Süden Agrigent und Gela, die Stadt des Meschylos, der dort 456 gestorben war. Syrakus mußte einen schmachlichen Frieden schließen und die Herrschaft der Karthager über die westliche Hälfte Siziliens anerkennen.

Von dem alten Himera aus beginnt also das *Automobilrennen*, so daß die kulturell und wirtschaftlich total vernachlässigten und vergessenen Madonier mit einem Schlage mit der neuesten Ertrungenschaft des internationalen Verkehrs bekannt werden. Sie hoffen, daß die Besucher den Eindruck erhalten, daß das Innere Siziliens nicht eine Art abessinischer „*Amba*“ sei, die

nur einen grünen Saum an der Küste habe, sondern sich überzeugen, daß die sizilischen Alpen klimatische Schönheiten aufweisen, welche denen der Schweiz nichts nachgeben — natürlich einstweilen ohne modernen Komfort. Der „Circuito delle Madonie“ umfaßt eine Strecke von 149 Kilometern, die dreimal durchfahren werden muß. Die erste Etappe geht nach Cerda. Die Provinzialstraße ist eingeeengt von kahlen, verbrannten Bergen, auf denen tausendjähriger Fluch zu lasten scheint. Sie ducken sich vor den größeren Bergen, die hinter ihnen liegen und in hunderten von Farbentönen gleißen. Cerda, erst 200 Jahre alt, ist der Typ des heutigen sizilischen Binnendorfs, es ist arm, von der Auswanderung entvölkert und von ewiger landwirtschaftlicher Krisis geplagt. Es liegt 274 Meter hoch.

Die Fahrt von Palermo zum Tribünenplatz bei Cerda war ein Wonnerausch! Die Mitreisenden, palermitanische Sportsmen und Aristokraten dazu, schimpften über den „disservizio“ der Eisenbahn, doch ich wurde nicht müde hinauszuschauen und innerlich aufzujuchzen; denn welche Vegetation! Und dann dieses Licht, diese Farben, in den Riesengeranien, welche das Geleise umsäumen, und in den bizarr gezackten Bergen ringsum!

Was Palermos Frauen anbetrifft, so bekommt sie der fremde Tourist meist nicht zu sehen, aber im Tribünenlager habe ich doch so recht erkannt, was Palermos Frauenschönheit bedeutet. An Werktagen sieht der Fremde die Damen der sizilianischen Hauptstadt nur auf steifer Korsofahrt. Aber bei dem Autofest und seiner durch den Eisenbahnwirrwarr erzeugten Konfusion und seinem Mischmasch aller Stände konnte man die natürliche Anmut in Haltung, Kleidung, Gang der Damen und Bürgerfrauen bewundern. Viel schlankere Gestalten sieht man als in Rom, darunter klassisch griechische. Am meisten frappierte mich die Ungezwungenheit und Munterkeit der Damen; denn ich hatte doch so viel von der orientalischen Knechtschaft der sizilianischen Frauen gehört. „Bah,



das sind Legenden! Wir sind doch im Zeitalter des Sports, des Lawn Tennis, des Automobils," sagte mir ein Tribünennachbar, „die Aristokratie reißt mehr und lacht jetzt selbst über ihre frühere spanische Grandezza, und die reich gewordenen Bürger sind nicht mehr unterwürfig — in Palermo wenigstens.“

Termini Imerese, 7. Mai 1906.

Auswanderung ist das erste, was jetzt dem Beobachter in Palermo auffällt; denn die Auswandererbureaux haben sich vermehrt; über sie sprechen auch die von mir aufgesuchten Kaufleute, italienische und deutsche, am meisten. Sie nimmt ständig zu, so daß ein großer Teil des Auswandererverkehrs, der früher von Neapel besorgt wurde, jetzt direkt von Palermo ausgeht, was sich auch in der Bewegung der deutschen Schiffe bemerkbar macht; diese hat sich im Laufe der letzten zehn Jahre verdreifacht, da jetzt 120 deutsche Dampfschiffe von Palermo abgehen. Im Jahre 1902 verließen 11 843 Auswanderer den Hafen von Palermo, 1903 schon 16 531, und diese Zahl stieg seitdem stetig. Im ganzen belief sich 1904 der gesamte Schiffsverkehr Palermos (die Segelschiffe nicht gerechnet) auf 1988 ankommende und 1996 abgehende Schiffe.

Man ersieht also, daß Palermo ein ganz bedeutender Verkehrsplatz ist. Daher berührt es eigentümlich, daß alle Kenner der hiesigen Verhältnisse von der schlechten Lage des Kleinhandels sprechen und darauf hinweisen, daß allein im Jahr 1904 mit den vom Vorjahr noch als schwebend übernommenen 82 Konkursen vorkamen. Einen Grund zur Erklärung kann man wohl in den Worten eines Gewährsmanns finden, der sagte: „Das Land ist reich, aber das Geld rollt nicht, da gerade wie in Apulien, die Besitzenden ihr Geld zurückhalten wegen der Furcht, es möchte bei dem geringsten Risiko verloren gehen.“ Als ich darauf anfragte, ob noch das alte Mißtrauen wegen der Mafia mitspiele, wurde mir geantwortet, daß man

von dieser, was die Stadt betreffe, kaum mehr spreche, da die Schreier still geworden und auch die als Mahner aufgetretenen Sozialisten nicht mehr so rührig seien. Freilich auf dem Lande wisse man nicht, wie es ausfähe; dort bestünde jedenfalls das alte Unwesen ungeschwächt fort. Übrigens herrscht augenblicklich eine Krisis in der Direktion der Banca di Sicilia, der gewisse Parteien vorwerfen, daß sie zu streng sei. Wie wars doch 1892? Wurde damals nicht Notarbartolo, der Direktor der Banca di Sicilia, ermordet, weil er im Kreditgeben zu rigoros war? Doch wer spricht noch von Notarbartolo und seinem Gegner Palizzolo?

In Termini Imerese, das auf den ersten Blick, wie der ganze sizilische Meeresraum, die Tafelche ins Auge fallen läßt, daß das Meer die Küstenbewohner fleißiger macht als die Inländer, fällt auch die zweite auf, nämlich, daß an der Küste das ländliche Eigentum viel zerteilter ist als im Innern. Dem ist es wohl auch zuzuschreiben, daß die Insel, die man stets als den Hort der *Latifundien* bezeichnet, ganz gut den Vergleich mit anderen italienischen Gebieten aushalten kann. Auf den Quadratkilometer fallen in Sizilien 93 Eigentümer, in der Emilia 9, in der Basilicata und in Kalabrien 8, in der Romagna 5, in den Marken und in Umbrien 6. Termini ist auch sonst sehr lehrreich. Es liegt an der Spitze eines Landstreifens, der über Corleone nach Sciacca am libyschen Meer zieht, und in diesem Streifen verringert sich die Bevölkerung, während der Wohlstand wächst. Früher war in diesem Gebiet die *Auswanderung* ganz unbekannt, aber die ersten Amerikafahrer kamen zurück und veranlaßten andere zur Fahrt nach dem gelobten Lande jenseits des großen Wassers. Dort aber vergessen sie die alte Heimat und die zurückgebliebenen Verwandten nicht, im Gegenteil. Tausend Auswanderer verlassen Termini Imerese jedes Jahr, und jede Woche kommen allein aus Amerika hunderttausend Lire per Post an. Eine Marmorkapelle, welche die „Amerikaner“ haben errichten lassen, zeugt von diesem Segen; vierzig Maffaronifabriken

arbeiten allein für die Brüder in Amerika, die Barken der Fischer sind reinlicher und freundlicher als in anderen Häfen, und sogar eine Fabrik künstlichen Düngers wird angelegt, während noch vor einigen Jahren die Bauern in dem nahen Campofelice sich den Eigentümern widersetzen, als diese einen rationelleren, moderneren Betrieb einführen wollten, gerade wie jetzt noch im Innern die Bauern sich weigern, in auf den Feldern verstreuten Dörfern zu wohnen, und trotz des weiten Weges zur Arbeit es vorziehen, in den Städten zu 20 bis 30 000 zusammenzuhocken, obschon die Sicherheit im Innern nichts mehr zu wünschen übrig läßt. Und auch das ist zum Teil eine segensvolle Wirkung der Auswanderung. Sowie die sizilianischen Auswanderer, kaum daß sie aus ihrem Milieu heraus sind, die ruhigsten Leute werden, so kann man auch sagen, daß gerade die begabtesten und unruhigsten Menschen, die früher aus Unzufriedenheit mit ihrem Milieu Briganten geworden wären, es sind, welche am begierigsten die Auswanderungsgelegenheit ergreifen. Dann wird auch durch den wachsenden Wohlstand in den größten Auswanderungsgebieten der Anreiz zum Brigantentum genommen. Der Segen der Auswanderung zeigt sich ferner darin, daß die Gemeinden dieses Gebiets keine Schulden haben und daß ihnen auch nicht die religiösen Feste zur Last fallen, die sonst schon so viele Gemeindefinanzen ruiniert haben; denn auch für die Feste kommen die „Amerikaner“ auf.

Ein weiterer Nutzen der Auswanderung ist das Steigen des Lohnes; denn da die Hände zu fehlen beginnen, muß sich der Padrone den Rest sichern. Außer gutem Lohn gibt's auch bessere Verpflegung für die Landarbeiter. Der Arbeitermangel zeitigte auch die Neuerung, daß die *Frauen*, was früher nie geschah, an der landwirtschaftlichen Arbeit teilnehmen und so den Verdienst der Familie erhöhen helfen. Überhaupt scheinen die Frauen in Sizilien in vielem besser zu sein als die Männer; denn nach einer von Senator Angelo *Mosso*, dem Turiner Physiologen, mitgeteilten Statistik betrug

der Prozentfuß der Alphabeten in der Provinz Palermo 1882: 32,37 Prozent unter den Männern, 19,33 Prozent bei den Frauen, während 1901 die alphabetischen Frauen auf 32,68 Prozent gestiegen waren und die männlichen Alphabeten nur auf 42 Prozent. Seit der Zeit haben sich die Männer anscheinend wieder eines Besseren besonnen; denn in den Vereinigten Staaten besteht ein Einwanderungsverbot für Analphabeten, folglich suchen die Unwissenden sich belehren zu lassen, um drüben nicht zurückgewiesen zu werden. Leider werden viele Bauern, die aus dem Innern kommen, noch aus einem anderen Grunde schon im Inlande zurückgewiesen, weil sie nämlich mit der Augenkrankheit *tracoma* behaftet sind, die durch Wassermangel und die dadurch vernachlässigte Gesichtspflege entsteht. Die Armsten sollen überhaupt sehr schlimm dran sein, da sie wegen der Ansteckungsgefahr in den Hospitälern nicht aufgenommen werden, sie also ruhig fortfahren können, ihre Verwandten zu infizieren. Seit einigen Jahren hat die Regierung nicht nur der sizilianischen, sondern auch der gesamten italienischen Auswanderung ihr Augenmerk zugewandt; sie hat ein Auswanderungsgesetz geschaffen, Auswanderungskommissare und Auswanderungskomitees eingesetzt und das Unwesen der Auswanderungsagenten beschnitten, indem sie bestimmte, daß in jedem Bezirk (Departement-Unterpräfektur) nur ein Agent pro Reederei existieren dürfe.

Zum Schluß noch ein anderer moralischer Erfolg der Auswanderung. Die rückkehrenden Auswanderer wirken nämlich auch als Heilmittel gegen die schlimmste Krankheit des Südens, gegen die „*signoritis*“. Sie verlieren den Respekt vor den Signori, der den im Land zurückgebliebenen Brüdern noch derart im Blut sitzt, daß sie es gerade wie die Signori selbst für selbstverständlich halten, daß es eine Schande für einen Signore wäre, zu arbeiten, und daß auch die kleinste Arbeit diesem den unauslöschlichen Charakter der Signoria nehmen würde. Ihr Beispiel wirkt ansteckend, und so verliert sich auch in Sizilien der aus der alten Feudalzeit stammende

unwürdige Zustand der Unterwürfigkeit unter die Reichen, die diese zu jeder Ausbreitung ermutigte. Die „Amerikaner“ lächeln jetzt auch gerade wie die Nordeuropäer, wenn sie in Süditalien und auf Sizilien den „Club“ der Signori auf der Hauptstraße zu ebener Erde bemerken, wo die Dorfprinzen die Auslage von Schaufenstern bilden und so durch ihre bloße Gegenwart den anderen, niedrigeren Menschen stets zurufen, daß sie adlig sind, weil sie dank ihrem Geld sozusagen die Pflicht haben zu faulenzeln.

Girgenti, 9. Mai 1906.

Die Fahrt nach Girgenti ist entzückend, zumal das Eisenbahnmateriale vorzüglich ist. Auch das Personal sticht freundlich ab gegen das des Kontinents, es ist eleganter gekleidet, sauberer, und die Schaffner tragen sogar Handschuhe. Längeweile kommt keinen Augenblick auf, der Farbenrausch ringsum beschäftigt das Auge fortwährend. Eine Zeitlang begleitet uns das Meer mit seinen „tonnare“ (Thunfischschlächtereien). Kaum haben wir den kahlen Monte Callegato rechts liegen lassen und der Küste den Rücken gedreht, so hört das Urwaldgedicht, gemischt aus Mispeln- und Zitronenbäumen mit ihren goldenen Früchten, mit Rosenbäumen, Öl- und Feigenbäumen und Opuntienkaktus auf, statt dessen kommen die bunten Orgien der aus Wiesenblumen gewebten Teppiche. Das leuchtet und flimmert, daß man schier geblendet wird, und ab und zu schlagen Nachtigallen. Bald kommt ödere Gegend, wo, wie die vielen Eufalyptusbäume verraten, die *Malaria* herrscht. Auch zeigen sich an den vielen Erdrutschen der Hügel die Folgen des Winterregens, den kein Wald als Schwamm aufgesaugt hat. Nach und nach werden Geranium und Purpurlee bleichsüchtiger, der flammende Goldginster tritt an ihre Stelle, begleitet von dem weißen Traubengewimmel der Akazien. Vergebens späht man nach Pinien und großen Cypressen aus, ohne die man sich nun einmal keine

italienische Landschaft denken kann. Doch dafür wird es bald alpin, die Felsenhäupter der höchsten Ketten erscheinen und der dem abruzzesischen Monte Velino ähnelnde Zwillingsberg Monte Cammarata (1576 Meter hoch), an dem, wie in der Fabel, Regen und Sonne, Wasser und Stizwind so lange ihre Kraft erprobt haben, daß er resigniert beschloß, einfach nackt zu bleiben. Noch sieht die Landschaft nicht desolat aus; denn grüner Frühlingsflaum deckt sie noch, doch im Sommer wird sie zu verbrannter Wüste. Hier also hausten einst die von Italien herübergekommenen, die den Römern stammverwandten Sikelier, die Nachfolger der homerischen Cyclopen und Lästrygonen!

Hundert Kilometer von Palermo! Station *Aqua viva*. Hier riecht's nach Hölle. Gelbe trapezoide Kuchen sind aufgeschichtet. Die Schwefelgrubenregion beginnt.

35 Kilometer weiter Girgenti. Man ruft mich an. Es ist einer von jenen internationalen Quodlibets, an denen Rom so reich ist, und bei denen man immer fragen möchte: „quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando?“ Besonders das letzte: quando, seit wann?, denn heute präsentierte sich mir der Arzt, Exphilologe, Exjournalist, Exzeitungsherausgeber als Fremdenführer, der eine von Tunis herüberkommende Karawane in Empfang nehmen soll. Doch was geht's mich an! Lieber hinein in den Wagen zur fröhlichen Wettfahrt nach der hochgelegenen Stadt!

Als ich in Girgenti auf der Esplanade stand und vergebens nach Afrika hinüber zu lugen versuchte, kamen mir zwei Sprüche nicht aus dem Sinn: „Hic Rhodus, hic salta“ (das letztere vor Freude) und „Die Stätte, die ein edler Mensch betrat, ist geweiht für alle Zeiten“. Das alte Akragas ist nämlich als Tochterstadt von Gela eine Enkelin von Rhodus, man steht also auf einem heiligen Boden, wo sich drei Weltteile in der Geschichte die Hand reichen. Der edle Mann aber, der diesen betrat, war *Empedokles*, der Vorläufer von Darwin, der zuerst die Formel von dem „Übrigbleiben des Taug-

lichsten“ im Daseinskampf fand. Er war der Begründer der atomistischen Lehre nicht nur, sondern auch ein Demokrat im wahren Sinne des Wortes; denn er hätte Beherrscher und Tyrannos seiner Vaterstadt werden können, aber er gab ihr eine volkstümliche Verfassung. Er starb als Verbannter im Peloponnes. Welche Widersprüche zeigt dieser Mann! Der Sizilianer Giorgio Arco Leo, Abgeordneter und Unterstaatssekretär a. D. des Unterrichts, sieht in ihm alle charakteristischen Eigenschaften des homo sicilianus vereinigt: „Er war der geborene Wahlredner, der im Hell Dunkel der Worte die Dunkelheit der Gedanken verbarg. Eine typische Person, schwankt er zwischen Geschichte und Legende. Ein Genie als Gelehrter und Dichter, verschmäht er nicht einige apokryphe Formen in Lehre und Kunst. Halb Augur, halb Prophet spricht er nicht, nein sentenzt, plaudert er nicht, sondern spricht Urteile, spaziert er nicht, sondern stolziert im Purpurmantel, den Lorbeerkranz im Haar. Reich und Freund der Großen, sucht und liebt er das Volk. Er ist Arzt, Philosoph, Musiker, Astrolog, Wundertäter. Aus Griechenland nimmt er Symbole, Dogmen, Systeme, aus Agypten die Kunst der Magie, die er auf Anziehung und Abstoßung, auf Liebe und Haß gegründet hat. So vibriert in ihm mächtig die hauptsächlichste Note des vielförmigen sizilianischen Charakters, die hohe Auffassung von und die Freude an der eigenen Größe, ein maßloses Sehnen nach Superiorität, eine weise Kunst des Verschweigens, wenn die Idee fehlt, eine Kunst der Phrase, wenn die Phantasie durchgeht!“ Hatte nicht Er i s p i ähnliche Züge? Um das Bild des Empedokles vollständig zu machen, sei noch hinzugefügt, daß ihn die Sage Tote erwecken und ihn selbst gleich Elias in feurigem Wagen gen Himmel fahren ließ. Seine Feinde behaupten allerdings, er sei wieder Mensch geworden und zur Strafe in den Atna gestürzt, der entrüstet seine eisernen Sandalen ausgespien habe.

Als ich nach dem Besuch der Tempel wieder auf der Esplanade stand, bestaunte ich das unvergleichliche Bild dieser goldiggleißenden

Ruinenherrlichkeit inmitten der heroischen Landschaft. Nicht Kunst-  
sinn allein rief diese Bauten seiner Zeit hervor, sondern die prak-  
tische Rücksicht, sie waren Mittel zum Zweck für Ehrgeizige, die zur  
Stadtherrschaft gelangen wollten . . . .

Im Hotel schimpft ein deutsches Original über die Touristen-  
karawane, die ihm den Genuß der Tempel verdorben hätte. „Eigent-  
lich sollte man sie nur bei Mondschein in Separatvorstellungen ge-  
nießen!“ meinte er, „und ein unsichtbarer Chor mußte „die Himmel  
rühmen“, oder „das Lied an die Freude dazu singen!“

Was die Neustadt *Girgenti* anbetrifft, die auf der Stätte  
der alten Akropolis ragt, so sieht man es ihr nicht an, daß hier der  
Schauplatz großer Taten war, daß hier West- und Ostgoten, Sara-  
zenen verweilten, daß hier 1050 *Ali Ibn Marna* die Veranlassung  
wurde, daß die Normannen nach Sizilien kamen. Es ist eine ein-  
förmige Stadt, gebaut aus dem gelblichen Muschelskalk, aus dem auch  
die Tempel gebaut sind. Nur hier und da sind einige Fassaden blau  
übertüncht, ein Palazzo ist sogar rot, das verlassene alte gotische  
Rathaus. Sonst alles gelb. Die Häuserlöcher der ärmeren Stadtteile  
lassen sich kaum vom Felsen unterscheiden. Viele Priester gibt's,  
— bei einem Begräbniß zählte ich vierundsechzig, — aber auch viel  
Armut und sogar im Dom und in den anderen Kirchen, die in ihrer  
weißen Tünche, mit ihren künstlichen Blumen auf den Altären, den  
schauderhaften Bildern und Skulpturen unbeschreiblich elend aus-  
sehen. *Girgenti* ist eben eine Stadt armer Bauern, unter denen die  
wenigen „cappeddi“ (Hüte-Herren), Pächter und Besitzer um so  
prozigier auffallen. Prozig sind auch die beiden „Clubs“ der Signori  
zu ebener Erde an der Hauptstraße; zu ebener Erde natürlich! Denn  
das ist süditalienischer Brauch nach dem Motto: „Sehen und gesehen  
zu werden, ist das größte Glück auf Erden.“ Kann man sich da  
wundern, wenn die „cappeddi“ nicht beliebt sind, und die Männer,  
die schwarze Zipfelmützen, und die Frauen, die schwarze Umschlage-  
tücher tragen, gern Spottverse singen wie: „Di il cappeddi parrani



beni, chi mali 'un ti ni veni.“ (Sprich von den Herren gut, damit Dir Böses nicht geschieht) oder „Di li scecchi menza canna, di li cavalli na canna, di li cavalieri tre canni“ (Von den Eseln halte Dich eine halbe Rohrstange fern, von den Pferden eine, von den Herren drei). Groß ist auch die Erbitterung gegen die reich gewordenen Bauern: „Lu Vidannu fattu riccu, nan cunusci nè parenti, ne amicu.“ (Der reich gewordene Bauer (villano) kennt weder Verwandte noch Freunde.) Wenn ich noch sage, daß die Wasserkrüge in Girgenti die alte Amphoraform haben, daß die aus Stein geschnittenen Balkone den spanischen gleichen, daß die Leute sich auf offener Straße kämmen, daß man sich in den Höhlengäßchen vor unwillkommenen Gästen hüten muß, so habe ich von Girgenti genug gemeldet.

Doch noch eins: Ein berühmter italienischer Physiologe sagte einst: „Ein trauriger Gedanke verfolgt mich immer, wenn ich Bauern und Arbeiter sehe. Man arbeitet nämlich in der Neuzeit mehr als im Altertum und verdient weniger. Trotz der größeren Mühe wächst das Elend.“ Und Alt-Girgenti? Man sagte von seinen Bewohnern, daß sie jeden Tag in solcher Borne lebten, als wenn sie den Tag darauf sterben sollten, daß sie aber Häuser bauten, als ob sie unsterblich wären. Als einst Esemos von den olympischen Spielen heimkehrte, gingen ihm seine Mitbürger in festlichem Zuge entgegen, in dem 300 Paare Schimmel gingen. Der Reichtum kam vom Wein- und Olexport nach Afrika. Ein Gutsbesitzer Gellia hatte in seinen Kellern 300 000 Amphoren voll Wein und vor dem Tor seines Hauses richtete er Bankettsche her, zu denen seine Sklaven die Vorübergehenden einluden. Heute dient sein Name noch als Titel eines Hotels.

Caltanissetta, 11. Mai 1906.

Von Girgenti ins Innere, nach Caltanissetta. Nach kurzer Fahrt beginnt die Region der Schwefelgruben. Ich

habe schon viele traurige Oden gesehen, doch der Anblick dieser braun-grau weißen Hügel, jeder Vegetation bar, schnürt dem Betrachter das Herz zusammen. Die einzige, freilich triste Abwechslung bilden die gähnenden schwarzen Tore, durch die der kaum erwachsene Bergarbeiter, der „caruso“ zum tiefen Schacht hinabsteigt. Ab und zu sieht man auch die trapezoiden Öfen, in denen der gereinigte Schwefel hergestellt wird. Kilometer über Kilometer zieht sich die Einöde, die weit ringsum durch den Schwefeldunst jede landwirtschaftliche Arbeit stört und die Felder unfruchtbar macht. In Comitini Zolfare ist sogar für den Durchreisenden der Gestank kaum erträglich. Und da soll man noch von Fortschritt reden? Nach einem altgriechischen *ex voto*, das sich im Berliner Museum befindet, zu schließen, scheint sich die Ausbeutung der Gruben in Jahrtausenden nicht geändert zu haben; auf ihm sind zwei nackte „carusi“ abgebildet, die das Material tragen, das zwei ebenfalls nackte Männer ausgraben. Entsprechend der Einöde liegt der Ort Canicatta in grauester Trübsal an den Hängen des Berges. Solch ein düsteres Gerümpel von Steinbuden wirkt fast wie erstarrte Lava oder wie ein Haufen riesiger Scherben aus unglasiertem Steingut. Hinter dem Bahnhof erhebt sich auf ummauertem Hügel eine Nachbildung von Golgatha. Wie traurig stimmen die drei leeren Riesenkreuze! Wenn das zur Religion gehört, so ist diese Art von Religion mindestens recht niederdrückend. Wie gerne wäre ich weitergezogen, aber Canicatta ist ein Knotenpunkt, und die sizilischen Eisenbahnen sind nur eingleisig. Wie entsetzlich lang dauert's, bis „freie Straße“ gemeldet wird.

Weiter! Man sieht an den Stationen Bauern, grau in Kleid, Barett und — Shawl, daneben die Angehörigen der besseren Stände, alle im schwarzen Jacketanzug, der für die „signori“ dieses Gebiets de rigueur zu sein scheint. Bald wird die Gegend wieder grüner, alpin, aber kahl bleibt sie noch immer. Auch Seume entrüstet sich in seinem „Spaziergang nach Syrakus“ über die Armut, das Elend des Innern von Sizilien. Er spricht von Wüste und fluchend

wünscht er alle Barone und Abbaten Siziliens mit den Ministern an der Spitze in einer Reihe vor ihm aufgestellt, damit er sie niederfaktätschen könne. Was würde Seume erst über die Entdeckung der neueren italienischen Soziologen sagen, daß in ganz Süditalien sich die Bauern noch besser stellen als in Norditalien? Wehmütig gedenkt man der früheren Fruchtbarkeit der Insel, die im Altertum so gefeiert wurde, daß der Kultus der Ceres in Sizilien entstand! Wie eine Ironie berührt uns der Ausdruck „Kornkammer Roms“, unglaublich Horazens Vers: „te greges centum Siculaeque circummugiunt vaccae“; denn wo sind heute die Besitzer von hundert Herden? Freilich welcher Art sind auch die heutigen Landarbeiter! Nach den Revolten der fasci blühten allenthalben Landarbeiterliguen auf, die aber jede für sich bestehen und auch keinen Anschluß an die sozialistische Partei haben wollten. Dafür setzen sie als Statutspargraphen fest: Unterdrückung der Gemeindeschulen — Teilnahme an Kirchenfesten und Prozessionen. Zu all diesen mehr oder weniger angenehmen Dingen gesellt sich noch die *Malaria*, der Reisende merkt ihre Existenz an den Gitterkästen vor Türen und Fenstern der Wärterhäuschen. Ganze Strecken Siziliens sind der *Malaria* wegen unbewohnbar, am schlimmsten ist in der Neuzeit die Gegend von *Segesta* und *Selinunt* daran. Als 1822 die beiden englischen Architekten Angell und Harris die Ruinen von *Selinunt* durchsuchten, starb der letztere binnen weniger Tage an einem heftigen *Malaria*anfall. Empedokles bekämpfte einst die *Malaria*, indem er zwei Gießbäche in den *Selinus*fluß führte und durch die Flußkorrektur das Wasser und damit auch die allgemeine Gesundheit besserte. Das möchten ihm die heutigen Machthaber nachmachen, aber die Berge sind *kahl*. Und da soll man sich vorstellen, daß die alten Dichter den Waldreichtum Siziliens besangen, und daß es seine Wälder waren, die die Masten lieferten, und daß die vielen, zum Teil schiffbaren Wasserläufe die ersten griechischen Kolonisten anlockten, die ihrer felsigen Heimat satt waren. „Warum

forstet die Regierung denn nicht wieder auf, warum errichtet sie keine Talsperre, wie sie doch das antike Sizilien hatte?" Diese Frage höre ich oft von Durchreisenden. Wir Unfassigen haben aber längst verlernt, im schönen Italien nach dem Warum zu fragen. Unter den heutigen Zeitläuften ist an eine Aufforstung gar nicht zu denken; es sei denn, daß die Regierung sich dazu entschliesse, das neu zu schaffende Waldgebiet ein Menschenalter hindurch militärisch besetzen zu lassen. Dafür ein Beispiel: Als sich ein Principe Borghese im Fernikerlande anschickte, einen Wald zu gründen, begann er damit, das Gebiet mit einem Zaun zu sichern. Als die ersten Schößlinge kamen, rissen die Bauern den Zaun nieder und trieben ihre Ziegen hinein. Und dabei fanden sich noch Sozialisten, die gegen die grausamen Aristokraten donnerten, welche den armen Ziegen das Futter vorenthalten wollten. In Sizilien liegen die Dinge aber noch schlimmer. Während auf dem Kontinent sich doch wenigstens die Individuen zur Kollektivarbeit zusammenschließen, kennt man auf der dreieckigen Insel bis heute noch keine Konsum- oder Produktionsgenossenschaft. Bei Leuten, die so wenig Gemein Sinn haben, ist an das kulturelle Werk der Aufforstung nicht zu denken.

Auf der Weiterfahrt, kurz vor Caltanissetta, kommt eine Oase, die mit ihrem Reichtum von Olbäumen und Cypressen an Tivoli erinnert. Aber die Freude dauert nicht lange. Landschaftlich besser nimmt sich Caltanissetta selbst aus. Besonders abends, wenn man vor der Stadt in die Bergschluchten hineinspaziert, wirkt sein gebirgiges Panorama wie eine Partie im Harz. Die Stadt ist modern, das heißt in ihren neuen Häusern und den Prunkbauten; denn ohne diese kommt keine sizilianische Stadt aus, die etwas auf sich hält. Im Norden nennt man so etwas „Megalomanie“, vielleicht nicht mit Unrecht, wenn man hört, daß Caltanissetta mit seinen 30 bis 40 000 Einwohnern, eben um seine Prunkbauten, vor allem das Theater, bezahlen zu können, eine Anleihe von 7 Millionen aufnahm. Freilich ging Licata an der Südküste, das nur 9000 Ein-

wohner zählt, noch weiter; denn es leistete sich eine Anleihe von 9 Millionen. Um diese Büge von „Größenbewußtsein“ zu vervollständigen, erinnere ich nur an eine sizilianische „Volks!“-Bank, die statutenmäßig für die Erhaltung der Stadtmusik aufkommen mußte.

Caltanissetta, obgleich Hauptzentrum der Schwefelindustrie und Provinzhauptstadt, ist im Grunde nur eine Stätte für Bauern. Sie weist nichts Besonderes auf, höchstens daß in den Hauptstraßen jedes dritte Haus einen „salone“ (Friseurladen) hat. Sieht man die ärmere Bevölkerung in den Straßen und Plätzen, so fällt es einem seltsam auf, daß das Volk so farbenernst ist. Vergleicht man damit das Volk in den Sabinerbergen, das in bunter Farbenpracht schwelgt, so steht man vor einem Rätsel, das vielleicht nur die Rassenforschung löst. Was die „signori“ anbelangt, so faulenzten diese natürlich im Klub herum, der ebenso natürlich an der Piazza liegt. Im Hotelrestaurant trifft man ebenso natürlich die Beamten, die dort „Pension“ essen. Arme Leute. Sie bedeuten als Puffer zwischen „signori“ und Bauern nicht viel, außer wenn sie juristisch gebildet sind, denn in Sizilien gilt der Herr „avvocato“ noch mehr als in dem festländischen Italien, weil die Sizilianer neben den Südtalienern die größten *Prozeßhansl* der Welt sind. Man erschrickt förmlich, wenn man die sizilischen Gerichtsstatistiken liest. Dementsprechend ist auch die Zahl der Advokaten unverhältnismäßig hoch. Kein Wunder, daß diese Prozeßsucht dem Handel schwere Wunden schlägt. Das Vertrauen in den Nebenmenschen schwindet, und so treten oft Störungen im Kleinhandel ein. Gerne hätte ich von Caltanissetta aus einen Abstecher nach dem nahen „Nabel Siziliens“, wie Strabo sagt, nach *Castronigi*, dem aus den Sklavenkriegen bekannten alten Henna, gemacht; denn es liegt fast 1000 Meter hoch und gewährt einen Überblick über die ganze Insel. Um so lieber hätte ich diesen Blick aus der Vogelschau getan, weil ich mit der letzten Reise meine Kenntnis von Sizilien derart erweiterte, daß mir nur noch die Westküste zu

bereisen übrig bleibt. Vielleicht, so dachte ich mir, gewährt dir diese Gesamtchau neue Einblicke, vielleicht einen Anhalt, um die Widersprüche im Leben und Charakter der Bewohner zu erklären. Zum Glück hütete ich mich, dieses naive Gelüste einem Eingeborenen zu verraten; denn ich erinnerte mich noch rechtzeitig, daß alle diejenigen bedeutenden Italiener, die über „Trinacria“ schrieben, verzweifelt zugestehen mußten, daß sie sich keinen Vers darauf machen könnten, mochten sie nun Sonnino, Franchetti oder P. Villari heißen. Letzterer schrieb sogar vor zehn Jahren: „Die Sizilianer sagen und vielleicht nicht ohne Grund: Es ist unnütz, sich anzustrengen. Um Sizilien verstehen zu können, muß man dort lange gewohnt haben, oder vielmehr dort geboren sein. Unsere Zustände sind ganz eigenartig. Sie wechseln von Ort zu Ort, von Schritt zu Schritt. Die Leute vom Festlande werden es nie dahin bringen, eine richtige Vorstellung davon zu bekommen.“ „Auch gut!“ bemerkt der große Historiker dazu, „aber mir scheint, daß auch die Sizilianer selbst sich noch nicht darüber einig sind, wie sie sich beurteilen sollen.“

Caltanissetta, 12. Mai 1906.

Gestern sprach ich von dem traurigen Eindruck, den der Reisende in der Provinz Caltanissetta erhält, der Region der Schwefelgruben, dem Sitz des Elends der minderjährigen Bergarbeiter (carusi). In seinem Buch „La Sicilia e il Socialismo“ schreibt der Historiker P. Villari:

Eines Tages hat ich in Caltanissetta einen Freund, mich eine der tiefsten Gruben sehen zu lassen, in denen die carusi arbeiteten. Und als ich zur Stadt zurückkehrte und ganz außer mir war ob des herzerreißenden Elends, das ich geschaut hatte, traf ich einen oberitalienischen Schüler von mir, Professor am dortigen Gymnasium, und erfuhr von ihm, daß er durch Heirat Besitzer gerade jenes Bergwerks geworden war, das ich besucht hatte. „Wie?“ rief ich ent-

rüftet, „Sie ein Herr von „carusi“? Und so bewährt sich bei Ihnen meine Lehre?“ — „Ah, Professor, wenn das Bergwerk Ihnen gehörte, müßten Sie ebenso handeln wie ich tue, oder es einem andern verkaufen, der die Zustände verschlimmern würde!“

Wie diese Zustände aber beschaffen sind, erfahren wir vom Abg. *Cola janni*. Der eigentliche Bergarbeiter, der „Hauer“, stellt sich verhältnismäßig noch gut. Er wird pro Produktionsmenge bezahlt, arbeitet acht Stunden täglich und Samstags und Montags, um den Sonntag zu Hause zubringen zu können, nur einen halben Tag. Er verdiente vor der Schwefelkrisis sechs Lire, jetzt die Hälfte täglich. Aber zum Unglück wird nicht wöchentlich, sondern nur monatlich abgerechnet. Er muß also Vorschuß bei dem Eigentümer oder Aufseher (gabelotto) machen, was dem Bucher Tür und Tor öffnet, und er muß die Lebensmittel in der „bottega“ der Grube einkaufen. Dazu soll es sogar vorkommen, daß sich Eigentümer oder gabelotti auch die Beiträge für die Unfallversicherung zahlen lassen, ohne sie jemals zur Versicherungskasse abzuführen. Die carusi haben es noch schlimmer; oft sind sie kaum zehn Jahre alt, nackt steigen sie in den tiefen Schacht hinein und tragen aus ihm Steinlasten herauf, die oft schwerer sind als sie selbst. Dabei sind die Gänge der Gruben eng, niedrig, haben Treppen mit Stufen von 15 bis 90 cm Höhe, sind heiß und mit Schwefeldämpfen gefüllt. Haben sie so den Ausgang des Schachts erreicht, nackt, schwitzend, keuchend, halb erstickt, so müssen sie noch im Freien, wo im Winter oft die Temperatur auf Null Grad sinkt, eine große Strecke mit ihrer Last zurücklegen. Zehn Stunden dauert die tägliche Marterarbeit, und der Lohn schwankt zwischen 40 Centesimi und einer Lira. Doch hören wir weiter. Der „caruso“, der im Durchschnitt Lasten von 35 Kilogramm tragen muß, wird vom Hauer (picconiere) angeworben, der seiner Familie einen „Vorschuß“ gibt, der von 50 bis zu 150, ja 300 Lire reicht. Also der reine Sklavenkauf. Oft entzieht sich ein caruso seiner Marter durch die Flucht, und dadurch entstehen

dann blutige Streitigkeiten, zumal wenn der Flüchtling, der den „Vorschuß“ noch nicht abverdient hat, bei einem andern Hauer angekommen ist. Auf die Frage, ob man dem Übel nicht steuern könnte, erhält man an Ort und Stelle die Antwort, daß man erstens ohne carusi nicht auskommen könne, und daß, wenn man sie abschaffen wollte, viele Familien dem Hunger überliefert würden; belief sich doch die Zahl der carusi unter dreizehn Jahren im Jahre 1892 auf 7613!

Die Klasse der carusi ist eigentlich durch Atavismus entstanden. Früher lag der Schwefel an der Oberfläche, der Schultertransport war daher die natürlichste Sache der Welt. Fast ohne es zu merken, ging man tiefer und tiefer und zwar ohne Methode, sodaß die Gänge so kreuz und quer angelegt wurden, oft bis zu 150 m Tiefe, daß in die meisten Gruben keine Maschine eindringen konnte. Die einzelnen Gruben gehören aber meist einem Eigentümer, der selbst kein Kapital hat, sondern auf die in der Regel in Messina wohnenden Bankiers angewiesen ist; wie sollte er daher an modernen Maschinenbetrieb denken können? Im ganzen hat Sizilien nur 25 große Gruben; 500 sind klein und ihre Besitzer leben von der Hand in den Mund, so daß sie zum sofortigen Verkauf der Produktion gezwungen sind, wodurch sie das Sinken der Preise befördern, also ihren eigenen Gewinn schmälern. Im Jahre 1892 betrug die mechanische Schwefel-Extraktion 73 000 t, die durch die carusi vermittelte 301 354 t. Man sieht, das Problem kommt einem *circulus vitiosus* sehr nahe. Daß bei einem so alteingewurzelten System natürlich auch die Volksgesundheit leidet, geht daraus hervor, daß die Dienstuntauglichkeit bei den Militärpflichtigen im Schwefelgebiet 40 bis 44 % erreicht. Die Übelstände werden noch dadurch vermehrt, daß die sizilische Schwefelindustrie, von der etwa 200 000 Personen leben, von vielen Krisen geplagt ist.

Wie die Dinge heute liegen, erfuhr ich vom Direktor der Filiale der Banca di Sicilia in Girgenti, der mir bereitwilligst die neuesten



Publikationen, vor allem die letzten Nummern der „Rassegna dell' Industria Zolfifera“ und die jüngsten Denkschriften der Produzenten überließ. Aus diesen Berichten ergibt sich, daß 1903 die gesamte Schwefelproduktion Siziliens 522 274 t betrug, und die Zahl der Arbeiter 37 000. Im Bezirk Galtanissetta waren davon 19 337 beschäftigt und zwar 8005 in den Gruben, wo keine mechanische Kraft half, 11 332 Mann in den Öfen mit 349 Pferdekräften mechanischer Hilfe. Die Produktion der Konkurrenz betrug im selben Jahre im italienischen Festlande 33 360 t, in Osterreich 4475 t, Frankreich 8021 t, Deutschland 1588 t, Japan 29 800 t, Spanien 39 573 t, Nordamerika 34 943 t. (Die letztere soll aber ganz bedeutend zugenommen haben.) In den letzten Jahren hatte die Schwefelindustrie Siziliens verhältnismäßig ruhige Zeiten dank der „Anglo Sicilian Sulphur Cy. Ltd.“ Aber deren Kontrakt läuft in diesem Jahre ab. Sie hätte segensreicher wirken können, wenn sich ihr alle Grubenbesitzer angeschlossen und wenn sie es verstanden hätte, die Produktion zu regeln, was aber nicht geschah, so daß augenblicklich 4 200 000 quintali überproduziert und unverkauft sind. Heute ist natürlich der ganze Interessentkreis im Zustand der höchsten Aufregung, da man an die Stelle der Sulphur Company ein sizilianisches Konsortium setzen und die Sulphur Cy. veranlassen will, in dieses einzutreten.

Es reizte mich, nach Trapani zu gehen, um dort in seiner Hochburg den Fall Nasi, der Anfang Juni vor den römischen Kassationshof kommt, an Ort und Stelle zu studieren. Leider mußte ich von meinem Vorhaben absteigen. Nichtsdestoweniger einige Worte über Nunzio Nasi, den seine Vaterstadt trotz seiner Verurteilung immer und immer wieder zum Abgeordneten wählt, für den sogar die Kirche betet und Prozessionen veranstaltet. Nasi ist einer der ersten „signori“ von Trapani, und den Sizilianern liegt, wie gesagt, der Feudalismus im Blut. Nasi war Abgeordneter und Minister und galt als Anwärter auf die Premierschaft, und wie wir

oben sahen, beten die Sizilianer die Macht an. Nun wird Nafi von der Regierung verfolgt: Grund genug, um durch seine Unterstützung der Regierung Opposition zu machen. Für ein oberflächliches Urteil mögen diese Gründe genügen, aber um das Phänomen zu erklären, daß eine Stadt von 50 000 Einwohnern wie ein Mann sich gegen Gesetz und Recht erhebt, sind sie eigentlich doch nicht triftig genug. Vielleicht weiß Arcoletto Rat? An einer Stelle spricht er von der „o m e r t à“, der Begleiterscheinung der „M a f i a“: In einem Duell à la cavalleria rusticana wird einer verwundet. Ein Gendarm kommt. Bei dessen Anblick knöpft er seinen Rock zu, umarmt den Feind, um ihn vor der Verhaftung zu schützen, und fällt tot nieder. An einer anderen Stelle schreibt er: „Der Feudalismus steckt im ganzen intellektuellen Sein. An der Spitze aller Handlungen steht immer ein großes Etwas, ein Numen oder ein Heros, der notwendige Mann, der alles beherrscht, das Gesetz schafft, den Elementen trotzt und den Stürmen des Lebens. Es ist vom Schicksal bestimmt, daß er siegen muß, mag nun der Sieg Schuld oder Tugend sein. Und fällt er als Held, um so größer steht er als Märtyrer da. In der krankhaften Entwicklung dieses Gefühls bewundert man auch den Banditen, den Proskribierten. So erklärt es sich, daß jederzeit die Verbannten ihren Einfluß stärken. Der Märtyrer gilt eben mehr, als der Triumphator.“ Wohlgemerkt! Diese Zeilen wurden von Arcoletto im Jahre 1897 geschrieben.

### N a c h t r a g.

#### Der Prozeß Nafi.

R o m, 11. November 1907.

In einem großen Teile Deutschlands hat man einen durchaus falschen Begriff vom Falle Nafi, dort glaubt man, daß der Senat

als höchster Gerichtshof eigentlich degradiert sei, weil er sich, wie ein gewöhnliches Gericht, mit den faits et gestes eines gewöhnlichen Diebes befassen muß. Diese Meinung wird hier, was die Degradierung betrifft, völlig geteilt, nicht aber in bezug auf den Dieb. Man ist empört, daß vor dem ganzen Auslande Italien durch einen Monstreprozeß blamiert wird, dessen feierlicher Apparat in keinem Verhältnis steht zu den corpora delicti. Die Vorgeschichte des Prozesses ist bekannt. Nachdem Nasi 1903 im Spätherbst das Unterrichtsministerium verlassen hatte, tauchten plötzlich Gerüchte auf, daß in seiner Amtszeit Staatsgelder in der haarsträubendsten Weise veruntreut worden seien. Die Wissenden sagten mit bedeutungsvollem Augurenlächeln: „Tant de bruit pour une omelette! Hat Nasi denn mehr getan als seine Vorgänger?“ Die Politiker aber, welche in Staatsintriguen bewandert sind, tuschelten laut genug, Nasi sei nur das Opfer des politischen Konkurrenzneides.

Freilich hatte Nasi den in allen Ländern unverzeihlichen Fehler begangen, zu schnell groß zu werden. Als ganz junger Abgeordneter fiel er schon auf durch seine an Crispi, seinen Heimatsgenossen, erinnernden Attitüden, er sprach intelligent, warm, fesselnd und hielt sogar, was die meisten Abgeordneten hier für das Höchste halten, Reden über auswärtige Politik, die zudem noch Hand und Fuß hatten. Dann zeichnete er sich durch seine Geschäftsgewandtheit in den Kommissionen aus. Früh wurde er Postminister und verhältnismäßig jung — ein angehender Fünfziger — Unterrichtsminister. War da der Sprung zum Premierminister noch weit, zumal Nasi einen hohen Grad in der Freimaurerei bekleidete? Wen verwundert's da, wenn besonders in Nasis Vaterstadt Trapani und in ganz Sizilien und Süditalien die Meinung unausrottbar wurzelt, Nasi sei ein Märtyrer. Die Anklagen gegen ihn werden formuliert, die Kammer überweist Nasi an die gewöhnlichen Gerichte. Nasi flieht aber ins Ausland. Als Sizilianer ist er zu stolz, um ins Untersuchungsgefängnis zu wandern, als Mann der „Macht“ zu vorsichtig,

seine Zukunft für immer durch die Berührung mit der Anklagebank zu ruinieren. Er verlangt, daß er nach dem Gesetz in seiner Eigenschaft als Minister vom Senat verurteilt werde. Das Reichsgericht gibt ihm im Sommer 1907 — also nach vier Jahren — recht, indem es den in contumaciam gegen ihn eingeleiteten Geschworenenprozeß als ungesetzlich bezeichnet und erklärt, er könne nur vom Senat als dem politischen Gerichtshofe abgeurteilt werden. Damit kam die leidige Angelegenheit nicht nur vorerst wieder an die Kammer, sondern Nafi erhielt auch die Freiheit wieder und das Recht, selbst in der Kammer zu erscheinen; denn seine Vaterstadt hatte ihn immer wieder zum Abgeordneten gewählt, so oft auch die Kammer ihn seines Mandats für verlustig erklärte. Am 27. Juni 1904 erschien Nafi vor seinen Kollegen und hielt eine umsomehr Eindruck machende Rede, als er nicht nur seine Unschuld beteuerte, sondern auch verhüllt mit Skandalen drohte. Die Kammer entschied auf seine Verweisung zum Senat. Dessen Präsident ordnete zu aller Überraschung Nafis Verhaftung an, obgleich kein Fluchtverdacht bestand, und trieb die Rigorosität so weit, daß er ihn sogar, anstatt ihn im Senatspalast zu inhaftieren, ins gewöhnliche Gefängnis transportieren ließ, wohin auch sein mitangeklagter ehemaliger Privatsekretär Lombardo wanderte. Nach einigen Tagen machte der Präsident des Senats seine Strenge dadurch wieder gut, daß er von den eigens zusammenberufenen Senatoren die Gefängnishaft in Hausarrest umwandeln ließ. In Trapani brach die Unzufriedenheit des Volkes in Lärmstürzen aus, die sich über ganz Sizilien ausbreiteten und in Palermo zu Blutvergießen führten. Der Hausarrest Nafis dämpfte die Protestbewegung Siziliens, das dann ruhig auf den jetzigen Prozeß wartete.

Der Grund, weshalb Nafi jetzt angeklagt ist, ist ein Fehler des politischen Systems. Italien gibt seinen Ministern keine Amtswohnung, keine Repräsentationsgelder und auch keine Normen für Reiseentschädigungen, sowie keine Kilometergelder.

Dabei ist das Ministergehalt klein. In der Theorie nimmt es sich sehr schön aus, daß Minister in einem demokratischen Lande mit Staatsgeldern rigoros umgehen sollen, aber leider ist in Italien auch die Demokratie nur eine Theorie. Die Minister werden nicht vom Könige ernannt, das Volk betrachtet sie aber als kleine Könige, und von Königen erwartet das italienische Volk — die Geschichte Rom's beweist es — panem et circenses. Ein Franzose nannte es deshalb auch die Trinkgeldernation. Ein Minister muß dazu immer bereit sein, das Ansehen seines Amtes und das des ganzen Kabinetts vor den Wählern, die seine trotzig fordernden Herren und Gläubiger sind, durch äußeren Glanz, Gaben, Begünstigungen usw. aufrechtzuerhalten, will er nicht riskieren, gestürzt zu werden. Dann darf man auch nicht vergessen, daß Nafi zuletzt Minister unter Zanardelli war, dem Prototyp des theoretisch und chemisch reinsten Demokraten, der aber in seiner senilen Periode Anwandlungen von Cäsarenwahnsinn hatte. Vergessen darf man auch nicht, daß bei der Mehrheit des italienischen Volkes Staatsgelder — brauche ich an Kalabrien zu erinnern? — Freigut sind, und daß im intelligenten Italien, wo Schlaueit mehr geachtet wird als Tugend, jeder, der den Staat betrügt, als Held gefeiert wird, falls er nicht ertappt wird. Der Erfolg ist auch hier entscheidend. Was immer auch Nafi begangen haben mag, er hatte eben keinen Erfolg, weil er früher zu viel Erfolg gehabt hatte. Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß andre Unterrichtsminister viel schlimmere Sachen sich zu Schulden kommen ließen, aber sie schienen denen, die die Macht als ihr Monopol betrachteten, nicht gefährlich, während der intelligente, durch seine Beredsamkeit faszinierende, staatsmännisch veranlagte Nafi sich zu früh als gefährlichen Mitbewerber um die Premierschaft entpuppt hatte. Auch dieses hinc illae lacrymae muß in Rechnung gestellt werden; denn politische Feindschaft spielt im Prozeß Nafi eine große Rolle, ebenso wie der Partikularismus. Nafi ist Sizilianer. Man kann über den modernen und politisch geschulten Norden

Italiens denken, wie man will, aber Tatsache ist's, daß er Jahrzehnte lang den Süden verachtet und mißhandelt hat, indem er ihn als minderwertig betrachtete. Viele einflußreiche Drahtzieher des Nordens fürchteten daher, Nasi, der kluge, energische Sizilianer, möchte ein z w e i t e r C r i s p i werden und als Premier imperialistische Politik treiben.

Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen zur Sache selbst. Nasi enthüllte sofort am ersten Tage seine Geschicklichkeit. Er gab einfach zu, daß er Unregelmäßigkeiten begangen habe, fügte aber siegesgewiß hinzu, er habe es getan zum Teil auf Wunsch des Premierministers Zanardelli und stets nur für politische, nicht für Privat Zwecke. Die Eingeweihten atmen auf, weil er nicht deutlicher wird. Man darf aber nicht vergessen, daß Zanardelli in seiner senilen Periode stark in Irredentismus machte und daß unter seiner Regie der antiösterreichische Kummel von Udine inszeniert wurde, der beinahe zum Bruch mit Wien, ja beinahe zum Kriege führte. Wieder halten die Eingeweihten den Atem an, als Nasi mit kaum verhaltener Ironie sagt: „Ich tat nur, was meine Vorgänger taten.“ Und wirklich, die Späßen pfeifen es seit Jahrzehnten von den Dächern, daß das Unterrichtsministerium den Gipfel der Mißwirtschaft und Korruption darstellt. Und kann es anders sein bei der Versicherung auf Gegenseitigkeit, die der Parlamentarismus in Italien darstellt? Das Unterrichtsministerium hat viele Dispositionsfonds für Kunst, Wissenschaft, Unterstützung von Lehrern, Lehrerwitwen, Lehrerwaisen, hat Universitäten, Museen, Monumente, Gymnasien, Elementarschulen, Kunstakademien und eine Menge anderer Institute unter sich. Der Andrang der Klienten, der Wähler-Gläubiger, der „Patrioten“ usw. ist also noch größer, als beim Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Und da sollte ein Minister, dem bei der Art der Ministerernennung hier zu Lande alle technische Vorbereitung fehlt, nicht den Kopf verlieren, zumal die besten Tages- und Nachtstunden ihm durch die politische Bühlarbeit entzogen werden; denn

er muß jeden Abgeordneten und Senator, etwa tausend Mann, und alle die von ihnen Empfohlenen liebenswürdig anhören, um sich nicht nur selbst, sondern auch seinem vorgelegten Premierminister keine Feinde zu machen, falls ihm seine spätere Karriere lieb ist. Aber Nasi kennt sich und die Seinen. In bezug auf seine Betätigung auf dem Gebiete der auswärtigen Politik sagt er mit kühlem Tone: „Nun ja, was kann ich dafür, daß ich so ein Ausnahmemensch bin und mehr tat, als mir zukam?“ Kurz und gut! Mit dem ersten Tage hatte er brillant abgeschnitten.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Wer Italien kennt und zum Beispiel weiß, daß die *Affäre Krupp auf Capri* nur durch eine Parodie der sich stets in Italien erneuenden Kämpfe der Montecchi und Capuletti entstand, muß noch ein anderes Nasi entlastendes Moment erwägen. Der Hauptankläger Nasis, der Mann, der die Enquete gegen ihn bearbeitete, Abgeordneter *Saporito*, ist Provinzgenosse von Nasi. Er ist aus Kirchturmspolitik seit Jahren der erbitterteste Feind des jetzt Angeklagten, dem er nicht verzeiht, daß er der erste Mann in der Provinz Trapani ist. Seit Jahren tobt die Fehde zwischen Saporito und Nasi, wie in Capri die Fehde des Bürgermeisters *Serena*, des Freundes von Krupp, gegen den Rivalen und Mächtigerbürgermeister *Morgano*. Auch das muß gebucht werden. Noch immer gilt in Italien Julius Cäsars Wort: „Ich will lieber der erste Mann in einem Dorfe, als der zweite in Rom sein.“ Die Wurzeln der jetzigen Verfolgung Nasis liegen eben im — Dorfe.

Und woher kommt Saporitos Haß? Er, der ganz in seinen sizilianischen Anschauungen steckt und deshalb noch auf Blutrache und Vendetta schwört, hatte, als sein Bruder ermordet worden, vom Unterrichtsminister Nasi verlangt, daß er von seinem Kollegen, dem Justizminister, die unbedingte Verurteilung der des Mordes Angeklagten, die seine politischen Gegner waren, fordere, Nasi hatte ihm aber diesen zweifelhaften Freundschaftsdienst nicht getan. Daher

betrachtete Saporito Nasi als Verräter und bezeichnete ihn in seinem Hass sogar als heimlichen Anhänger der mutmaßlichen Mörder. Nasis Festnagelung dieser Dossis in den moralischen Motiven Saporitos blieb nicht ohne Eindruck. Als begossener Pudel zog Saporito ab.

(Nachtrag. Nasi wurde am 24. Februar 1908 wegen Unterschlagungen zu elf Monaten zwanzig Tagen Gefängnis verurteilt, sowie zu vier Jahren bürgerlichem Ehrverluste. Da ihm die Untersuchungshaft (Hausarrest) angerechnet wurde, ging seine Gefangenschaft am 28. Juni 1908 zu Ende. Seine Vaterstadt Trapani feierte das Datum der Befreiung durch einen Festzug und Illumination der Häuser.)

### Trapani, die Vaterstadt Nasis.

R o m, 18. Juli 1908.

„Die Aufmerksamkeit Italiens ist in diesem Augenblicke auf Trapani gerichtet, das mit seiner Solidarität für Nasi uns eins der Phänomene der Kollektivpsychologie gibt, deren äußere Manifestationen man nicht billigen kann, obschon sie ein mit Bewunderung gemischtes Staunen erregen.“ So beginnt Luigi Fabri im „Messaggero“ einen interessanten Artikel über die Stadt, die fünfmal hintereinander einen von der Justiz geächteten Mann zum Deputierten wählte. Nicht erklärlich, fährt er fort, werde Trapanis konsequente Haltung durch die Gunstbeweise, die Nasi ihm als Abgeordneter und Minister gab. Mit bloßen Wohlthaten kaufe man nicht fünfzigtausend Gewissen. Und dann werden gemäß der menschlichen Natur diejenigen, die Nasi am meisten verdanken, jetzt nicht unter seinen begeistertsten und treuesten Freunden zu suchen sein. Auch durch die Kirchturmspolitik des Lokalpatriotismus könne das Phänomen nicht erklärt werden; denn wenn der Fall Nasi eine italie-



nische Stadt außerhalb Siziliens, oder selbst manche andere sizilianische Stadt betroffen hätte, so würden wohl Freunde und Verwandte sich aufgeregt haben, doch alle übrigen gleichgültig geblieben sein. Vielleicht hätte sich in einer Stadt der Provence ein ähnliches Phänomen zeigen können; vielleicht sogar lärmvoller und leidenschaftlicher. Über den Enthusiasmus der französischen Weinbauern könne man lächeln, der tragische Schmerz der fünfzigtausend Trapanesen mache uns stumm. Daran schreibt Fabbrì weiter:

Italien ist jenen Göttinnen der Mythologie vergleichbar, die Kinder von den verschiedensten Vätern hatten. Seit den vorgeschichtlichen Zeiten hat es im Laufe der Jahrhunderte die verschiedensten Völker durch seine Schönheit und Fruchtbarkeit angezogen. So finden wir in jeder Landschaft die Abkommen dieser Völker. An der Hand dieser Tatsache will auch Trapani beurteilt sein. Es liegt weit ab vom Weltverkehr, fern sogar vom Leben Siziliens. Und selbst die Sizilienreisenden statten ihm selten einen Besuch ab. Diese Abgeschlossenheit hat dazu beigetragen, ihm seinen ethnischen Charakter, den es von den Sarazenen und Normannen erhielt, bewahren zu helfen.

Ich hatte das freilich nicht begehrte Glück, die Stadt im Jahre 1900 kennen zu lernen, als ich sie passierte, um auf der nahen Insel Favignana einige Monate in politischer Mission Siesta zu halten. (Die Insel ist Zwangswohnsitzort.) Bei dieser Gelegenheit konnte ich von Trapanis Sehenswürdigkeiten nur das Gefängnis kennen lernen und bekam so mit dem sizilianischen Volkselement nur in dessen krankhaftesten Typen Fühlung. Ich traf einige Delinquenten aus der Provinz Trapani, die mir voller Stolz sagten, daß sie nicht wegen Diebstahls im Gefängnis seien, sondern — und drum betrachteten sie ihre Verhaftung als Unrecht —, weil sie Flinte und Messer gebraucht hätten. Als ich mich bemühte, ihnen klar zu machen, daß sich die Folgen eines Diebstahls wieder gut machen ließen, aber

Tote nicht wieder auferstehen könnten, schauten sie mich — ich sehe noch die funkelnden schwarzen Augen — mit einem solchen Ausdruck der Verachtung an, als wenn ich, der ich so hätte sprechen können, in ihren Augen selbst ein Dieb wäre. Eines Morgens fragte mich ein trapanischer Bauer, der wegen eines grausigen Falls blutiger Bendetta in Untersuchungshaft saß, welche Strafe ihm von den Geschworenen drohe. Ich war damals angehender Jurist und deshalb schien ich ihm ein Sachverständiger. Der Fall war so schwer, daß ich, um menschenfreundlicher und langmütiger zu erscheinen, antwortete: „Na, im Minimum können fünf bis sechs Jahre Gefängnis herauspringen.“ — „Fünf, sechs Jahr Gefängnis für m e i n e Geschichte? Aber ich habe doch recht und muß meine Freiheit wieder kriegen!“ Und dabei sah er mich mit solch zorniger Wildheit an, daß ich froh war, daß der Wärter in der Nähe stand, sonst hätte mich der Kerl erwürgt. Ich erinnere mich noch lebhaft, was zwei Tage darauf passierte. Der Bauer kehrte von den Geschworenen zurück, die ihn zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt hatten. Er heulte wie ein wildes Tier, das verwundet ist. Meine Wern wurden zu Eis vor solch elementarem Schmerzensausbruch. Was mich aber am meisten überraschte, war, daß die Mitinsassen des Gefängnisses die schwere Strafe ebenfalls als persönlichen Affront fühlten; sie hatten so trotziges und wildes Feuer in den Blicken und waren dabei von solch tiefer Melancholie befallen, daß jeder erstaunt sein mußte, wer die dumpfe Verzweiflung oder stille Resignation kennt, welche die Insassen anderer italienischer Gefängnisse gewöhnlich zu zeigen pflegen.

Als ich von Favignano zurückkehrte, frei von jeder dienstlichen Verpflichtung, hatte ich Muse, mir T r a p a n i zu betrachten und empfing den Eindruck, in einer Zauberstadt zu weilen. Ich kam in einem Segelboot an, das der Küste entlang gefahren war, wo ich die vielen Salzpyramiden bewunderte. Der Hafen erschien mir nicht getäuschvoll. Die Herbstsonne, die über dem Monte San

Giuliano stand, ließ die weißen, reinlichen, mit Säulengängen geschmückten Häuser der Stadt hell erscheinen hinter einem Wald von Schiffsmasten. Der Handel Trapanis geht nämlich bis zur Levante, Rußland, England und Nordamerika. Ein Freund machte den Cicerone. Trapani, die „unbesieglichste Stadt“, mit der Zitadelle des Staufens Friedrichs II., dem Festungsgürtel Karls V., zeigte sich mir als eine der anmutigsten Städte Italiens. Es hat breite, gerade Straßen, darunter die besonders prachtvollen Passegiata della Marina, die Via della Torre di Ligny und den Corso Vittorio Emanuele. Unter den Denkmälern fiel mir das von Duprè geschaffene für Viktor Emanuel auf, das ein Spitzengewebe aus Marmor ist. Aber das Charakteristischste waren die vielen alten Paläste, meist im maurischen Stil, andere im Barock. Ich sah auch die Torre degli Ebrei (lo Spedalolello), die Renaissancekathedrale, die ein Bild von van Dyck besitzt, die Kirche der Tempelritter usw. Aber das, was mir am besten gefiel, war die fröhliche und enthusiastische Gesellschaft, die ich fand, Arbeiter, Studenten, Beamte, von denen einer jetzt ein nasianischer Agitator ist. Unter anderem erinnere ich mich eines anarchistischen Tragitators, der mich mit seiner liebevollen und dabei doch vornehm-stolzen Gastlichkeit aufnahm, wie sie selbst in Sizilien selten ist. Auch erinnere ich mich der lebhaftesten Debatten, die abends unter den Bäumen des Strandes geführt wurden. Beim Abschied hatte ich den Eindruck, wie schon gesagt, in einer Stadt geweilt zu haben, die eine spezifisch eigene Seele, einen Charakter für sich hat. Trapani ist eben stets sich gleich geblieben. Palermo, das doch auch seine sizilianische Eigenart ganz bewahrt hat, ist schon ganz verschieden, mehr italienisch und europäisch. Trapani zeigt noch die Spuren seines griechisch-punischen Ursprungs: man merkt noch, daß es Kolonie der Römer, der Sarazenen und Normannen war. 1848 war es diejenige Stadt Italiens, die zuerst mit separatistischen Tendenzen insurgierte. Auch nach der Bildung des einigen Italiens ist es noch ganz unitalienisch geblieben. Seine

Einwohner haben ein nur ihnen eigenes Urteil, besondere Kriterien in der Moral, in ihrem Stolge. Sie rühmen sich auch, patriotisch zu sein, vorausgesetzt, daß das Vaterland sie in dem nicht beleidigt, was ihre Vorliebe bildet. Nun hat Trapani aber als Gegenstand seiner heißesten Vorliebe Nafi, den „Sohn Trapanis“. Diese Vorliebe will es der ganzen übrigen Welt aufzwingen, gleich als ob die Eigenschaft, ein Bürger von Trapani zu sein, ein unwiderleglicher Beweis der Makellosigkeit und Größe wäre. Die Tatsache, daß Nafi ein Gefallener ist, hat die Liebe für ihn gesteigert — ist das nicht ein Zeichen des Edelmuts? — und die Mitbürger zu Übertreibungen, ja zum Delirium geführt. Die Hitze des Araberbluts wurde entfacht zu einem Glan, der uns ruhiger denkende Zuschauer verwirrt.

Italien, schließt Fabbri, müsse dem Rechnung tragen und in Milde und Geduld abwarten, bis die Zeit die Erregung dämpfe.

### Der Triumph Nafis.

Rom, 23. Juli 1908.

Nafi hat gestern seinen feierlichen Einzug in Trapani gehalten. Wie sein Charakterbild im Urteile der Presse, so schwankt auch die Berichterstattung über diesen Triumph, der dem Kenner der römischen Geschichte den Vergleich mit der sprichwörtlichen Nähe von Kapitol und tarpejischem Felsen aufdrängt. Die meisten römischen und norditalienischen Blätter tun das Ereignis kurz ab. Nafi reiste, von einigen Heimatgenossen begleitet, denen sich mehrere seiner Advokaten angeschlossen hatten, zunächst von Rom nach Neapel. Den Berichterstattern hatte er seinen Wunsch ausgesprochen, daß Demonstrationen vermieden werden möchten; in Rom ging dieser Wunsch auch in Erfüllung, nur vereinzelt Hochs wurden dem „Märtyrer“ ausgebracht, während er in Neapel von den Studenten

sehr gefeiert wurde. Die Trapanesen hatten für die Seefahrt von Neapel einen eigenen Dampfer gemietet, auf dem dreihundert Bürger sich einschiffen. Über den Verlauf der Triumphreise gehen die Berichte auseinander. Vorher hatten die Zeitungen gemeldet, daß die Aufregung in Trapani nur künstlich sei, da die „Weißen“, d. h. die Anhänger Nasis, in der Minderzahl seien, die „Schwarzen“ aber zu viel Stolz besäßen, um Opposition zu treiben. Nach dem Spezialberichterstattung des „Messaggero“ war jedoch der Enthusiasmus beim gestrigen Empfange echt, der Straßenschmuck überwältigend reich. Die „Schwarzen“, deren Anführer, der auch Nasis Gegenkandidat bei den Abgeordnetenwahlen war, kürzlich starb, wurden zu Tode verflucht, weil just am Festtage die Wasserleitung, die Nasi der Stadt verschafft hatte, unterbrochen ward. Die Anführer der „Weißen“, der Domherr *Romanò* und der Bologneser Patrizier *Pepoli*, der sich in Trapani dauernd angesiedelt hat und als der Rothschild der Nasianer gilt, sowie der Bürgermeister strahlten. Um vier Uhr kam der Festdampfer in Sicht. Der Triumphator stand auf der Kommandobrücke. Ein Boot, von sechs trapanesischen Kapitänen gerudert, brachte ihn ans Land, wo er von Tausenden von Armen zum Wagen getragen wurde, der ihn zum Rathause führte. Die Musikbände und das Volk stimmten die Nasi-Hymne an. Bald darauf erschien der Gefeierte auf dem Balkon, bleich und zitternd. Und das Volk sang die *Nasi-Hymne*, die in freier Übersetzung also lautet:

Und siehe, er kam wie ein leuchtender Stern.  
 Berdammten ihn auch die römischen Herrn,  
 Was kümmert es uns? Wir bleiben ihm treu,  
 Umarmen ihn fröhlich heute aufs neu,  
 Der mit der Rede lieblichem Laut  
 Italien bezwungen, Italien erbaut.  
 Du unser Engel, bewundert, verehrt,  
 Wo wäre das Schwert wohl, das Dich versehrt?

Das Banner empor!  
Wir schwören im Chor  
Den Eid ihm der Treu';  
Daß von Schuld er frei,  
Ganz Italien weiß.  
Und Ehre und Ruhm  
Gebühren ihm drum,  
Dem Reformator und Weisen,  
Den als Engel wir preisen.  
Mit uns ist er jetzt!  
Die ihr unverlezt,  
Ihr Soldaten, Heroen,  
Laßt Freudenfeuer lohen,  
Laßt hell eurer Brust  
Entsteigen voll Lust  
Das liebliche Wort,  
Das töne fort:  
Es lebe der Märtyrer  
Nunzio Nafi!

Bedrücktes Sizilien, das jetzt erwacht,  
Das stets du verraten wardst und verlacht,  
Deß' Klaglaut verhallte stets unerhört,  
Nafi Gehorsam und Liebe dir schwört!  
Dein treuer Sohn wird ewig er sein,  
Als Mutter, als Freundin gedachte er dein,  
Er hat dich verteidigt, beschützt und bewacht,  
Seitdem ihm geworden der Segen der Macht.

Nachdem der Gefeierte lange mit seiner Nührung gekämpft hatte, hielt er darauf eine Rede, die ein Dokument für sizilische Beredsamkeit, für sizilische Weltanschauung ist. — Er begann mit den Worten: „Ihr seid nicht meine Mitbürger, meine Freunde, nein, meine Brüder.

Ich bin nichts mehr (Widerspruch), aber es genügt mir, Bürger von Trapani zu sein. Ihr jedoch seid groß und Euere Kraft ist stets die meine gewesen, und das genügt, Euere Solidarität ist ein Sieg; denn einen Sieg muß ich es nennen, wenn selbst unsere Gegner insgeheim Euch bewundern und ihre Ohnmacht eingestehen müssen. Ich bin stolz auf Eure sittliche Größe, stolz darauf, Euer Mitbürger, stolz darauf, Sizilianer zu sein. Ich möchte mein Unglück segnen, weil es Euere Tugend nur noch mehr strahlen läßt. Ich möchte mein Unglück segnen und deshalb schreie ich nicht, pereat der und der. Freilich betrübt mich und Euch der Gedanke, daß es Sizilianer waren, welche die Hauptschuld an einem Fall hatten, der ein politischer Mord war. (Minutenlanger Beifall.) Diese Leute haben kein Vaterland, verzeihen wir ihnen, oder vergessen wir sie wenigstens.“

Diese Anspielung auf den Hauptankläger, den sizilianischen Abgeordneten S a p o r i t o, wurde beklatscht. Die Menge wandte sich an die anwesenden Journalisten und rief: „Wehe Euch, wenn Ihr nicht die Wahrheit schreibt!“ Nasi ironisierte dann die Regierung, weil sie die Stadt mit Soldaten und Polizisten überschwemmt habe; der Prozeß habe doch schon Millionen gekostet und jetzt werfe die Regierung auch noch das viele Geld für diese unnütze Machtentfaltung hinaus. Dann fuhr er fort:

Und dabei gibt es Leute, die gegenüber der edlen Aufwallung eines Volkes, das eine heilige Sache vertritt, von Klientelen, Cliques, Kunstgriffen, Interessenwirtschaft, Günsthäserei zu sprechen wagen. Inzwischen danken wir Gott, daß, als man den großen Gedanken hatte, einen Exminister vor den höchsten politischen Gerichtshof zu ziehen, man nicht von Banken und schimpflichen Submissionen, sondern vom Lehrerkongreß in Cremona und von Porzellanartikeln der Firma Ginori sprach. Ihr kennt unsere Passion, unsere Liebe zu nicht fernen Ländern, die wir im klaren Licht unserer Sonne erblicken können, aber was wollt Ihr, auch meine tripolitanischen

Pläne wurden als verdammungswürdige Phantasien erklärt. Ich bin also verurteilt und freue mich dessen. Jubeln wir daher, weil nach diesem Sturm der Narrheit, der durch die offizielle Welt Italiens segte, durch meine Abschächtung Italien endlich erlöst ward, überall im Lande Vollkommenheit herrscht, kurzum die Moral gerettet ist. (Weiterkeit.)

Man hat gesagt, Ihr wäret vom Kollektivwahnsinn ergriffen. Auch mich hat man einen Verrückten genannt. Aber freilich, die edlen Ideen waren stets Verrücktheiten in den Augen der Egoisten, der Glenden und Schufte ohne Gewissen. Jetzt gibt es zwei Urtheilssprüche, den des Senats und den des Volkes; die Zeit wird zeigen, ob der erstere gerecht war, und der letztere definitiv wird.

Nasi schloß mit einem Gruß an Sizilien und an dessen größte Städte, Palermo, Messina, Catania, dem die Worte folgten: „Man hat von Separatismus gesprochen, aber wir hoffen auf ganz Italien, den Vater von uns allen, den Stiefvater von niemandem. Doch ein letztes Wort sage ich Euch: Seit heute abend beginnt Italien für uns zu existieren. Es lebe Sizilien!“ Selbstverständlich herrscht nun große Spannung bei allen Politikern, welche Daten wohl dieser sehr scharfen Rede folgen werden. (Siehe den Schluß des folgenden Kapitels.)

---



## Das Erdbeben in Kalabrien 1907.

### Der Stromboli.

Das Erdbeben, das im Herbst 1907 Kalabrien heimsuchte, ward im Mai desselben Jahres durch eine erhöhte Tätigkeit des Vulkan-  
eilands Stromboli angekündigt.

Professor Riccò vom Observatorium in Messina schrieb am 16. Mai 1907: „Die Gruppe der äolischen Inseln liegt im Norden von Sizilien. Die neun Inseln, aus denen sie sich zusammensetzt, liegen nach drei Richtungen, die vielleicht ebensovielen Brüchen der Erdkruste entsprechen: Nordwest liegen Panaria, Vesiluzzo und Stromboli, Südsüdost: Lipari und Vulcano, nach Westen: Salina, Felicuri, Alicuri und Ustica. Stromboli ist also die nördlichste Insel der Gruppe, so daß sie Kalabrien genau gegenüberliegt. Ihre Länge beträgt viereinhalb Kilometer, ihre Breite drei, die höchste Spitze steigt zu 926 m auf. Der eruptive Apparat liegt etwa 180 m unter der Spitze, so daß der bewohnte Teil der Insel von der Lava nicht getroffen wird, die übrigens auch zwei natürliche Wälle links und rechts von den Kratermündungen aufhalten. Die Insel besteht durchaus aus vulkanischem Material (Basalt, Tuff, Lava, Lapilli, Asche). Das aus der Verwitterung dieses Materials entstandene Erdreich ist äußerst fruchtbar, so daß die Hänge des Feuerberges von einer subtropischen Vegetation bedeckt sind (Opuntientaktus, Oliven- und Feigenbäumen, Weinstock,

Ginster), obgleich es an Wasserläufen fehlt. Die Geschichte der Insel ist uralte, von ihr zeugen jedoch keine größeren Reste von Prachtbauten, weil die Bevölkerung vielleicht nie solchen Wohlstand hatte, daß sie sich Bauluxus gestatten konnte. Vielleicht wurden solche Bauten auch das Opfer der häufigen Erdbeben. Die vulkanische Tätigkeit des Stromboli ist ebenso uralte, die antiken Seefahrer betrachteten ihn auf der Fahrt von Großgriechenland nach Sizilien als einen natürlichen Leuchtturm, da er nachts weithin Flammen entsendet. Im Mittelalter war er Gegenstand der abergläubischen Furcht; man betrachtete ihn als Strafort der verstorbenen Sünder, deren Wehrufe man von Zeit zu Zeit zu hören glaubte. In den neuesten Zeiten ist er Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung, weil er der einzige Vulkan ist, dessen Tätigkeit nie aussetzt. Seit 1898 wird er von einem Observator und den Beamten des Semaphors täglich beobachtet, so daß wir eine fortlaufende Geschichte von ihm besitzen. Gewöhnlich haben seine Eruptionen folgenden Verlauf: Der Vulkan beginnt mit Getöse, Explosionen, Krachlauten, ähnlich denen, die beim Zusammenstürzen von Balkengerüsten erschallen, dann folgt Pischen, wie aus einer Dampfpfeife, Rauch umhüllt den Krater, dann bricht das Coke ähnliche Material, das seine Lava bedeckt, auf, und die Lava steigt zur Höhe und wirft Bomben in die Luft. Augenblicklich aber wird der eruptive Apparat des Vulkans aus mehreren Kratermündungen gebildet, deren Eruptionsarten sehr verschieden sind. Die einen entsenden nur weißen Rauch, die anderen schleudern Bomben, andre lassen Lava überströmen; wieder andre pfeifen nur, ohne ein sichtbares Zeichen der Tätigkeit. Wie gesagt, die Einwohner haben von seiner Lava nichts zu leiden, mehr jedoch von den Erdbeben, die gleichzeitig mit denen in Kalabrien erfolgen, zuletzt 1894 und 1905. Aber diese Erdbeben haben ihr Zentrum stets in Kalabrien und nicht im Stromboli.

Über den einzigen Ort der Insel, S a n V i n c e n z o, berichtet ein Reisender in der „Kleinen Presse“: Die kalkweißen Häuschen

von San Vincenzo sind sehr niedrig und nach orientalischer Art ohne Dach. In der Ferne gleichen sie mehr Ställen, und erst wenn man im Orte weilt und die sauberen Fensterchen und Weinreben sieht, die sich um die Häuser schlingen oder Lauben bilden, gewahrt man, daß man es mit menschlichen Wohnungen zu tun hat, primitiv und klein, aber der Umgebung angepaßt und zum Schutze gegen größere vulkanische Ausbrüche gleich Rasematten praktisch eingerichtet. Oberhalb des Dorfes erhebt sich der Kuppelbau einer Kirche und rings um Vincenzo bis hoch zum Berge hinauf ziehen sich die Nebenanlagen, die den mächtigen glutvollen Malvasier des Stromboli liefern, dessen Trank die matten Geister wieder stärkt. Dieser Weinbau und dazu noch Fischfang sind für die Strombolianer die einzigen Erwerbsquellen. Viele von ihnen gehen in jungen Jahren zur See, auch nach Afrika und Amerika, und kommen später, zu einer gewissen Wohlhabenheit gelangt, wieder in die Heimat zurück, die ihnen trotz allen vulkanischen Gefahren lieb und teuer geworden ist. Das „Pflaster“ in und um Vincenzo ist zwar billig — die Bewohner hatten uns wie liebe willkommene Gäste aufgenommen — aber, aber sehr, s e h r h e i ß. Weder am Strande noch an den Berghängen kann man barfuß laufen, der Aschensand glüht förmlich und selbst der heilige Sebastian würde es hier kaum mit nackten Sohlen ausgehalten haben. Aber die Strombolianer sind daran gewöhnt, und ihre Freiheit geht ihnen über alles Ungemach und alle Entbehrungen. Nur e i n e m Tyrannen fügen sie sich, ihrem Vulkan, und ihm gegenüber vertrauen sie mit rührender Kindlichkeit auf den Schutzpatron der Insel, den heiligen Vinzentius Ferrarius. Nur dieses fromme Vertrauen und die Liebe zur Heimat hält die Bewohner an die vulkanische Insel gefesselt und läßt sie vergessen, daß sie „auf einem Vulkane tanzen“.

R o m, 17. Oktober 1907.

Auf meiner Fahrt im Jahre 1905 durch die vom E r d b e b e n betroffenen Gebiete N a l a b r i e n s frappte mich nichts mehr,

als wenn Bürgermeister und Pfarrer der kleinen Orte stets baten, die Presse möge darauf hinwirken, daß alle Geldbeträge nur an die Carabinieri zur Verteilung übergeben würden. Später begegnete ich hier vielen Skeptikern, die sich über den Spendeifer des In- und Auslands lustig machten. Mittlerweile hat die Kammer ein eigenes Gesetz für Kalabrien geschaffen, die Regierung ordnete eine der üblichen Erdbeben-Enquêtes an, um den Modus der Verteilung der Liebesgaben zu kontrollieren, und schließlich klagte der sozialistische „Avanti“ den Besitzer eines neapolitanischen Blattes wegen Verschwindens von 40,000 Lire Erdbebenspenden an. Es kam zum Prozesse, der aber wegen Verjährung eingestellt wurde. Dann ward's wieder stille. Freilich hat die italienische Presse auch anderes zu tun, als sich um das vergessene Kalabrien zu kümmern, das selbst der Presse entbehrt. Doch einer scheint zu glauben, daß Kalabrien auch noch italienisches Gebiet sei, der König. Wie ein verspätetes (!) amtliches Telegramm meldet, unterbrach er auf der Rückkehr von den Manövern in Sizilien die Seefahrt in Barghelia, einer Stadt, die, wie ich seiner Zeit an Ort und Stelle konstatieren konnte, am meisten von der Katastrophe heimgesucht worden war. Dieses amtliche Telegramm besagte nur u. a.:

„Der König hat festgestellt, daß ein ganzes Baracenddorf und zwar hauptsächlich auf Betreiben und Kosten des Mailänder Hilfskomitees errichtet wurde, die Stadt aber noch in der gleichen Lage ist, wie am Tage nach dem Erdbeben. Nur die Kirche wurde zum größten Teile restauriert. Die Fahrstraße deren Bau nach dem Unglück sofort in Submission gegeben wurde, muß noch gebaut werden, da Stadt und Bauunternehmer noch im Prozeß liegen.“

Zwei Zeitungen nur, die offiziöse „Tribuna“ und die radikale „Vita“ bringen hierzu bittere Kommentare.

### Das Erdbeben vom 23. Oktober 1907.

Rom, 24. Oktober: An demselben Tage, wo in Kalabrien die vom Mailänder Komitee neu erbauten beiden Dörfer eingeweiht werden sollten und fast zur gleichen Zeit, als der zur Feier gekommene Finanzminister Lacava in Monteleone das Erdbebenzentrum von 1905 betrat, ereignete sich abends nach neun wiederum eine Erdbebenkatastrophe, die die gleiche Zone, wie 1905, umfaßte. In *Cantanzaro*, wo die Gefangenen zu rebellieren drohten, blieb die Bevölkerung in wilder Panik in der Nacht auf den Straßen. In *Gerace* fiel ein alter Festungsturm um, und der Dom erhielt Risse. *Ferruzzano* bei Gerace, das 1905 verschont blieb, soll ganz zerstört sein, in *Sant'Eufemia Aspromonte* wurden drei Personen verschüttet, in *Sinopoli* vier, *Brancaleone* am Kap Spartimento ist halb zerstört. Das Unglück wird durch gewaltige Regengüsse gesteigert. Die Stöße wurden weder in Palermo, noch in Catania vernommen, wohl aber in Messina, wo eine Stärke des fünften Grades konstatiert wurde. In *Sant'Ilario* am jonischen Meere stürzte das Rathaus ein, fünf Personen sind tot.

Rom, 24. Oktober (abends). Die „Tribuna“ beklagt die neue Erdbeben-Katastrophe und stellt fest, daß wegen der schlechten Verteilung der Wohltätigkeitsfonds noch nichts geschehen sei, um die Schäden von 1905 zu heilen. Prof. Palazzo vom römischen Observatorium erklärt, Kalabrien sei von einer Erdspalte durchzogen, die eine Kreislinie darstelle, deren Mittelpunkt die aeolischen Inseln bildeten. Alle am Rande dieser Spalte liegenden Ortschaften seien natürlich stets dem Erdbeben ausgesetzt.

Nach den neuesten Nachrichten stürzten auch in *Mamertino*, *Oppido*, *Monteleone* Häuser ein. In *Gerace* und

Sant Eufemia Aspromonte erneuerten sich heute die Stöße.

Ein Überblick über die ganze Größe der Katastrophe ist noch unmöglich, da es sich bei den betroffenen Plätzen meist um hochgelegene Bergnester handelt, die schwer erreichbar sind. Die schlechten Verbindungen sind durch andauernden Regen gestört. Dazu ist die Umgegend des stark heimgesuchten Ferruzzano überschwemmt. Die Zustände in Ferruzzano sind trostlos. Die Bevölkerung ist ganz betäubt und daher unfähig, sich am Rettungswerk zu beteiligen, deswegen war erst am Spätnachmittage die Ausgrabung der Leichen möglich. Die Zahl der Opfer beträgt 400 Tote, mehrere Hunderte von Verwundeten. Pater Alfani vom Florentiner Observatorium erklärt, die Größe des Unglücks sei weniger durch die Gewalt der Stöße, als durch die schlechte Bauart der Häuser verschuldet, die kunstlos aus leichten Steinen errichtet werden, die man durch mit Stroh vermischten Schlamm verbindet.

Rom, 25. Oktober 1907. Die Nachrichten laufen spärlich ein. Amtlich wird die Zahl der Unglücksorte auf fünfundzwanzig geschätzt, doch dürfte sie größer sein, da aus vielen Dörfern noch jede Nachricht fehlt. Überall klagt man über den unzureichenden Hilfsdienst. Es wiederholt sich die Erscheinung von 1905, daß die einheimische Bevölkerung keine Hand rührt und alles den Soldaten überläßt. Die Größe der Katastrophe in Ferruzzano erklärt sich daraus, daß im Augenblick des Erdbebens schon alle Einwohner im Bett lagen. Eine Familie verschwand spurlos in einer Erdspalte. Viele Verschüttete sollen noch lebend unter den Trümmern liegen.

Heute morgen wurde der König in Reggio Calabria erwartet; doch bis jetzt ist noch nichts über seine Abreise bestimmt (!).

Rom, 27. Oktober 1907. Die Umbilden des Wetters lassen nach den Berichten der wenigen Spezialkorrespondenten das Erdbeben-

unglück als vielleicht schlimmer erscheinen als das von 1905. Die Überschwemmungen erschweren das Rettungswerk. Zelte, Brot, Medizin, Holz müssen auf dem Rücken von Maultieren transportiert werden. Das Kriegsschiff „Umberto“, das vor Gerace als Hospitalschiff dienen sollte, konnte nicht landen. Das nasse Wetter erzeugte auch Krankheiten unter den Flüchtlingen. Kein Wunder, daß der Nachrichtendienst widerspruchsvoll ist. Offiziell werden jetzt achtundzwanzig Orte als schwer, zweiunddreißig als leichter beschädigt angegeben. Private Nachrichten leiden an Übertreibungen. Vielleicht ist daran die lebhafteste Phantasie der Korrespondenten schuld, vielleicht auch die Richtungspolitik, da, wie im Jahre 1905, jede Gegend auf Kosten der andern die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich zu lenken trachtet. Die Regierung tat ihrerseits alles, um die Verteilung der Hilfsgelder so zu organisieren, daß die im Jahre 1905 beklagten Willkürakte ausgeschlossen sind.

### Das Elend im kalabrischen Erdbebengebiet.

Zust zur Zeit der jetzigen Erdbebenkatastrophe erscheint ein Buch\*), das mehr als alle Berichte der ins Unglücksland gereisten Spezialkorrespondenten Zeugnis ablegt von den Zuständen an der äußersten Spitze Italiens, Zuständen, die nicht nur eine Schande des jungen italienischen Königreichs, sondern einen Hohn auf die Neuzeit darstellen. Das Buch behandelt die Geschichte der letzten Briganten von dem „ungekrönten König Struriens“ Tiburzi angefangen bis zum „Helden Kalabriens“, Musolino. Besonders interessant sind die Stellen, welche das Königreich Musolino und dessen Hauptorte schildern, die heuer auch wiederum von sich reden machen, weil auch sie vom Erdbeben stark betroffen wurden:

\*) Da Tiburzi a Musolino. New York. Editore F. Tocchi.

„24. März. Von *Bova Marina* nach *Bova Alta*. Morgens um acht, nach einstündiger Eisenbahnfahrt von *Reggio Calabria* angekommen, verschaffe ich mir eine „*vettura*“, wie hier zu Lande ein Maultier heißt, und beginne den Aufstieg nach *Bova* auf der Höhe im trockenen Bette eines Gießbachs. Die mich begleitenden Karabinieri zeigen hoch über mir ein verbranntes Haus. Es gehörte dem Bischof von *Bova*. Der Gute hatte die Gewohnheit, im Winter in *Bova* an der See und im Sommer in Hoch-*Bova* zu leben. Einmal setzte er seine Sommerfrische aus. Deshalb stiegen die Berg-*Bovaner* zu ihren See-*Bovanern* herunter und mahnten den Oberhirten an seine Pflicht. Als er dennoch nicht gehorchte, verbrannten sie ihm die Sommerwohnung. Von der Gießbachschlucht kommen wir auf einen steinigen Pfad. „Auf diesem“, so sagen die Karabinieri, „schleppen die Küstenbewohner ihre Toten zum Kirchhof von *Bova Alta*, anstatt sich einen eigenen zu bauen. Der Transport, zu dem acht Träger, die zwei Lire erhalten, nötig sind, dauert dreiundeinhalb Stunden.“ — „Werden die Leichen wenigstens in einen Sarg gelegt? Ich hörte, daß das in dieser Gegend nicht Usus wäre?“ „Hier geschieht es noch, aber nicht in Ihrem Reiseziel *Casalinovo*, wo man sie, falls man ein solches hat, in ein Leintuch hüllt und in eine Grube in der Kirche senkt, die nur mit drei Steinplatten bedeckt ist.“ — „Ist's möglich?“ — „In *Roghudi* geht's noch schlimmer zu, da der Kirchhof nur eine durchlöcherete Hecke als Schutz hat, sodaß Schafe und Rinder auf ihm weiden und wühlen. In *Amandolea* legt man die Toten einen Fuß unter die Erde in einer Kirche, die weder Fußboden noch Dach hat. Vor einigen Tagen zerbrachen Schweine die morsiche Türe und fraßen die Leichen. Einige Einwohner des Orts kamen zu unserem Unteroffizier und baten ihn, er solle eine Eingabe an den Präsekten machen.“ — „In einigen dieser Gemeinden herrscht ein Schmutz wie sonst nirgends in Europa. In *Africo* wurden Lehrer und Lehrerin seit sieben Monaten nicht bezahlt.“



Unter diesen erbaulichen Gesprächen krochen wir weiter zu dem 800 Meter hoch gelegenen Felsnest. Halb zwölf kamen wir an. Auf der Piazza standen einige Hirten in Kniehosen, Wadenstrümpfen, kurzem Wams und langer Zipfelmütze. Ihre Vaterstadt besteht meist aus Leuten, die schon das Gericht kennen. Vierzig Bürger stehen unter verschärfster Polizeiaufsicht. Sie sprechen einen griechischen Dialekt. Nach einer halben Stunde stieg ich auf neuem Maultier höher hinan. Bei tausend Meter hört die Baumvegetation auf. Der Pfad, der an Schlünden und Abgründen vorbeiführt, wird so eng, daß ich zu Fuß gehen muß. Ich sehe die Hirtendörfer *R o c c a f o r t e* und *R o g h u d i*, starrend vor Schmutz. Ihr Elend ist heuer doppelt groß; denn der verfloßene Winter dezimierte die Herden. Die Bewohner können nicht jeden Tag ihren Hunger stillen. Ihre Hauptnahrung bildet ein Gebäck aus Kleie, Hafer und Erbsen. Auch Roghudi ist ein Verbrechernes. 1895 wurde eine Delinquentenbande ausgehoben, die unter anderem einen Mann zerhackt und eingepöckelt hatte. Die Häuser des Orts sind keine Wohnungen, in denen auch die Schweine hausen, sondern Schweineställe, die auch als menschliche Behausungen dienen. Vieh und Menschen wimmeln durcheinander wie Würmer im Mist. Aber die Menschen haben kein Gefühl für ihre Entwürdigung; sie lieben ihre verwahrlosten Felslöcher sogar und haben kein Verständnis für die Reinlichkeit in den Städten anderer Gegenden. Mein Führer, ein halber Sarazene aus Bova, dessen Leib nie Wasser gespürt hat, so daß sein Gesicht eine schwärzliche Kruste bildet, hat als Soldat in Venedig und Udine gestanden. „Was ist schöner, Venedig oder Bova?“ frage ich ihn. „Venedig?“ antwortet er, indem er sich die Nasenlöcher zuhält, „welch eine stinkende Stadt! Und Udine hat die Malaria!“

Um halb drei komme ich auf das Plateau von Bova. Im Winter ist dies wegen Nebel und Schnee von allem Verkehr abgeschnitten, und die Herrscher der Gegend sind die Wölfe, von denen einige vor zwei Monaten fünfunddreißig Schafe in einer Nacht

töteten. Oft erfrieren hier im Winter die Polizei- und Karabinieripatrouillen, wenn sie sich im Nebel verirren. Überhaupt ist das felsige Gebiet bei jedem schlechten Wetter gefährlich. Auf den engen Steigen an den Felswänden genügt ein falscher Tritt, um Blöcke loszulösen, die im Herunterrollen Steinlawinen erzeugen. Von Zeit zu Zeit stürzen auch Karabinieri in die Abgründe, ebenso Hirten, wenn sie verirrte Schafe suchen. Fast jede Woche fällt auch eine Kuh oder ein Schaf in den Klüften und Schlünden zu Tode, und diese Opfer der Berge — „Felsenfleisch“ nennen das die Bewohner — bilden dann die einzige Fleischnahrung der Bevölkerung. Gegen fünf erreiche ich auf Gamsenstegen Casalmuovo. Der Ort ist damit geschildert, wenn ich sage, daß er aus Schweineställen besteht, die durch steinige Schmutzgassen von einander getrennt sind. Der Doktor und der Bürgermeister sind die beiden einzigen Personen im Ort, die eine quasi anständige Wohnung haben. „Wir gehören nicht zur Welt“, sagte der Doktor. „Der einzige Zugang zum Ort ist der Steg, den Sie kennen. Also entblößt von allen Verkehrsmitteln können wir unser Vieh, Früchte und Obst zu keinem Markte schicken. Auch haben wir keinen Postdienst. Steuern zahlen wir ungeachtet dessen doch.“ Mit einer Laterne hatte man mich zu dem gastlichen Hause des Doktors gebracht. Ohne Licht hätte ich Arme und Beine gebrochen. Im Schlafzimmer fand ich statt Schrank und Kommode, die man auf dem steilen Bergpfade nicht transportieren könnte, nur Koffer.

25. März. Am anderen Morgen erreichte ich auf Zickzackpfaden in steiler Schlucht A f r i c o. Der Ort ist ein Sammelsurium rauchgeschwärzter Schmutzhütten, durch deren Türen man nichts sieht als Mist, in dem sich Schweine wälzen, und daneben ein Lumpenbündel, auf dem die Familie nachts schläft. Ein wenig Asche, ein Wasserkrug und einige Beile stellen Herd, Möbel und Geräte dar. Die Kinder zeigen als einzige Tracht ein Hemd aus größter Leinwand; einige alte Frauen, barfuß mit Wunden und Lumpen bedeckt,

die Augen tränend und entzündet, erregen Mitleid und Abscheu zugleich.

### Der „Heros Kalabriens“, Musolino.

„Musolino ist kein gewöhnlicher Räuber, obschon er mit sechzehn Jahren schon Mitglied der Kamorra war“, so schrieb im März 1900 ein Kenner der Verhältnisse aus Reggio Calabria an ein neapolitanisches Blatt. Seine kriminelle Laufbahn begann er mit achtzehn Jahren. Er wurde angeklagt, nachts mit einem Revolver auf einen gewissen Zoccali geschossen zu haben. Obgleich nur Indizienbeweise vorlagen, wurde er 1898 zu zweiundzwanzig Jahren Gefängnis verurteilt. Diese Strafe erschien nicht nur dem primitiven Musolino, der stets seine Unschuld beteuert hatte, enorm, sondern auch der ganzen Bevölkerung, die es verständlich fand, daß Musolino Bendetta schwur. Er entwich bald (am 9. Januar 1899) aus dem Gefängnis von Gerace — einem Kerker sui generis — und nun fielen unter seinen Schüssen alle Belastungszeugen und viele Leute, die zu seiner Verhaftung beigetragen hatten. Am 28. Januar erschöß er die Frau eines gewissen Stefano Crea und verwundete diesen selbst, am 10. Februar den „Verräter“ d'Agostino, am 11. Juli den jungen Saraceno, weil dieser gedroht hatte, sein Asyl zu denunzieren. Am 7. August dringt er bis nach Mileto in der Provinz Catanzaro vor, wohin sich sein Gegner Zoccali zurückgezogen hatte, und erschießt dessen Bruder, am 19. August in sein Gebiet San Stefano zurückgekehrt, erschießt er den Gemeindepolizisten, der ihn verhaftet hatte. Am 9. Januar 1900 feiert er gemeinsam mit einem Freunde Princi in einer Waldgrotte das Jahrgedächtnis seiner Flucht aus dem Gefängnis mit einem Gericht längst entbehrtter Maccaroni. Princi, der sich den von der Polizei ausgesetzten Preis von 10 000 Lire hatte verdienen wollen, wartete vergebens darauf, daß das Opium, mit dem er das Essen gewürzt, seine Schuldigkeit

tin und Musolino einschläfern sollte. Das Opium war in der Bauernapotheke, der es entstammte, zu sehr hohen Jahren gekommen. Als beide bald darauf die Grotte verließen, verrieten sich die Polizisten und Karabinieri, die im Hinterhalte lagen, zu früh. Musolino schießt auf den Begleiter und entkommt im Walddickicht. „Der Sturm auf die Grotte“ wurde schon nach kurzer Zeit in vielen Balladen vom Volke besungen, das seinen Musolino als Rächer der Ehre vergötterte. Wenige Tage später verwundete dieser einen Karabiniere tödlich, der sich, um ein Bedürfnis zu befriedigen, von seinen Gefährten getrennt hatte, nach einigen Wochen entging er einem neuen Hinterhalt, am 14. Februar erschien er am lichten Tage in dem belebten *Sant Eufemia Aspromonte* und verwundete tödlich einen gewissen Angelone, von dem er sich verraten glaubte. Aus demselben Grunde bereitete er am 5. März einem gewissen Sincropi in *Rocca Forte* dasselbe Schicksal. Wie schützte sich Musolino nur so lange gegen die Polizei? Er kannte seine Gegend auf Schritt und Tritt, wählte sich als Nachtlager die unzugänglichsten Felshöhlen und erfreute sich der Unterstützung der Mehrzahl seiner Landsgenossen (darunter sogar Bürgermeister), die ihn mit Proviant, Geld und Munition versorgten.

Am 24. September 1900 hatte Musolino sein Programm, wenigstens was die vierzehn Belastungszeugen anbetrifft, pflichtschuldigst durchgeführt. Keiner lebte mehr, dazu hatte der „Rächer“ noch zwei Personen aus Versehen erschossen. Die Regierung verdoppelte nun den Preis auf seinen Kopf, der also 20 000 Lire betrug, und versprach 5000 Lire jedem, der einen Helfershelfer tötete. Aber Musolinos Nachwerk war noch nicht zu Ende; denn er mußte auch noch Genußtunng für seine Familie haben, seine Mutter hatte der Schlag getötet, als sie seine Verurteilung vernommen, und seine Schwester war an gebrochenem Herzen gestorben.

Die Regierung bietet jetzt größere Streitkräfte auf in allen Orten, wo die Bürgermeister verdächtig sind, werden besondere

Polizeibeamte mit der Leitung der Operationen betraut, zu denen man jetzt auch Truppen hinzuzieht. Ende November 1900 hört die Polizei, daß Musolino sich mit zwei Genossen auf dem Monte Scifo eine Winterhütte gebaut hat. Polizisten, Karabinieri, 50 Mann Soldaten umzingeln die Hütte und finden das Nest leer. Tags darauf erfahren sie, daß der Gesuchte sich in Stilo, siebenzig Kilometer entfernt, befinde. Am 10. Januar 1901 ist Musolino wieder allein, die bewaffnete Macht hat seine Genossen aufgegriffen. Nicht lange nachher setzt sich ein Auswanderungsagent mit dem Präfecten in Verbindung. Durch gute Freunde erfährt Musolino, daß an der Küste ein Schiff für ihn bereit liege, das ihn sicher ins Ausland bringen würde. Die Regierung wolle ihn entfliehen lassen, da die Jagd auf ihn doch erfolglos bliebe. Musolino ging auf alles ein. Als aber zwei Torpedoboote das verdächtige Schiff anhalten, findet man anstatt des Räubers dessen Bruder.

Doch wozu weiter noch Einzelheiten erzählen? Als die Regierung ein kleines Heer aufgeboden hatte und den ganzen Berg Aspromonte umzingeln ließ, verlor Musolino die Geduld: Er entwich im Herbst 1901 und brachte es fertig, zu Fuß auf den Gipfeln des Appenin bis nach Urbino in Oberitalien zu kommen. In dessen Nähe wurde er von einem Karabiniere angehalten, er lief davon und er würde sich gerettet haben, wenn er nicht über einen Draht gestolpert wäre. Die Karabinieri, die ihn nicht kannten, wurden stutzig, als er bei der Verhaftung zornig in seinem Dialekt rief: „Der verfluchte Draht hat mich ruiniert!“ Seine Ergreifung war also ein Werk des Zufalls. Am 11. Juni 1902 verurteilten ihn die Geschworenen von Lucca (Toscana) unter Ausschluß mildernder Umstände zu lebenslänglichem Zuchthaus. Eine kalabrische Jury würde ihn freigesprochen haben. Wie es heißt, soll der Held des kalabrischen Volkslieds jetzt wahnsinnig sein.

## Eine Erdbebenenquête.

Rom, 6. November 1907.

Nach dem großen Erdbeben in Kalabrien von 1894 veranlaßte der Entrüstungsturm der öffentlichen Meinung die Einsetzung einer parlamentarischen Untersuchungskommission zur Prüfung der Verteilung der eingegangenen Hilfsgelder. Derselbe Vorgang erneute sich nach dem Erdbeben von 1905. Am 14. November 1906 ernannte die Regierung eine Kommission, die ihre Arbeiten anfangs Oktober dieses Jahres beendete. Als die letzte Erdbebenkatastrophe kam, verlangte die öffentliche Meinung die Veröffentlichung der Unterstützungsergebnisse, aber erst gestern entschloß sich die Regierung, das omnöse Urkundenwerk der in einigen Wochen zusammentretenden Kammer vorzulegen. Die Blätter sind in der Lage, heute schon einige belehrende Auszüge zu bringen. Der von Anekdoten gewürzte Bericht ist für die Psychologie des italienischen Abgeordneten im allgemeinen und des kalabrischen im besonderen recht bedeutsam. Abgeordnete und deren Großwähler, als Provinzialabgeordnete, Bürgermeister und Beigeordnete ließen es an keiner PreSSION fehlen, um die Wohltätigkeitsgelder in die Taschen ihrer Freunde zu leiten. Das ist den Lesern in der deutschen Heimat nichts Neues mehr; denn es wurde auf Grund von Berichten unabhängiger italienischer Zeitungen schon mitgeteilt. Neu ist, daß auch Regierungsbemte, zum Teil aus moralischer Feigheit, sich an dem lukrativen Geschäfte beteiligten. Dazu kam, daß gerade die Reichen in den Erdbebengegenden am meisten nach Unterstützung schriehen und sich sogar Baracken bauen ließen, wenn ihre Häuser intakt geblieben waren. In einem Orte bedurfte man eines Raumes, um Baumaterial, Decken, Zeltuch usw. bergen zu können. Ein Gutsbesitzer stellte ihn kostenlos zur Verfügung, als aber eines Tages seine enormen Unterstützungsgesuche für angebliche Beschädigung seiner

Bauernwohnungen abgewiesen wurden, verlangte er die Zahlung einer Miete von zehn Lire täglich. Ein anderer reicher Bürger schrie, als ein Proviandzug angekommen war, so lange um Berücksichtigung, daß er nur durch Übergabe einer Kognakflasche beschwichtigt werden konnte. „Es ist natürlich“, sagt die Enquête, „daß die Honoratioren sich den Löwenanteil sicherten; denn sie finden sich stets in Berührung mit den Behörden; die andern sind weit vom Schuß und ihre schwache Stimme dringt nicht bis zu den Ohren der Beamten.“ Nicht genug damit, demolierte man auch am Eingang von Dörfern einzelne Häuser, um von vornherein Eindruck auf das weiche Gemüt des Königs zu machen, falls er vorbeifahren sollte. In einem Hospital legte man alle Krüppel und Kranken der ganzen Gegend zusammen, um sie dem Könige als Opfer des Erdbebens vorzustellen. Da diese Dinge mehr oder weniger bekannt geworden sind, so erklärt es sich wohl, daß in Rom in diesem Jahre nur eine einzige Zeitung den Mut hatte, eine Sammeliste für den Erdbebenschaden zu eröffnen, und so erklärt es sich auch, daß der König dieses Jahr nicht nach Kalabrien reiste. Ihm genügte wohl schon der Besuch in Parghelia, den er Mitte Oktober machte. Die demokratische „Vita“ läßt übrigens durchblicken, daß die Veröffentlichung des Enquêteberichts die Regierung nicht weiß wasche. Es gehe nicht an, daß sie ihr Nichtstun damit entschuldige, daß sie die Übeltaten anderer denunziere, zumal die schuldigen Abgeordneten doch alle ministeriell gewesen seien, also von der Regierung viel Nachsicht erfahren hätten. Die Enquête habe folglich doch nur die Mitschuld der Regierung erwiesen.

Rom, 19. Dezember 1907.

Die Kammer, die seit ihrem Wiederzusammentreten sehr lässig war, zeigte sich in den letzten Tagen recht belebt. Freilich handelte es sich auch um Lebensfragen — der Sorte von Parlamentarismus, als welcher der italische bekannt ist. Vorgestern kam uns die Kammer kalabrisch. Die kalabrischen Abgeordneten hängen von den großen Gutsbesitzern ab. Diese waren von der Regierungsenquête über die Verteilung der Erdbebenfonds gebrandmarkt worden, folglich mußten sich die Abgeordneten gegen die Beamten, welche die böse Enquête angerichtet hatten, entrüsten, wenn ihnen ihr Abgeordnetenmandat lieb war, und folglich mußte den Abgeordneten zuliebe der Premierminister die der Wahrheit schuldigen Beamten desavouieren. Eine Komödie, die man zu den übrigen legen kann.

Komödie war auch die gestrige Nafi-Sitzung. Die Mehrheit der Kammer hätte sich gern, wie schon drahtlich gemeldet, an der Entscheidung darüber, ob der Senatspräsident Recht hatte, als er Nafis Immunität ignorierend die Verhaftung anordnete, vorbeigedrückt. Aber die öffentliche Meinung Italiens namentlich im Norden ist moralisch und will ihr Opfer haben; außerdem fürchtete die Regierung den Senat. Denn der ist zu allem fähig. Hätte die Kammer Nafis Verhaftung für ungesetzlich erklärt, so hätte er einfach den ganzen Nafi-Prozeß abgebrochen und die Akten der Kammer zurückgeschickt. Das wollte aber Giolitti nicht, und da er der Herr ist, wurde Nafis Verhaftung bestätigt. Von Rechts wegen. Ein sonderbares Schauspiel war's, wie die Mehrheitsabgeordneten sich mit juristischen Spitzfindigkeiten herumschlagen mußten. Die einzige richtige Note brachte der radikale Abgeordnete Guerci, der gerne als freiwilliger Komiker auftritt, um den alten Hofnarren gleich desto bitterere Wahrheiten sagen zu können. Seine Rede gipfelte in deutlichsten Anspielungen auf den Exgouverneur von



Erythrea, Martini, der als Vorgänger Nasi im Unterrichtsministerium auch recht unschöne Dinge begangen haben soll, aber nicht verfolgt wurde, der kürzlich zum Beispiel von einem sozialistischen Blatte Neapels unlauterer Beeinflussung des Börsenspiels beschuldigt wurde, aber es vorzog, zu leiden, ohne zu klagen. U. a. sagte Guerci:

Nasi konnte mit seiner Intelligenz, mit seiner hohen Stellung ganz andere Mittel und Wege finden, um Geld zu machen. Er konnte sich zum Beispiel zum Senator und als solcher zum Präsidenten anonymer Handelsgesellschaften ernennen lassen, deren Bankerott nicht gerade ihn mit Notwendigkeit ins Gefängnis gebracht hätte. Er hätte Konsulent werden können, ohne je ein Urteil zu fällen. Er hätte Goldminen in — Benadir erfinden können. (Anspielung auf Martini.) Statt dessen war er so dumm, den Weg der Unterstüzungen zu wählen, und blieb, das ist die Wahrheit, in der größten Armut. Wäre er reich, so hätte er jetzt ein Heer von Advokaten, deren Sinnbäßen sie zu starker Eßlust qualifizieren, oder er wäre sogar Kommissar einer Enquête über die Fonds des kalabrischen Erdbebens (!!!). Aber gegen Nasi führt man die öffentliche Meinung ins Feld. Ja, so sagten viele Abgeordnete, wenn die nicht wäre, so würden wir für Nasi stimmen.

## Das Erdbeben vom 28. Dezember 1908.

Die Kunde von der unglaublichen Katastrophe, der Messina und Reggio Calabria samt einer zahllosen Reihe von Städten und Dörfern in der Umgegend von Messina und der Südküste Kalabriens zum Opfer fielen, wurde nach Deutschland morgens des 28. Dezember gegen elf Uhr insofern vorbereitet, als die Erdbebenwarten von Heidelberg und Hohenheim ein heftiges Erdbeben meldeten, dessen Herd in einer Entfernung von 1300 bis 1400 Kilometer liege und wohl in Südkalabrien zu suchen sein werde.

Rom erfuhr ebenfalls erst im Laufe des Vormittags, daß ein heftiges Erdbeben in Kalabrien stattgefunden habe. Erst um halb zehn Uhr abends verlautete, daß Messina halb zerstört sei; und erst nachts ein Uhr erfuhren Eingeweihte, daß Messina brenne und in der Gewalt von Plünderern sei. Die völlige Zerstörung Messina's meldete nach Rom erst mittags des 29. Dezember ein Privattelegramm des sozialistischen Abgeordneten De Felice aus Catania, spät abends am selben Tage erklärte dann der sozialistische „Avanti“, daß auch die völlige Zerstörung Reggio Calabria's amtlich bestätigt sei. So verstärkte sich die Meinung, daß die Regierung mehr wisse und aus Furcht noch zögere, die ganze Wahrheit zu sagen. Einen guten Eindruck machte es, als bekannt wurde, daß nachmittags das Königspaar nach Messina gereist sei.

Am 1. Januar 1909 berichtete der Kommandant des Kreuzers *Herttha* über den Verlauf des Erdbebens, dessen erster Stoß am 28. Dezember morgens fünfseinhalb ohne jede vorherige Ankündigung erfolgte. Er genügte, um die ganze Stadt in einen Trümmerhaufen zu verwandeln; es erhob sich über der

ganzen Stadt eine ungeheure *Staubwolke*, und zugleich brachen an mehreren Stellen *Brände* aus, wovon sich der bedeutendste in einem am Rathausplatze belegenen Hause entwickelte. Das Feuer griff von diesem Hause aus auf weitere über, steckte das Hotel „*Trinaccia*“ in Brand und sprang von hier auf das *Rathaus* über, wo es das zusammengestürzte Innere im Laufe des nächsten Tages völlig verzehrte, wodurch sämtliche Urkunden des Archivs der Stadt vernichtet wurden. Bei den Rettungsarbeiten an dieser Brandstätte beteiligten sich in hervorragender Weise der Kapitän und die Mannschaft des deutschen Bergungsdampfers „*Salvator*“. Ihr Verhalten erregte allgemeine Bewunderung und dieses umsomehr, als zu jener Zeit andere Hilfe noch nicht zur Stelle war. Es waren nämlich durch den Erdstoß sämtliche *Afsernen* eingestürzt und ein Teil der Truppen darunter begraben. Sämtliche Straßen waren von den eingestürzten Häusern durch ungeheure Trümmerhaufen erfüllt. Wenn auch sichere Zahlen nicht gegeben werden können, so schätzt man doch die Anzahl der unter den Trümmern Begrabenen auf mindestens 60 000 bis 110 000 Einwohner. Im Laufe des folgenden Tages fanden fortgesetzt neue *heftige Stöße* statt, welche die Latkraft des Überbleibfels der Bevölkerung, die sich anfänglich an den Rettungsarbeiten beteiligte, vollständig lähmten und sie nur mit starrem Entsetzen erfüllten. Die Überlebenden leiden an *Wassermangel*, da die Wasserleitungen zerstört sind. Das andauernde *Regenwetter* hat die Lage der im Freien kampierenden, meist nur dürftig Bekleideten und Verwundeten weiter verschlimmert. Die Hafenkais haben sich sämtlich um 2—4 Meter gesenkt und sind zum Teil vom Wasser überspült. Während des Stoßes kam von Osten her eine *Flutwelle*, die die Hafenhälfte überschwenkte, aber den im Hafen ankernden Schiffen keinen Schaden zufügte, das Dock jedoch zerstörte. Bahnverbindung besteht nur noch mit *Catania*. Der Personenverkehr über die Meerenge hat aufgehört, da die kalabrischen Bahnen sämtlich zerstört sind.

Die jetzige Katastrophe erinnert an die vom 5. Februar 1783. Nach den alten Chroniken dauerten damals in M e s s i n a die Stöße zwei Stunden lang. Die Fassade der Kathedrale stürzte ein, ebenso die der Kirche San Giovanni di Licata, ein Teil des Rathauses und das ganze Viertel Bocchetta, die heutige Universitätsstadt. Die Zahl der Opfer betrug über 12 000. Die Stadt C a t a n i a, die neunzig Jahre vorher ebenfalls von Erdbeben heimgesucht und dabei von Messina unterstützt worden war, rebanchierte sich, indem sie im Verein mit den Malteserrittern Lebensmittel und Kleidungsstücke schickte. Die Not dauerte über ein Jahr, da alle Seidenfabriken zerstört waren, welche die Hauptquelle des Reichthums der Stadt gebildet hatten. König F e r d i n a n d gewährte Steuerfreiheit auf zwanzig Jahre und schuf am 5. September 1784 den Freihafen. Infolge des Unglücks zog die Bevölkerung von den Höhen zum Strande, wo sie zunächst in Baracken wohnte.

Über das E r d b e b e n v o n 1783 berichtet bekanntlich auch G o e t h e in seiner „Italienischen Reise“. Am 8. Mai 1787, also vier Jahre nach dem Unglück, gelangte er von Taormina aus nach M e s s i n a und empfing sofort „beim Eintritt den fürchterlichsten Begriff einer zerstörten Stadt“.

Donnerstag den 10. Mai berichtet er von dem unseligen Messina: „Einzig unangenehm ist der Anblick der sogenannten P a l a z z a t a, einer sichelförmigen Reihe von wahrhaften Palästen, die wohl in der Länge einer Viertelstunde die Reede einschließen und bezeichnen. Alles waren s t e i n e r n e, vierstöckige Gebäude, von welchen mehrere Vorderseiten bis aufs Hauptgesims noch v ö l l i g s t e h e n, andere bis auf den dritten, zweiten, ersten Stock heruntergebrochen sind, so daß diese ehemalige Prachtreihe nun aufs widerlichste zahn-  
lückig erscheint und auch durchlöchert; denn der blaue Himmel schaut beinahe durch alle Fenster. Die i n n e r n e n e i g e n t l i c h e n W o h n u n g e n s i n d s ä m t l i c h z u s a m m e n g e s t ü r z t. An diesem seltsamen Phänomen ist Ursache, daß, nach der von

Reichen begonnenen architektonischen Prachtanlage, weniger begüterte Nachbarn mit dem Scheine wetteifernd, ihre alten, aus größeren und kleineren Flußgeschieben und vielem Kalk zusammengekneten Häuser hinter neuen, aus Quaderstücken aufgeführten Vorderseiten versteckten. Jenes an sich schon unsichere Gefüge mußte, von der ungeheuren Erschütterung aufgelöst und zerbröckelt, zusammenstürzen . . . Daß jene aus Mangel naher Bruchsteine so schlechte Bauart hauptsächlich schuld an dem völligen Ruin der Stadt gewesen, zeigt die Beharrlichkeitsolider Gebäude. Der Jesuiten Kollegium und Kirche, von tüchtigen Quadern aufgeführt, stehen noch unverlezt in ihrer anfänglichen Lichtigkeit. Dem sei aber, wie ihm wolle, Messinas Anblick ist äußerst verdrießlich und erinnert an die Urzeiten, wo Sikaner und Sifuler diesen unruhigen Erdboden verließen und die westliche Küste Siziliens bebauten.“

Noch einen anderen Bericht aber aus dem Jahre 1783 selbst teilt die „Kleine Presse“ mit, der aus einem alten Buche stammt, das in Straßburg erschienen ist und sich betitelt: „Historische und geographische Beschreibung von Messina und Kalabrien und meteorologische Beobachtungen über das Erdbeben, welches diese Stadt und Landschaft den 5. Hornung 1783 verwüstet hat.“ Es heißt da u. a.:

„Neapel vom 15. Hornung 1783. Die Neapolitanische Fregatte S. Dorothea brachte gestern die betrübstesten Nachrichten von dem Unglück der Stadt Messina.

Den 5. ds. Mts. um 1 Uhr nachmittags, hat das fürchterlichste Erdbeben, das sich jemals ereignet hat (und dessen ebenso heftige als oft wiederholte Stöße noch bei der Abreise der Fregatte, drei Tage hernach fort dauerten) diese berühmte Stadt fast gänzlich zu Grunde gerichtet. Wirklich zeigt sich dem Auge nur ein Haufen von Trümmern, unter welchen eine große Anzahl der Einwohner, die

man vorderhand auf zwölf Tausend schätzt, begraben liegen. Der königliche und Erzbischöfliche Palast, das Lazarett, ein Teil der Zitadelle, die vornehmsten öffentlichen Gebäude, die meisten Kirchen, Klöster und Häuser, wie auch die ganze Palazzata, oder der halbe Mond von Palästen, die um den Hafen herum symmetrisch gebaut waren und die schönste Zierde dieser unglücklichen Stadt ausmachten, sind alle in den Abgrund verschlungen worden. Was das Erdbeben verschont hatte, wurde vom Feuer verzehrt, welches man den 5. und folgenden Tag nicht zu löschen vermochte.

Messina und seine umliegende Gegend hat nicht allein die Verwüstungen dieser schrecklichen Erschütterung erfahren; auch auf das gegenseitige Ufer der Meerenge hat sie sich erstreckt und gleiche Verwüstung angerichtet. Die Städte Reggio, Palmi, Bagnara, Oppido und viele andere Orte des jenseitigen Kalabrien, besonders Scilla, Catanzaro und Monteleone haben das nämliche Schicksal erfahren. Man kann die Anzahl der vielen tausend Menschen, die unter den Trümmern begraben worden sind, noch nicht genau bestimmen.

Sogar bis Neapel hat man eine Bewegung gespürt; sie war aber so schwach, daß kaum der achte Teil der Einwohner sie bemerken konnte.

. . . Schon zählt man unter den Toten in Messina den H. Bretel, holländischen Konsul, den reichsten Hamburger dieser Stadt (also ein ganz ähnlicher Fall wie 1908!); in Scilla den Prinzen dieses Namens, der erstoff, da er sich in einer Barke retten wollte, die aber von einem Felsen zertrümmert wurde.“

Im weiteren lasse ich die aus meiner Feder stammenden Berichte folgen.

## Von Rom nach Palermo.

An Bord der Solinunto, 30./31. Dezember 1908.

Aufregung auf dem Postamt in Rom, gesteigerte Aufregung auf dem Bahnhof, Chaos im Schnellzug nach Neapel. Fast nur olivenfarbige, schwarzbraune Menschen keilten sich in fürchterlicher Enge. Kalabreser und Sizilianer waren es, die nach der Heimat strebten, um sich vom Schicksal ihrer Verwandten zu überzeugen. Angst in den Augen und im verzerrten Mund, der aber nicht still steht, denn der Süddaliener muß seine Angst ausklagen. Ein Offizier in Zivil sitzt mir gegenüber und spricht von dem Heldentum der Soldaten, von denen jetzt wieder alles erwartet wird. Mit Bitterkeit sagt er: „Jetzt wird die Armee gefeiert, aber die vom Unglück betroffenen Autochthonen, die jetzt keine Hand rühren, kennen im Glück keine Dankbarkeit, und kommt das Manöver, so geben sie ihren Helfern nicht einmal ein Glas Wasser. Und was noch schlimmer ist, sie wählen antimilitaristische Abgeordnete.“ Der Offizier hat recht. Seine Ansicht stimmt mit den Beobachtungen überein, die ich 1905 während des Erdbebenschreckens in Kalabrien machte.

Unterdessen wurde der graue Himmel schwarz, auch er schien zu trauern ob dem unfassbaren nationalen Unglück. In Neapel weinte er sogar schmutzige Regentropfen. Das erste war, mich an amtlicher Stelle nach Beförderungsmitteln umzusehen, die mich dem Zentrum der Katastrophe nähern sollten. Wohin ich aber kam, schien alles außer Rand und Band. Konfusion auf der ganzen Linie. In einem Dampfschiffahrtsbureau (italienisch) hatte sogar ein höherer Beamter einen gelinden Tobsuchtsanfall. Es dauerte lange, bis ich mich endlich überzeugte, daß für Private die Fahrt nach Messina ausgeschlossen sei, falls man nicht Zufallsglück hatte. Zudem nahm mich die Suche nach den deutschen Geretteten aus Messina so in Anspruch, daß ich die Gelegenheit veräumte, den

Norddeutschen Lloyd-Dampfer „Therapia“ zu nehmen. Als ich auf ihn aufmerksam gemacht wurde, war es zu spät. Zwei Stunden nach der Abfahrt! Achtzig Verwundete deutscher Nation sollten dem „Don Marzio“ zufolge aus Messina angekommen sein. Im deutschen Hospital liegt aber, wie mir Schwester Adele sagt, nur eine Dame, die Frau des deutschen Pfarrers. Sie dürfte kaum aufkommen. In einem anderen Hospital liegt Herr B o g e l s a n g, der seine ganze Familie verlor. Die Frage nach den übrigen beantworten die Landsleute, die ich angehe, mit Achselzucken: „Nichts herauszubringen, alle geisteswirr, nichts am Leibe. Wird lange dauern, bis sie imstande sind zu sprechen!“ Ich treffe den Vertreter des Norddeutschen Lloyd. Er ist stolz auf den Kapitän der „Therapia“, der gestern auf der Fahrt nach Konstantinopel in Messina auf eigene Initiative stoppte und soviel wie möglich an Bord nahm, was krank und elend war, um es nach Neapel zu bringen. Dort erfuhr man erst auf großem Umwege von dem Routenwechsel der „Therapia“. Das russische Kriegsschiff „Makarow“ telegraphierte die Nachricht nach Malta, von dort ging sie nach Bremen, und Bremen drahtete zur Gollstadt. „Und was sagte der brave Kapitän?“ Die Antwort lautet: „Die Wirklichkeit in Messina ist schlimmer als die schlimmsten Zeitungsmeldungen!“ Auf der Redaktion des „Mattino“ wird mir das bestätigt und hinzugefügt, daß einige Deutsche von Messina die Zahl der Opfer auf 110 000 (!) schätzen. Auch die Kollegen des „Mattino“ loben die Soldaten, die sich bei dem Transport der nach und nach eintreffenden Verwundeten als zarte Pfleger erwiesen.

Gegen Abend ging's zum Hafen. B e l a g e r u n g s z u s t a n d oder Krieg schien dort zu herrschen. Auf dem kurzen Weg vom Hafenspalast bis zum Dampfer, der sonst die Fahrt nach Tunis macht, Spaliere von Zollsoldaten, Matrosen, Infanteristen, Karabinieri. Überall wird man angehalten, ausgefragt. Soweit das Auge reicht, sieht man auf den Kais nur Soldaten und Gendarmen! Auf dem Schiffe dreht sich natürlich die Unterhaltung nur um die Katastrophe.



Ein Leutnant, der Augenzeugen gesprochen hat, sagt, das merkwürdigste sei, daß Messina, vom Meer aus gesehen, kaum verändert scheine, da von den Häusern der berühmten Palaststraße (palazzata) festsamerweise die Fassaden stehen geblieben seien. Augenzeugen! Die ersten Berichte von solchen bringt die Presse Neapels. Zunächst handelt es sich um zwei Reisende, die in der Nacht vom 27. auf den 28. Dezember mit der Eisenbahn von Neapel in der Richtung nach Reggio fuhrten. Der eine erzählt:

In Tropea sind wir alle um 5 Uhr 45 Min. durch eine plötzliche Bewegung geweckt worden. Zuerst legte man der Störung keinen großen Wert bei, aber bald gaben herzzerreißende Schreie, die durch die finstere Regennacht drangen, Aufklärung. Der Zug schlich bis Palmi, etwa 40 km vor Reggio. Es zeigt sich der fahle Schein der Dämmerung. Wir sehen, daß die meisten Häuser der Stadt zerstört sind. Aus den Trümmern ertönen Jammerrufe und Seufzer. Vierzig Soldaten irren umher, um zu helfen. Aber es sind zu wenige. Einer von ihnen will eine Frau mit zwei Kindern retten. Eine Mauer fällt um und erschlägt ihn. Unterdessen schickt der Bahnhofsinspektor eine Maschine zur Rekognoszierung aus. Diese kommt nach zwei Stunden zurück, und wir fahren nach Bagnara weiter. Die Ortschaften, die wir auf der Fahrt passieren, sind mehr oder weniger Ruinen, Seminara ist zerstört und Bagnara existiert nicht mehr. Ein Karabinieri-Feldwebel mit zwei Untergebenen sucht zu retten, unterstützt von einigen überlebenden Bürgern. Wir zählen im Ru 58 Tote. Plötzlich sehen wir zwei Torpedoboote am Horizont. Sie nähern sich. Die geretteten Einwohner eilen zum Strande und werfen sich auf die Knie. Zwei Offiziere steigen aus und fragen nach dem Telegraphenamte. Es funktioniert nicht mehr. Sie sagen aus, daß Messina und Reggio fast ganz vernichtet sind. In der Richtung von Messina erheben sich Rauchwolken. Die Stadt brennt. Auch die Ruinen von Bagnara beginnen zu brennen.

Wenn Palini ein Rätsel war, so bot sich Bagnara als den Gipfel des Unbegreiflichen, als einen Haufen von Ruinen. Wir laufen zum Strande und wollen mit Barken nach Sizilien. Aber wir können den Schiffern hundert, zweihundert Lire bieten, sie schütteln stumm den Kopf. Sie sind betäubt, sie verstehen gar nicht, was wir wollen. Zwei unserer Mitreisenden wollen zu Fuß weiter. Nachdem sie einen Kilometer gegangen sind, stehen sie vor einem Abgrund; die Landstraße war auch einmal.

Über diese Vernichtung der Landstraße habe ich schon telegraphiert. General M a r a z z i befindet sich schon über vierundzwanzig Stunden 30 km nördlich von Reggio, ohne einen Schritt weiter zu kommen. Zu Lande verwehren es ihm die Erdbeben, und zu Wasser bietet sich keine Möglichkeit. Der Kommandant des Torpedoboots „Spiga“ telegraphiert, es scheine, die Spitze des italienischen Stiefels sei mit einem Beil senkrecht abgehauen worden. Die so erschwerte Landung wird noch durch die hochgehende See erschwert. Zu alledem kommt, daß das Erdbeben den Untergrund der Meerenge verändert hat. Die „Therapia“ nahm von Neapel einen Inspektor des Lloyd mit, der Untersuchungen anstellen soll, inwieweit die Veränderung die Großschiffahrt bedroht.

### Das tote Messina.

Palermo, 31. Dezember 1908.

Aus Holbeins „Totentanz“, aus Bußpsalmen, aus Schillers Wort von den Elementen, die das Gebild der Menschenhand hassen, webte sich mir auf der Fahrt nach dem sizilischen Eiland eine makabre Symphonie zusammen, die mein geistiges Ohr stetig umsummte. Ich kannte sie sehr gut, die beiden so jäh Dahingegangenen: Reggio, die lachendste Stadt Italiens, die Königin Kalabriens, und Messina, la regina del Faro, die Königin der Meerenge. Zuletzt

schaute ich sie, zwei Jahre sind's her, im Sommerglanz, wo die Farbenpracht des Baum- und Waldschmucks am reichsten, das Blau des Meeres am tiefsten ist und das Sonnenlicht rosigen Schimmer zeigt. Und durchduftet waren die beiden Stadtperlen von den Gärten, wo Ricinus, Palmen, Opuntien, Orangen, Zitronen, Rosen und hundertertelei andere Blumen um den Preis der Schönheit stritten. Nie vergessen werde ich auch die abendliche Fahrt auf dem Fährboot, als der Atna in blassem Purpurmantel huldvollst herabschaute und sein altes Herz an der Schönheit dort unten labte. Welch schöne Lage hatte Messina, die amphitheatralisch von duftigblauen Höhen und grünen Wäldern gekrönte Stadt! Dabei war sie regelmäßig gebaut in Form eines Parallelogramms und trotz der Regelmäßigkeit schön. Dazu hatte sie Straßen, die mit denen von Catania wetteifern konnten, so die Palazzata, ihr parallel den Corso Garibaldi, der den Mittelpunkt abgab für den eleganten Verkehr. Auch die Brunnen der Stadt waren berühmt. Und nun erst das Hafensbild und die malerischen Spazierwege um die Stadt herum, die reizvolle Blicke auf die kalabrische Küste gewährten! Und heute? Alles verfunken. Der Fluch des unsicheren Bodens.

Skeptiker würden sich wohl damit trösten, daß sich Städte wie Menschen an alles gewöhnen. Wahr ist freilich: Messina ist reich an Prüfungen gewesen, das erzählt uns schon seine Geschichte. Griechen aus Rhymae oder Naxos gründeten Zankle, die Sichelstadt, die schon früh so bedeutend war, auch als Hafen-Vollwerk und Emporium, daß sie den Neid der Nachbarn weckte. 493 v. Chr. begann daher ihre Leidenszeit, als der Tyrann von Rhegium, Anaxilas, sie mit Gewalt einnahm und nach seiner ursprünglichen Heimat Messena nannte. 405 wurde sie Zankapfel zwischen dem Karthager Himilko und Dionysius von Syrakus, und der erstere zerstörte sie, um dem Gegner einen Stützpunkt zu rauben; 310 v. Chr. trat gegen sie als Zerstörer Agathokles von Syrakus auf. Nach dessen Tode kam neuer Graus. Die kampanische Besatzung der Marsjöhne

(Mamertiner) vertrieb die Bürger, raubte deren Frauen und begründete eine eigene Herrschaft. Als diese ins Wanken geriet, riefen sie, wie bekannt, die Römer gegen die Karthager zu Hilfe und veranlaßten so den Ausbruch des zweiten punischen Krieges. Die Römer nahmen 264 von der Stadt Besitz, die nun 230 Jahre lang in Ruhe blieb. Aber 35 v. Chr. erschien Octavian und bestrafte sie dafür, daß sie Pompejus Schutz und Schirm gewährt hatte. Eine fast neunhundertjährige Periode des Friedens folgte nun, bis Messina 831 von den Sarazenen verheert wurde; 965 kam der Fatimide Achmed, nachdem er in einer Seeschlacht in der Meerenge die Flotte der Ostländer vernichtet hatte. 1190 waren es die frommen Kreuzfahrer unter Richard Löwenherz, die ihre Gottseligkeit durch Plünderungswut und Zerstörungslust bewiesen. Das größte Leid erfuhr die Stadt aber zur Zeit Ludwigs XIV. Zwei Parteien, die „Merli“ (Adligen) stritten mit der Plebs (Malvezzi). (Ein Schneider hatte die Merli durch ein Bild verspottet, worauf die Fehde aufgeflammt war). Gegen den reaktionären spanischen Vizekönig Gonzaga rief das Volk den Sonnenkönig zu Hilfe. Er schickte auch eine Flotte, zog sie aber nach vier Jahren (1678) wieder zurück. Die der spanischen Grausamkeit überlassenen Bürger wanderten darauf in der Mehrzahl nach der Provence aus, und die Einwohnerzahl sank von 120 000 auf 15 000. Kaum hatte sich das vielgeprüfte Gemeinwesen wieder erholt, so half die böse Natur dem Zerstörungswerk der Menschen nach. Die Pest forderte 1743 40 000 Opfer, und vierzig Jahre später kam das große Erdbeben, das die Stadt vernichtete. Die Menschen schufen dann wieder Ungemach, indem sie als Vertreter der neapolitanischen Ordnung die Messinesen, die sich 1847 freigemacht hatten, 1848 durch Bombardement zur Raison brachten. Dann setzte die Natur wieder ein: 1854 mit der Cholera (10 000 Opfer), 1887 nochmals mit dieser Krankheit, 1894 mit dem Erdbeben und schließlich jetzt mit der dreifachen Katastrophe der entfeesselten Elemente Erde, Wasser und Feuer.

Messina war einmal. Manche Kunstliebhaber erschauern oft, wenn sie sich vorstellen, die italienischen Weihstätten der Kunst könnten einmal bedroht sein. Nun, Messina war keine Kunststadt ersten Ranges. Aber sie war doch auch mit der Kunst verknüpft und darum vielen wert. In ihr starb Antonello da Messina, der meist in Venedig schuf und flandrische Kunst und Öltechnik nach Italien verpflanzte (1493); in ihr befand sich das Grab Caravaggios, des großen Naturalisten, den erst die moderne Zeit wieder gegen die Verlästerung durch frühere Kunstbrahminen in Schutz nimmt. Auch sein Schüler Mario Menitti (gest. 1640) fand in Messina seine letzte Ruhestätte. Selbst der Kunst Michelangelos begegneten wir hier in seinem Schüler Montorsoli aus Florenz. Und dann der Dom! Er war normannischen Ursprungs und ein großartiges Monument, das die vandalischen Restaurationen von acht Jahrhunderten nicht zu zerstören vermocht hatten. Noch leuchteten bis auf die letzten Tage die alten herrlichen Mosaiken, der polychrome Marmor, die phantasiereichen Basreliefs! Noch ragten die sechsundzwanzig Granitsäulen, die dem antiken Neptunstempel entstammten, der am Strande gestanden. Und vor dem Dom der herrliche Brunnen Montorsolis, der den Ruhm des mythologischen Stifters der Stadt, Orion, pries, und die Reiterstatue Karls III., welche die Spanier 1678 aus der größten Glocke der verwüsteten Stadt gießen ließen. Auch um andere, kleinere Kirchen schmerzt uns der Verlust Messinas, namentlich um S. Andrea, wo Caravaggios „Ecce Homo“, und um San Niccolo, wo das Antonello-Prachtbild „St. Nikolaus in der Glorie“ hing. Von demselben Meister besaß das Museo Civico auch das fünfteilige Altarwerk zu Ehren des hl. Gregor.

Messina war einmal! Wie die alten Römer über eine zerstörte Stadt den Pflug führten und Salz streuten, so wird wohl unsere hygienische Zeit, um dem Ausbruch einer Epidemie zu steuern, ungelöschten Kalk über Messinas Weichbild ausgießen. Was sind die Trümmer von Pompeji gegen ein solches Bild des Jammers!

### Das tote Reggio Calabria.

„So wandert er am leichten Stabe  
Aus Rhegium, des Gottes voll!“

Auch Reggio war. Die Stadt des Ibykus! Unbergeßlich wird jedem Reisenden der Anblick dieser Stadt sein, der sie, von Norden kommend, sah, nachdem er die an Weinbergen und Olivenhainen reiche Gegend von Villa San Giovanni passiert hatte. Wie thronte sie vornehm und doch zart lieblich über dem tiefblauen Meere, auf ein grünes Samtkissen gelagert, dessen oberes Ende Buchen- und Eichenwälder säumten. Freilich war das heutige Reggio nicht das Rhegion, das der Tyrann Anaxilas gekannt und beherrscht hatte, auch nicht das Rhegium Julii, das Julius Cäsar wieder aufbauen ließ, nachdem er Pompejus aus Sizilien vertrieben hatte, das Rhegium Julii, wo des Augustus einzige Tochter, die schöne Julia, im selbstverschuldeten Exil starb. Aber auch Rhegium hatte des Schicksals Wechsel oft erfahren, nicht minder oft als sein schönes Gegenüber ward es im Laufe der Jahrhunderte zerstört. Schon vor den Perserkriegen hatte die Stadt, die das Alter von 2652 Jahren erreicht hat, eine große Blüte, die von dem Schüler des Pythagoras, dem Gesetzgeber Carondas gefördert wurde. Sie konnte 3000 Bürger zur Hilfe nach Tarent schicken und besaß zur Zeit des Dionys von Syrakus achtzig Kriegsschiffe. Die Periode der Zerstörung begann 280 v. Chr., als nach der Schlacht von Heraclea zwischen Pyrrhus und den Römern kampanische Söldner Rhegion einnahmen und zu der Hauptstadt ihres Brigantenstaats machten, der ganz Großgriechenland auffaugen wollte. Dann nahmen die Römer die Stadt ein, die sie 205 züchtigten, weil sie wieder abgefallen war. Mittlerweile hatte vor dem marfischen Krieg auch ein Erdbeben Schaden angerichtet. Mehrere Jahrhunderte Schonzeit kamen als Intermezzo. Aber 410 erschien Marich. Er zerstörte gründlich. Die Tempel der Isis, der Diana, des Serapis und das Prytaneum fielen ihm zum Opfer. Es war seine letzte Arbeit. In der Nähe

von Rhegium fand er seinen Tod. \*) Marichs Rivale in Zerstörungsoperationen war 549 Totilas. Dann ward die Stadt wieder vergessen, bis sie die Sarazenen 918, die Pisaner nach 1000, die Normannen unter Roger und Robert Guiscard 1060 zur blutigen Arbeit verlockte. Was sie ungetan gelassen, vollendete 1210 Friedrich II., der Hohenstaufe, und ihm folgte 1282 Peter von Aragonien, der die Anjou's verjagte. Dreihundert Jahre Pause. Dann setzten die Sarazenen oder die Türken ein, 1519 Barbarera, 1542 und 1558 Barbarossa und 1594 der kalabresische Renegat Hassan Cicala, der 20 000 Bürger als Sklaven fortzuschleppte. Den Menschen folgten dann die bösen vulkanischen Gewalten, welche die E r d b e b e n von 1783, 1894, 1908 schickten.

Die Stadt hat zu existieren aufgehört. Wo sind ihre Gärten voll balsamischen Dufts, wo ihre Paläste, deren Balkone und Fenster die Reisebücher rühmten, weil sie aus dem „schönsten Architekturstein der Welt“, dem Syrakusaner Sandstein, geschnitzt waren? Und wer wird noch vom Hafendamm Reggios aus das Schauspiel der Fata Morgana \*\*) genießen, die es so berühmt gemacht? An lauen Sommermorgen sah man so die ganze gegenüberliegende Küste von Sizilien in der Luft gespiegelt mit ihren Kastellen, Kirchtürmen, Schiffen. Mit dem Dom aber sinkt eine Erinnerung an die A p o s t e l dahin. An seiner Fassade war die Stelle der Apostelgeschichte eingemeißelt: „Da wir umschifften, kamen wir nach Rhegium.“ Der Apostel P a u l u s war's mit seinen Genossen. Im Dom war auch die Paulskapelle mit der Säule, die der Apostel

\*) Vgl. Platens: „Nächtlich am Busento rauschen.“

\*\*) „Manchmal, wenn in den Tagen des glühenden Sommers die untern Schichten der Luft durchglüht bei völliger Stille des Windes Wenige Zoll hoch zittern, und Strahlen von oberen Schichten Dann in die andern dringen, und nun gebrochen, gebogen Plötzlich den Boden entfernen, erblickt man staunend Ruinen, Schlösser, Paläste als luftige Bilder der Fata Morgana.“

nach der Legende wunderbarer Weise in Feuer einhüllte, als die Heiden der Diana opferten. Übrigens hat auch Messina ein Andenken an den Apostel Paulus verloren, die Statue der „Muttergottes vom Brief“ (Madonna della Lettera), der Hauptpatronin der Stadt. (Der byzantinische Gelehrte Konstantin Laslari (1434 bis 1501) hatte einen Brief „entdeckt“, den die Gottesmutter an die Messinesen geschickt und den Sanct Paulus aus dem Hebräischen ins Griechische übersetzt hatte.)

Noch eines andern Apostels Name war mit Reggio verknüpft, der Garibaldi's. Ihm zu Ehren hatte man, wie schon erwähnt, eine schöne Straße Corso Garibaldi genannt, in der auch sein Standbild stand. Über der Stadt ragt der Bergriesen Aspromonte, dessen mit Tannendickicht bestandener Gipfel fast unzugänglich ist. Auf ihm ward der italienische Freiheitsheld am 29. Juni 1862 von General Pallavicini gefangen genommen. Der Held „zweier Welten“, der auf Rom losmarschieren wollte, hatte vergebens Blutvergießen vermeiden wollen, einer seiner Freischärler trotzte und schoß gegen das Verbot auf die italienischen Brüder, worauf diese antworteten.

Bei dem Bauernvolk der Umgegend ist jedoch nicht mehr Garibaldi der Held des Aspromonte, sondern der letzte Brigant Kalabriens, *Musolino*, gegen den vor sieben Jahren die italienische Regierung eine kleine Armee aufbieten mußte.

Palermo, 31. Dezember 1908.

Im Hafen herrscht lebhaftes Treiben. Derjenige, der nichts von der Katastrophe weiß, würde durch nichts aufmerksam gemacht. Doch aus einem Dampfer quillt jetzt ein „Zug der Vertriebenen“ hervor, wie ihn Hermann im Goetheschen Epos wohl auch nicht schauerlicher sah. Der Himmel, der sich erheitert hat, kontrastiert grell mit den Leidensmienen der Gequälten, die von Karabinieri



geführt, langsam zwei und zwei daherschleichen. Viele sind leicht verwundet. Es ist unnütz, mit ihnen zu reden; sie sind verstört, gänzlich teilnahmslos, Automaten. In der Stadt selbst stehen die Frauen auf den Balkonen, um nach Neuigkeiten, nach ankommenden Flüchtlingen zu spähen. Die Läden sind halb geschlossen und tragen über den Schaufenstern breite Florbänder mit der gedruckten Aufschrift: „Lutto siciliano“ (Sizilianische Trauer). Auch der Berufsmensch in mir trauert. Voller Ungeduld strebe ich nach Messina, ungeduldig möchte ich auch telegraphieren, aber die Regierung hat den Draht monopolisiert; die Depeschen werden mit der Post geschickt. Ich fahre zur Station. Sie ist verödet. Der Stationsvorsteher weist mich an einen höheren Polizisten. Als Antwort wurde mir: „Um nach Messina zu kommen, brauchen Sie einen Erlaubnisschein des Präfekten. Der einzige Weg ist über Catania; denn die Linie der Nordküste ist fünfzehn Kilometer vor Messina zerstört. Privatreisende werden auch über Catania nicht befördert. Aber vielleicht werden die Journalisten als Amtspersonen betrachtet.“ Und so saß ich fest; denn der einzige Tageszug geht nur morgens um halb neun. Also ein Tag verloren.

Palermo, 1. Januar 1909.

Gestern Nachmittag setzte der Plagregen wieder über ganz Sizilien ein, wodurch das Rettungswerk in Messina nicht gerade gefördert wird. Die Trauerkundgebungen nehmen hier zu, die Straßenwände bedecken sich mit Aufrufen, aus den Fenstern hängen umflorte Fahnen halbmaß. Die Zeitungen bringen kaum neue Nachrichten und meist nur neben Klagen über den geringen Depeschverkehr, Erzählungen von Augenzeugen. Interessant ist darunter der Bericht eines Geschäftreisenden aus Trient, der in Reggio dienstlich zu tun hatte, aber am Abend des 27. Dezember, um sich zu amüsieren, nach Messina gekommen war. Hier hatte er die

ganze Nacht durchgeschwärmt und ging um halb fünf Uhr zum Hafen, um die erste Fahrt des Ferry-Bootes zu benutzen. Als er, der Abfahrt gewärtig, sich über das Geländer lehnte, wurde das Boot vom Meer in die Höhe gehoben:

Das Land, mit dem wir noch durch das Tau verbunden waren, zitterte; wir hörten Häuser einstürzen und wurden dann gegen die Mauer geschleudert. Ich zog Pelz, Rock und Hut aus, um mich ins Wasser zu stürzen. Aber dieses wich zurück, und ein Abgrund trennte uns vom Lande, dann schleuderten Riesenwellen das Boot landeinwärts, und ich kugelte auf das feste Land, während die Eisenbahnwagen auf der Fähre übereinander geworfen wurden. Rasend vor Angst lief ich zur Station, die aber fast ganz zerstört war. Eine Türe steht noch; auf ihr steht: „Stationsvorsteher“. Ich dringe ein, falle und greife mit den Händen in eine Lache von Blut und Gehirnmasse. Eine schreckliche Vision! Ich lag auf Leichen, denen die Köpfe zerschmettert waren. Zuerst war ich gelähmt, dann erwache ich und renne wie ein Besessener davon. Ich stoße auf einen jungen Mann, der eine Leiche an den Füßen aus dem Schutt zieht und dabei gräßlich „Vater, Vater!“ schreit. Endlich hat er den Toten geborgen, als er ihn aber als tot erkennt, stürzt er sich mit dem Kopfe gegen die nächste Mauer, um sich selbst zu morden. Ich suche ihn daran zu hindern; unmöglich, im nächsten Augenblicke hat der Wahnsinnige sein Ziel erreicht. Darob fliehe ich dem Meer entgegen; denn dort winkte Rettung, weil die Stadt nicht mehr existierte. Leute begegneten mir, wimmernde Mlagemenschen und Verbrecher, d. h. Leute aus Gefindelkreisen, welche die Überlebenden beraubten. Mir nahmen sie Uhr und Kette. Dabei riefen sie: „Wir haben alles verloren, die ganze Familie, gebt uns Geld, gebt uns irgend etwas, wir müssen leben!“ Vielleicht waren auch diese Unglücklichen wahnsinnig. Doch nur wenige Hunderte von Menschen sah ich, so daß ich mich überzeugte, daß vier Fünftel der Einwohnerschaft zu Grunde gegangen sein mußten. Bald war ich am Ferry-Boot. Für zehn Lire

mietete ich einige Matrosen, die mich zu ihm ruderten. So konnte ich mir Rock und Pelz holen. Wie ich nach der Station zurückkehrte, werde ich wieder von Gefindel angehalten, das mir zwanzig Lire abnimmt.

Dem Reisenden gelang es dann, auf dem Umweg über Catania nach Palermo zu kommen, wo er aber vergebens ein Schiff suchte, das ihn nach Reggio brächte, wo er noch seine Musterkoffer zu finden hoffte. Ein höherer Eisenbahnbeamter, der seine Rettung dem Umstande zuschreibt, daß er seine Familie für die Festzeit nach Messina hatte kommen lassen, weil er sonst im Hotel (alle Hotels sind, wie schon gemeldet, eingestürzt) geschlafen hätte, und dem es gelang, seine ganze Familie aus dem nur halb zerstörten Hause seines Schwagers zu retten, spricht auch von den wilden Plünderungsbanden, die die Eisenbahnstation ausraubten, ohne daß die Karabinieri dem wüsten Treiben Halt zu bieten vermochten. Ein dritter Augenzeuge rühmt den Heldennut einer Dienstmagd, die heimlich in ihr wankendes Haus zurückkehrte und Kleider holte, weil sie es nicht mit ansehen konnte, wie die halbnaekten Kinder ihrer Herrschaft im Regen froren.

Ein Blatt berichtet, daß gestern Rasi aus Trapani mit einer Hilfsexpedition in Palermo ankam und mit dem nächsten Zuge bis Rometta, dem jetzigen Endpunkt der Nordbahn, weiterreiste, um von dort nach Messina zu gehen. Die „Ora“ hat auch lange Beschreibungen von dem gefährlichen Zustand in dem ehemaligen Messina. Besonders werde das Rettungswerk durch die Telegraphen- und Telephondrähte erschwert, die sich auf den Trümmern zu Netzen und Schlingen verwandeln. Auch erzählt das Blatt von einer traurigen Szene im Gefängnisse, wo von dreihundert Gefangenen dreißig und von sechszehn Nonnen sieben gerettet wurden. Weil Lebensmittel fehlten, mußte der Direktor alle frei lassen.

Abgeordneter De F e l i c e, der Sozialist, der am 29. Dezember die von mir gemeldete Warmdepesche an Giolitti sandte, wurde

nach seiner Rückkehr aus Messina in Catania vom Korrespondenten der „Dra“ interviewt. Was er sagte, ist nicht besonders tröstlich. Er war vierundzwanzig Stunden in der „toten Stadt“ umhergeirrt, ohne viel helfen, aber auch ohne sich selbst stärken zu können. Als er nachts erschöpft zur Station kam, bettelte er vergebens um Brot und Wasser. Auch fehlte es an Sitzgelegenheiten: „Wir ließen uns auf die Erde nieder. Unterdessen wurde die Station von einer Menge Wahnsinniger erstürmt. Um Gotteswillen, schreiben, reden, schreien Sie doch in Ihrem Blatte, daß keiner mehr nach Messina reisen soll, sie stören nur! Man braucht Arbeiter mit Hacken, Spaten, Schaufeln und Freiwillige, die bereit sind, Verwundete zu transportieren. Die Züge, die mit Tausenden von Neugierigen ankommen, erschweren die Abreise der Verwundeten. Die Verwirrung ist gerade groß genug. Keiner soll mehr kommen, nur noch Arbeiter und Ärzte. Und was das Schlimmste ist, zu den Arbeitswilligen und Rettungseifrigen gesellt sich der Menschenschlamm, die Delinquenten, die aus den häuerlichen Gemeinden der Provinz wie Nasgeier herbeieilen. Sie werfen sich auf die Leichen und rauben sie aus, sie plündern und verwüsten die Läden. Dazu kommen die entsprungene Gefangenen. Sie stiften fast mehr Schaden als das Erdbeben. Unsere Freiwilligen zwingen sie aber mit dem Revolver in der Hand, den Raub herauszugeben, und überliefern sie selbst den Karabinieri. Messina ist im Zustand der völligen Anarchie. Es gibt keine Regierung, keine Polizei mehr. Der Präsekt ist zu Tode matt. Auch weiß man nicht, wer das Kommando hat. (Ganz wie in Kalabrien beim Erdbeben von 1905; Italiens Regierung lernt eben nie.) Die Karabinieri tun, was ihnen beliebt, das Militär tut, was es will, und die Polizei ist mit dem Tode des Polizeipräsekten verschwunden. Man braucht eine Eisenhand, ein Organisationstalent, in dessen Hand alles vereinigt ist.“

Das wird wohl wieder ein frommer Wunsch bleiben. Auch 1905 hatte man in Kalabrien in General L a m b e r t i einen Diktator

ernannt, aber er wurde bald durch parlamentarische Einflüsse beseitigt. Ebenso hatte man für Messina einen Diktator in der Person des römischen Korpskommandeurs ernannt. Gleich nach seiner Ankunft mußte er sich aber zurückziehen, weil der bisher franke Korpskommandant von Palermo, General *Mazza*, aus kollegialischer Eifersucht (?) sofort wieder gesund wurde und sich selbst als zuständig meldete. Dazu kommt, ganz wie 1905 in Kalabrien, der Umstand, daß die Zentralregierung am grünen Tisch in Rom auch über das Kleinste befragt sein will, wo doch schnelle Entscheidung an Ort und Stelle die Hauptsache wäre. Daher die Monopolisierung der Telegraphenleitungen, die von den Staatsdepeschen so belastet sind, daß Preß- und Privatdepeschen gar nicht befördert werden können. Daher auch die Kopfslosigkeit. Heute mittag versprach mir das Kabinett des Präfekten einen Paß für Messina und schrieb sogar das Formular; heute abend wurde mir gesagt, daß das Formular vom Präfekten nicht unterschrieben werden könne, da mittlerweile von Rom aus die Meldung eingelaufen sei, keinen Außenseiter mehr durchzulassen. Auf meine bescheidene Einrede, daß ich der Vertreter eines Blattes sei, das 1905 große Sammlungen für die Erdbebenopfer und seinerzeit auch für die Besuvopfer zustande gebracht habe, erhielt ich keine Antwort. Noch eins. Wiederum waren es deutsche Hoteliers, die hier in Palermo Flüchtlinge aus Messina kostenlos aufnahmen, während sizilianische Hotelbesitzer jedem die Aufnahme verweigerten, der kein Gepäck als Bürgschaft hatte. Und dabei schwelgen die Palermitaner in Manifesten, in Trauerfahnen und Trauerplakaten. Was mich betrifft, so reise ich morgen nach *Catania*, um zu sehen, ob der dortige Präfekt auch so wenig Verständnis für die Presse hat, daß er bei einem Journalisten, der seine Pflicht tun will, die Ausnahmegeetze buchstabengemäß anwendet, die gegen das Zufließen des Gefindels beliebt wurden. Übrigens hat der ausgiebige Platzregen die ganze Nacht konsequent ange dauert.

Catania, 1. Januar 1909.

Einen wahren Kampf um einen Platz im einzigen Schnellzug, der von Palermo zum Atna führt, mußte ich bestehen, denn alles strebt in die Nähe von Messina auf der Jagd nach vermißten Verwandten. Der Zug, der sonst für die Touristen dient (in normalen Zeiten hat er auch einen Speisewagen) war schon eine Stunde vor der Abfahrt überfüllt. Die sonst so schöne Strecke schien auch zu trauern. Schwere Regenwolken hingen am Himmel. An den Stationen verkrochen sich die Bauern in ihren charakteristischen Shawl; denn außer der Masse herrscht auch die Kälte auf der „sonnigen Insel“. An dem Knotenpunkt, wo die Bahn nach Girgenti abgeht, stieg ein Feldwebel des 83. Inf.-Regts. ein. Er war schmutzig, ohne Säbel, und sein Gesicht schien eine Mischung von Dummheit, Roheit und Geistesabwesenheit. Aufgeregt schimpfte er gegen seinen Obersten, der ihn als Deserteur behandeln wollte. „Aber nachdem ich meine Familie, die buchstäblich nackt war, gerettet hatte, mußte ich sie doch von Messina fort- und zu Verwandten in Sicherheit bringen. Mich Deserteur nennen, ich, der ich allein zwanzig Personen, darunter sogar einen alten Professor der Universität gerettet habe! Da hört doch alles auf! Ich werde mich beim Kriegsminister beschweren!“ Es gab kein Mittel, ihn zu beruhigen. „Ich habe seit dem 28. Dezember nicht geschlafen!“ Nur mit Mühe gab er Auskunft über seine Eindrücke. Er sagte nur, daß beim 83. Regiment von fünfhundert Mann zwanzig übriggeblieben seien. Dann wiederholte er mehrere Male: „Mein Säbel liegt unter den Trümmern!“ und kehrte dann zu seinem Obersten zurück. Als er hörte, daß ich nach Messina wolle, gestikulerte er heftig: „Die Linie ist unterbrochen. Ich habe in Girgenti nur ein Billet bis Taormina bekommen.“ Der Mann ist als Typ für viele bezeichnend. Das Unglück hat alle etwas größenwahnsinnig gemacht. Sie sind sozusagen stolz darauf, Zeuge der größten Katastrophe der Welt gewesen zu sein, und werden in dem Ton, wie Iphigenie sagt: „Ich bin

aus Tantalus' Geschlecht", noch ihren Kindeskindern stolz sagen: „Ich bin ein Überlebender aus Messina!" Ein Psychologe könnte hier bei den Sizilianern viel lernen.

Ich frage den Feldwebel nach den *P l i n d e r u n g s s z e n e n*. Er bestätigt sie. Schon um fünf Uhr nachmittags des ersten Tages habe eine große Menge die Zolldepots gestürmt und Tuchpakete, Bündel von Stockfischen, Likörflaschen usw. massenweise davongeschleppt. Neben mir sitzt ein aus Reggio Calabria stammender Karabinieri-Sergeant. Er ist ruhig, obgleich er seit fünf Tagen keine Nachricht über seine Familie hat. Ihn beschäftigt nur der Gedanke, wie er es möglich machen soll, von Catania aus zu seiner gewesenen Vaterstadt zurückzukehren. Vor fünf Wochen hätte er in Messina stationiert werden sollen; nun freut's ihn, daß daraus nichts wurde, sonst wäre er jetzt auch tot. Der Feldwebel stürzt sich unterdessen. Er frist hörbar. Als er satt ist, schweigt er. Und nun kommen die übrigen Insassen zu Wort. Für sie ist's ausgemacht, daß Messina nicht wieder aufgebaut, und daß *M i l a z z o* an der Nordküste Provinzialhauptstadt wird. Dann beschäftigt sie der Gedanke, was aus den Millionen wird, die in den Staatsbanken, Privatbanken, großen Geschäftshäusern an bar vorhanden waren. Darauf kommt *C a t a n i a* an die Reihe. Die Stadt ist überfüllt, es ist kein Logis zu haben. Und was wird aus den Flüchtlingen, die die Regierung doch nicht Monate lang füttern kann? Und wieder kommt das Thema der *R ä u b e r e i e n* an die Reihe. Ein Bürger sagt, bei einem Infanterie-Unteroffizier seien 16 000 Lire gefunden worden. Der Karabiniere braust auf, erhält aber die Antwort: „Auch unter der Uniform können Schurken sein. Vielleicht war es nur in diesem Augenblick ungeschickt, die Sache zu veröffentlichen; denn wir dürfen die Soldaten nicht ärgern, auf die wir jetzt angewiesen sind.“

In *C a s t r o G i o v a n n i* laden Artilleriesoldaten 30 000 Konservenbüchsen ein für Messina. Das Abfahrtsignal ertönt. Zum Glück wird der Stationschef darauf aufmerksam gemacht, daß

auf der eingeleisigen Strecke ein Zug sichtbar ist. Der Armste; auch er hat, wie alle Beamten, den Kopf verloren. Der Zug kommt, er ist vollgepfropft mit Flüchtlingen und Verwundeten. Grauenhafter Anblick! Ähnliche Züge treffen wir in Assoro, in Bicocca. Mit starker Verspätung kommen wir in Catania an. Der Bahnhof ist gestopft voll von Messinesen, die ihre Angehörigen erwarten. Ist das ein Jubel, ein Umarmen, ein Küssen! Auch vor dem Bahnhof, wo Rot und Schmutzlachen liegen, steht eine ungeheuere Menge von Neugierigen. Und über dieser Aufregung ragt ruhig der Atna im schneeigen Unschuldskleid. Er ist heute Nichtraucher. Im Hotel angekommen, sehe ich, wie eine vornehme verwundete Dame aus Messina die Treppe hinuntergetragen wird. Mein Kellner vergift mich darob. Erst nach dreimaligem Antus kommt er zu sich und nun lamentiert er über die grauenhafte Katastrophe und über den König, der sich täglich nur zehn Minuten lang nach Messina begeben. Ich will dem Mann nicht widersprechen. Die unabhängige Presse weiß nicht genug die Energie des Königs zu preisen, der selbst die Rettungsarbeiten dirigiert. Mein erster Gang ist zum Präfecten. Ich treffe einen römischen Kollegen, der darüber klagt, daß alle Telegramme liegen bleiben. Er gibt mir einen Kollegen aus Catania mit, durch dessen Hilfe ich die Erlaubnis zum Besuche Messinas erhalte. Das erregt den Neid vieler Bürger im Borsaal, die auf einen Anschlag zeigen, der besagt, daß auf Befehl des Ministeriums niemand mehr nach der verschwundenen Stadt reisen dürfe. Jetzt habe ich auch draußen Muße, mir das Stadtbild anzusehen. Die Straßen sind gefüllt, überall bilden sich Gruppen um Messinesen mit verbundenen Köpfen, an allen Läden prangen Plakate in Riesenlettern: „Nationaltrauer“, an allen Ecken leuchten Manifeste, Edikte, darunter eines besagend, daß die Bürgerschaft ruhig sein solle, denn von gestern drei bis heute früh um neun Uhr sei in Catania nur ein leichter Erdstoß wahrgenommen worden. Beim Weitergehen stellt mir der Kollege den Abgeordneten Carnazza vor, der mich deutsch



anspricht und erklärt, zu meiner Verfügung zu sein, gleich darauf aber sagt, Telegraphieren wäre für mich wohl undenkbar; auch die Briefe erlitten unglaubliche Verspätungen.

Nach und nach sammle ich Nachrichten über die Zustände in Messina. Der Mangel an Lebensmitteln ist grauenhaft. Man kann sie nicht ausladen, weil die Schiffer streiken. Erst um elf Uhr abends des 30. Dezember konnte man ein Depot an der verschwundenen Fährbootbrücke zustande bringen und gestern langsam mit der Verteilung beginnen. Am meisten drückt der Wassermangel. Dann fehlt es an Tragbahren. Und erst gestern begann man mit der Beerdigung der geborgenen Leichen. Auch konnte man die Telegraphenverbindung erst gestern wiederherstellen und zwar mit einem einzigen Apparat, der einen Kilometer vom Bahnhof im Freien steht. Und dabei regnet es in Strömen; die Ärzte müssen im Freien verbinden, da nur wenige Baracken errichtet werden konnten. Der Zustand der Bevölkerung, die noch an Ort und Stelle ist, hat sich verschlimmert, dem moralischen Starrkrampf der ersten Tage folgt jetzt die von Hunger und Durst genährte Wut. Die Unglücklichen fluchen, was das Zeug halten will; alle wollen auf einen Dampfer geführt werden, damit sie wenigstens trocken werden. Einige drohen sogar, sich ins Meer zu stürzen, wenn man ihnen nicht helfe. Die Barkenführer aber sind durch das Unglück so störrisch geworden — vielleicht haben sie auch abergläubische Furcht vor dem Meere —, daß sie selbst gegen die höchsten Angebote nicht fahren wollen. Ein armer Familienwater mit fünf halbnaekten Kindern warf in der Wut seine einzige Habe, ein Bündel Wäsche ins Meer, als er keinen Schiffer bestimmen konnte, ihn zu einem Schiff zu bringen. Allgemein wird der Rettungseifer der russischen Matrosen gelobt, von denen sieben verunglückten. Man hält sie den italienischen Soldaten als Beispiel vor, aber diese haben in Messina Befehl, sich nicht eher zu rühren, als bis der Generalstab in Rom — (!) den Operationsplan ausgearbeitet und das Stadtgebiet in Zonen eingeteilt

hat. Die Plünderungen dauern an, überall hört man Revolver-schüsse. Auch die Stadtpolizisten, die sich vier Tage lang nicht sehen ließen, schießen wie verrückt auf die herrenlosen Hunde, die alle als wutverdächtig erklärt worden sind. Dabei steigt die Panik, weil die Erdstöße fort dauern. Auch in Reggio, wo siebzig Gefangene ausgebrochen sind, soll geplündert worden sein, wobei das Landvolk der Umgegend mithelfe, weil, wie sie sagen, der strenge Winter die Not vermehrt hat. In Messina wird das Arbeiten außer durch die Plünderer und Müßiggänger durch den pestilenzialischen Leichengestank erschwert. Viele Verwundete sterben, auch nach der ärztlichen Hilfe, weil man sie nirgends betten oder aus Mangel an Transportmitteln nicht in Sicherheit bringen kann. Der König soll außer sich sein über die allgemeine Kopflosigkeit und den Mangel an Organisation. Er kann seine Erregung, seine Nervosität kaum mehr meistern. Selbst die Höchsten leiden; der Erzbischof, der gerettet wurde, hat vier Tage lang weder zu essen, noch zu trinken bekommen. Auch die Soldaten und Karabinieri sind nervös geworden. Gestern nahmen sie sechshundert Leichensfledderer fest und daraufhin untersuchen sie jeden Passanten, der ihnen verdächtig scheint. Wehe dem, der widerspricht; ihm wird klar gemacht, daß der Belagerungszustand erklärt ist. Die Aufregung wird noch durch allerlei Gerüchte gesteigert. So heißt es, die Liparischen Inseln seien verschwunden, das Kap Peloro, nördlich von Messina, sei nahe daran, verschluckt zu werden usw. Auch von Reggio Calabria lauten die Nachrichten immer ungünstiger, weil wegen des hohen Meeres eine Landung unmöglich ist.

Soeben veröffentlicht der Abgeordnete Aprilade Cimìa einen offenen Brief an die Behörden von Catania, der in seiner Art auch ein Beitrag zur Psychologie der Massen in Sizilien ist. Er konstatiert zunächst, daß er, da er seine Landsleute kenne, an starke Übertreibungen geglaubt habe, als die ersten katastrophalen Nachrichten aus Messina kamen, daß ihn aber der Augenschein an Ort und

Stelle gelehrt habe, daß die Tatsachen die stärksten Phantasiegebilde übertreffen. Dann wettet er dagegen, daß Hunderte, Tausende von Catania aus bloßer Neugier nach Messina, auch ohne Billet, auf der Lokomotive, auf den Trittbrettern nach Messina gefahren seien, um ein Schauspiel zu genießen, das kein Kinematograph ihnen bieten könnte. So seien am Abend des 30. Dezember 10 000 Menschen auf dem Bahnhof von Messina gewesen, die mit Gewalt die Rückkehr erzwingen wollten und die Beamten mißhandelten. Kein Privatmann dürfe mehr in Messina gebuldet werden, und alle Aufrührer verdienten, auf der Stelle erschossen zu werden. In Catania sollte man aber, wenn es angehe, auf die Kanaille achten; denn die Stadt sei von Militär und Polizei entblößt. Dazu feierten alle Arbeiter, aus Trauer, aus Neugier, aus Angst, aus Suggestion, selbst die Hafenarbeiter streikten, ohne allen Grund. Zum Schlusse heißt es: „Das wohlthätige Wirken darf nicht Ausschreitung werden, das Gefühl des Mitleids darf nicht zum Rausch werden. Die edelste, leidenschaftliche Aufwallung, auch wenn sie von idealer Begeisterung getragen wird, erlischt bald, wenn sie nicht vom *B e r s t a n d* geleitet wird.“ Damit ist des Pudels Kern getroffen: Die Sizilianer, wie viele Südtaliener auch, haben bei Unglücksfällen zu viel Herz, oft auch auf der Zunge, aber sie werden kopflos.

### Die Überlebenden über Messina.

Catania, 1./2. Januar 1909.

Es will den hier vereinigten Überlebenden der Katastrophe von Messina noch immer nicht in den Kopf, daß das grausame Militär ihre Heimatstadt bombardieren und stratifizieren und mit *K a l k* zudecken will. „Calce sopra (Kalk drüber!)“ Das Wort sprechen sie mit solch ingrimmiger Bitterkeit aus, daß es wohl bald sprichwörtlich werden wird.

Wie viel Menschen habe ich in den letzten fünf Tagen gesprochen, im Hotel, im Café, im Hospital, im Rathaus, auf der Präfektur, der Post, im Eisenbahnwagen! Und wie viele Leidtragende drängten sich zu uns Männern der Presse! Heute abend im Hotel erlebte ich die heftigsten Schauer. Ich sprach mit einigen Mailänder Kollegen über die Kopflosigkeit des Präfekten von Catania. Der Mann wußte von der Katastrophe am Morgen des 28. Dezember. Er wußte, daß die Telegraphenverbindung unterbrochen war — warum telegraphierte er da nicht über Malta und London nach Rom? Dann wäre dort das Riesenumglück mittags bekannt geworden statt abends, und man hätte schneller Vorkehrungen treffen können. Die Mailänder gaben mir Recht. Doch ein Chauvin schimpfte derb in allen Tonarten gegen die Fremden, die nur kritisieren könnten. Aber nun sammelten sich verschiedene Herren aus Messina um mich und nahmen meine Partei. Da ging es denn los. Kein Theater vermag solch lebendige Darstellungskunst zu zeigen. Ein alter würdiger Herr, dessen Gesicht voller Schrammen und Beulen ist, sagt dumpf: „Ich war Millionär, jetzt muß ich um Almosen betteln, und dabei ist die Ecke des Hauses, wo mein Geldschrank steht, intakt. Ich mache mich anheischig, mit Feuerleitern wenigstens die wertvollsten Papiere innerhalb weniger Sekunden zu bergen, aber man wehrt mir die Rückkehr.“ Dieselbe Klage wiederholt ein junger Mann. „Mein Onkel hat seinen Schreibtisch im ersten Stock. Er ist ganz frei in einer sicheren Ecke. Mit einer Leiter kann ich heran, aber ich darf nicht.“ Und mit typischer Pose kommt ein Dritter. „Ich hatte den größten Bazar, meine Magazine sind intakt, aber wer schützt sie? Ich bin fallit, und Messina ist mir verschlossen!“ Und unisono ruft der Chor: „Was wird aus unseren Papieren, Dokumenten, Geldern, Geschäftsbüchern, Juwelen, wenn erst der Kalk über den Trümmern liegt!“ Ja, der Kalk, der Kalk brennt wahrlich schon in ihren Gehirnen. Ich hüte mich wohl, von der Pestgefahr zu reden; es wäre ja Grausamkeit, dem Elend mit Verstandesgründen zu kommen.

Und nun tritt der Kellner auf und entschuldigt sich, daß er so schlecht bedient habe: der Messinaschrecken liege ihm noch in den Gliedern. Dann kommt ein schöner Typ. Es ist der Reisende aus Trient, dessen nächtliche Fahrt in Messina ich schon an anderer Stelle geschildert habe. Er ist schon so oft interviewt worden, daß er seine Rede am Schnürchen, wie ausgelerntes Zeug her sagt, aber auch mit Wichtigkeit; denn wer einmal Gegenstand der Aufmerksamkeit der Presse gewesen, verträgt das nicht so leicht. Er fühlt sich dann als höheres Wesen. Auch er zetert. Ich rate allen, da man doch im Eldorado der Advokaten lebe, schon jetzt mit Advokat und Notar einen Protest aufzusetzen und durch Gerichtsvollzieher der Regierung übergeben zu lassen, so hätten sie doch für spätere Reklamationen eine juristische Unterlage. Das leuchtet ihnen ein. Seltsam aber finden sie es, daß ein so verflucht gescheiter und echt italienischer Gedanke gerade aus dem Hirn eines dummen Fremden kommen konnte. Ein anderer Herr unterbricht uns. „Wo blieb die Flotte? Ah, Zittoni wollte sie wohl für den kommenden Balkankrieg aufsparen?“ . . . Ein anderer verlangt, daß der König nach Catania kommen solle, um allen Geretteten ein Wort des Trostes zu spenden.

Im Vestibül des Hotels große Versammlung. Es herrscht flammende Entrüstung; denn ein Spezialkorrespondent der Tribuna hat es gewagt, die sizilianische Kopflosgkeit, den Mangel an schneller Hilfe seitens der Sizilianer zu geißeln, die alles von der Regierung erwarteten. „Der Glende! Wenn wir ihn für dieses Attentat auf Siziliens Ehre mißhandeln könnten! . . .“ Als man sich beruhigt hat, seufzt einer: „Messina ist hin! Das sagt alles!“ Ein anderer klagt: „Was ist das Leben!“ Ein Dritter liest die Zeitungsüberschrift vor: „Ein Karabiniere von einem Zeichenfledderer getötet.“ Jetzt sind wir beim Thema. Ausgebrochene Sträflinge erdolchten kaltblütig jeden, der ihnen begegnete, um seine Kleider gegen die Gefängnisbekleidung zu vertauschen. Die Bauern der

Umgehend, die zwei volle Tage der Gefeklosigkeit hatten, kamen mit leeren Säcken, die sie gefüllt forttrugen. Das Gefindel von ganz Sizilien und Neapel war in Scharen angekommen und hatte sich unter das Kommando der einheimischen Verbrechergilde gestellt. Und wieder liest jemand die Zeitung vor. Im Stadtrat von Catania hat ein Stadtverordneter über die Rebellionsgefahr gesprochen, die in der Anwesenheit der vielen Tausende von Unzufriedenen liege. Dabei hat der Stadtrat männiglich gegen den Fiskus protestiert und dann brav eine — Kommission zur Enquete gewählt. Das ist echt italienisch, nur immer drauf auf die Regierung als Sündenbock. Der Corriere von Catania hat heute die Überschrift: „Il flagello governo accresce le rovine del terremoto!“ (Die Gottesgeißel-Regierung vermehrt die Ruinen des Erdbebens.)

Jemand eifert gegen den Schematismus der Offiziere und den Synismus der Bürger von Messina. „Ich habe, da niemand da war, dem ich meine arme Familie anvertrauen konnte, mit der ich vier Tage in Hunger und Durst im Freien zugebracht, zuerst alle Meinigen nach Catania gerettet. Jetzt höre ich, daß jeder, der seinen Posten verließ, als Deserteur behandelt werden soll. Das wollen wir einmal sehen! Ich war im Konflikt zweier Pflichten. Welche war die größere?“ — Und der Synismus der Bürger? Eine Dame lag sechsunddreißig Stunden unter den Trümmern, über ihr ihr toter Mann, neben ihr die sterbenden Kinder. Sie war leicht zu retten, aber ihr Hilfesgeschrei beantworteten die Passanten mit den kühlen Worten: „Kümmern wir uns nicht drum! Gehen wir weiter!“ Eine andere Verschüttete, die jammernd rief, wurde von oben angerufen: „Bist Du Marietta?“ Als sie die Wahrheit sagte: „Nein!“, erwiderten die anderen nur: „Dann bleib unten!“

Ich habe genug. Auf der nächstlichen Straße suche ich Erholung und finde nur Rhetorik. An den Wänden grinst sie in Formen von unzähligen Plakaten, voll der hochtönendsten Phrasen, an den

Armen Hunderter von Eitelkeitsproben loht sie in feurigroten Kreuzen auf weißem Grunde, aus dem Munde von zahlreichen angeblich Geretteten prahlt sie vor Gruppen von Neugierigen. Dabei hätten vielleicht zwanzig- oder dreißigtausend Menschen gerettet werden können, wenn statt sizilianischer Rhetorik, statt römischer Zentralisationsmißwirtschaft in Messina kühle deutsche Organisation und englische Ruhe gewaltet hätten! . . . .

Plötzlich gedenke ich des Reisebuchs. Es lobt die langen und breiten Straßen Catanias, die besonders abends bei Lichterpracht einen überwältigenden Eindruck machten. Fast fluche ich diesem Buche. Wie ich die leuchtende Zeile hinausblicke, wo die beiden Lichterreihen sich zu einer einzigen zusammenspißen, da ist es mir, als müsse ich zwischen Feuerbränden Spießruten laufen und unaufhaltfam einem Flammenschwert entgegeneilen, das meine Brust erwartet.

[91]

Und dumpfe Glocken höre ich klingen im Geiste. Der Trauerchor Schillers ertönt mir:

„Dem dunklen Schoß der heiligen Erde . . .  
 . . . Vertraut der Sämann seine Saat . . .“

Ja, Sämann Tod hat viele Saaten dem dunklen Schoße Messinas anvertraut . . .

Doch wie leer sind die Straßen! Wo sind die Dämchen und ihre Beschützer, dies Gefindel, über das sonst in Catania die Reisenden so oft klagten? Und der Spottteufel packt mich, als mich ein Kutscher gar zu widerlich belästigt, ich frage heuchlerisch: „Wie schlägt man hier den Abend tot? Gibt's kein Variété, kein Theater?“ . . . Und strafend sieht er mich an, sagt mit echt sizilianischer Würde: „Dio mio! Bei dieser allgemeinen Trauer, bei diesem Leid, dieser Geißel, dieser Gottesplage! . . . Und auch an uns kommt die Reihe! Wer weiß, ob wir morgen noch leben!“ — —

Plötzlich wimmelt der Domplatz wie ein Ameisenhaufen. Ein leichter Erdbstoß hat die Bevölkerung auf die Beine gebracht.

Sie will im Freien die Wiederholung des Messinaschreckens erwarten, der unzweifelhaft kommen muß . . . Auf der Flucht zum Hotel treffe ich den tragischen Reisenden. Er ist mit mehreren Genossen auf der Nachtreise von Bar zu Bar, wie früher in Messina vor der Katastrophe . . .

### Wie ich nicht nach Messina kam.

(Fahrthindernisse).

Catania, 2. Januar 1909.

„Mentre sovrano regna il dolore!“ (Während als Herrscher der Schmerz gebietet). So überschreibt die hiesige „Azione“ die Rubrik aus dem Erdbebengebiet. Eine schöne Geste finden die Südtaliener eben immer. Wir Leute des Nordens sind anders; unsere Trauer findet nicht so wohlklingende Laute. Die Trauer äußert sich in Catania auch sonst noch mit uns fremden Begleiterscheinungen. Ich möchte keinem begeisterten Italiensfahrer, der das Land nur mit Goethes Augen zu betrachten pflegt, raten, jetzt hierher zu kommen. Man muß schon von italienischer Stepfis angekränfelt sein, um nicht aufzubrausen über das Benehmen des Volkes. Ich schilderte bereits das Chaos mit dem Leitmotiv: *Ordre, contre-ordre, désordre!* Ich selbst habe auf der eindruckreichen Reise bis hierher fast schon verlernt, zu kritisieren und zu staunen.

Catania ist freilich die am meisten in Mitleidenschaft gezogene Stadt, weil es der Unfallstätte am nächsten liegt. Infolge des fortwährenden Eintreffens von Flüchtlingen, des Anblickes der Verletzten und der Wiederholung der Erdstöße ist die Bevölkerung in eine Panik versetzt worden, die sich kaum mehr beherrschen läßt. Die niederen Volksklassen suchen einen Trost darin, daß sie den „heiligen Schleier der heiligen Agatha“, der Schutzheiligen der Stadt, in Prozession durch die Straßen tragen.



Sobald der Schleier aus der Kirchentüre getragen wird, strömen Männer, Frauen und Kinder herbei, um sich, weinend und betend, der Prozession anzuschließen und die Heilige um ihre Fürsprache zu bitten.

In aller Frühe brach ich heute Morgen zum Bahnhof auf, stolz, vom Präfecten von Catania den Paß nach der „toten Stadt“ erhalten zu haben, den mir sein Amtsbruder in Palermo verweigert hatte. Ich mußte lange warten, bis die Fahrkartenschalter geöffnet wurden. Ein arbeitsloser Gepäckbeamter sah meine Ungeduld und erbot sich, für mich den Fahrchein zu erstreiten. Als ich ihm Geld für Hin- und Rückfahrt gab, meinte er lächelnd: „Das letztere ist überflüssig; auch ohne Billett kommt man zurück.“ Ich hieß ihn schweigen. Noch länger mußte ich warten. Die Ungeduld machte mich nervös, und immer mehr umdrängte mich schmußstarrendes flüchtiges Volk aus Messina, aber meine Augen waren schon so des Glends satt und konnten kaum Neues ertragen. Und kein Lichtblick! Vom schwarzen Himmel gießt es wie aus Kübeln. Wie meinen Augen, so erging's auch dem, was die Deutschen „Gemüt“ nennen, bei mir. Sonst bin ich elastisch, aber noch gleich mein Inneres einem Gummiball, den eine starke Hand zusammenpreßt. Zuviel der Aufregung hatten mir gestern die Schilderungen einiger Opfer aus Messina und zu viel Ärger ein Gang durch die Straßen geschafft.

Zwei Jäger kommen mit Hunden. Es scheinen Philosophen. Messina ist ihnen Hekuba! . . .

Meine Gedanken wurden Traumspuk; an Bineta, an die versunkene Glocke, dachte ich, an Ghidher, den ewig Jungen, auch an die Szene, wo Hamlet mit dem Geist seines Vaters spricht. Ganz dasselbe ereignete sich in Messina. Der Abgeordnete F u l c i stand drei Tage lang an der Schwelle des Hauses, in dem sein Bruder, der auch Abgeordneter war, unter den Trümmern lag. Unterhalb Tage lang sprach der Gerettete mit dem Lebend zum „Unterirdischen“ gewordenen Bruder, der dumpf antwortete, wie Hamlets Vater.

Und als er schon den Geist aufgegeben hatte, wartete der andere immer noch auf einen Laut. Dann denke ich an Schiller; denn der „Taucher“ spielt in demselben Messina, dessen „Braut“ Schiller dramatisch behandelte.

Wie sagt doch Manfred von Messina?

„Wir bewohnen ein glückliches Land,  
Das die himmelumwandelnde Sonne  
Ansicht mit immer freundlicher Helle . . .“

Von Schiller zu Goethe ist nur ein Sprung. Man begreift jetzt den prometheischen Troß, den Goethe in dem Helden seiner Ode gegen Zeus ausbrausen läßt. Wie Zeus dem Knaben gleich ist, der Disteln köpft, gleich jetzt die Zerstörungswut der Natur dem Wanderer, der mit seinem Stock einen Ameisenhaufen zum Einsturz bringt. Bin auch ich ein Opfer der Suggestion? Der Trambahnschaffner, mit dem ich zur Station fuhr, hatte resigniert seufzend jedem, der es hören wollte, gesagt, daß auch Catania dem Zorn der Erde zum Opfer fallen werde. Vielleicht blieb auch die Erzählung einiger Mailänder Kollegen nicht ohne Eindruck. Sie hatten mir gesagt, daß sie gestern in Taormina von den Soldaten mit dem Revolver zum Rückzug gezwungen worden seien. In Messina selbst werde wegen der Räuberjagd auch viel geschossen. Es sei daher nicht geheuer. Es heißt, die Revolver in Messina seien hygienischer Natur, da die Leichen zu verwesen beginnen, und die Regierung den Ausbruch der Pest fürchte, also die Berührung von Lebenden und Toten vermeiden wolle . . .

„Messina teilte sich . . .“

„Schwert traf auf Schwert, zum Schlachtfeld ward die Stadt.“

Noch immer warte ich. Immer neues Elendsvolk kommt mit den elendesten Bündeln. Jetzt ergreift mich die Bedeutung des Wortes: Bettelsack! Es sind verhungerte, vielfach an Stirn und Kopf verbundene Leute. Von ihnen kann man Geduld lernen.

Oder ist es Stumpfsinn? Endlich höre ich das Geräusch des Fahr-  
schein-Schalers.

Wie sich die Bilderverknüpfungen überstürzen! Ich glaube eine kleine Guillotine zu hören. Hat man nicht die große in Frankreich abschaffen und so den Tod um seinen Tribut betrügen wollen? Ja, das war der Tropfen, der des Todes Hornschale überfließen machte! Schon seit langem hatte sich der Ingrim-Tod darüber erboht, daß die Ärzte des kleinen Erden-Volkes ihm mit ihren neuesten therapeutischen Künsten das Handwerk legen wollten. Und da statuierte er in Messina ein Beispiel, er hob die Riesenfaut, um zu zeigen, daß er noch der Herr sei, und . . . Messinas, Reggio's Trümmer schufen 200 000 Leichen. Zum zweiten Male holte Tyrann Tod aus. Und scharfe Kanten hatte seine Knochenfaut. Glatt schnitt sie die beiden Ufer der Meerenge ab, und als sie das Wasser traf, erhob sich dieses und schwemmte hinweg, was der erste Graus verschont . . . Und wallend und zischend und brausend kehrte das Meer mit seinem Raub zurück in sein altes Bette.

Dreiviertel Stunden nach der fahrplanmäßigen Zeit geht der Zug ab. Bei einer Wendung bietet sich ein schöner Blick durch den Regenschleier auf Catania, dessen Schloten rauchen. Hier Leben und in der Schwesterstadt Messina Tod! Freilich ist es kein fröhlich Leben, das Catania führt; denn sein Handel stockt durch die Katastrophe. Fröhliches Leben zeigt hingegen die phantastisch r e i c h e V e g e t a t i o n umher. Noch immer glühn, wie zu Goethes Zeit, im dunklen Laub die Goldorangen. Doch über dieser grünen und goldenen Pracht schallt eine dumpfe Kirchenglocke. Der Trauer spottet das übermütige Meer. Mit weißen Schaumhänden, ein mutwilliges Kind, figelt es den gezackten Bart der Klüfte. Von Zeit zu Zeit zerreißt die Wolkenwand am Himmel. Und leuchtender prangt das üppige Grün ringsum. Aber bald zieht der Himmel wieder den schwarzen Flor vor sein tränendes Sonnenauge. Auf der Landstraße traben buntgeschmückte Maultiere, die den bekann-

bemalten sizilischen Karren hinter sich ziehen. Herrlich gleißen die Prachtgärten von Acireale, in denen mit spanischer Grandezza gelbgesichtige Leute mit Riesenbackenbärten, pechschwarz und glänzend, und mit schwarzem Samtanzug prunken. Und Bäume tauchen auf, die man im Norden nicht kennt.

Der Zug schleicht wie eine Schnecke. „Das geschieht wegen der Zusammenstöße, denn auf der Strecke herrscht Durcheinander. Gestern fand ein Zusammenstoß statt, den die Präfektur freilich dementieren ließ, um der Panik vorzubeugen“, sagt mein Gegenüber, ein Artilleriehauptmann. Ein Kontrolleur erscheint; er läßt mich meinen Paß vorzeigen; denn paßlose Leute dürfen nicht über Scaletta hinaus befördert werden. Ich frage ihn, ob ich in Taormina durchkomme. Er zuckt die Achseln. „Mit dem Durcheinander ist's nicht genug,“ fährt mein Gegenüber fort, „auch der Boden hat Risse, und ich habe auch Angst vor den unsichern Tunneln.“ An Station Mangana hält ein Zug mit Verwundeten. Mein Gegenüber zeigt auf die elenden Gestalten: „Nur das ärmste Volk hat sich in Messina gerettet; die Reichen mußten dran glauben.“ Auch in Scaletta ist ein Verwundetentransport eingetroffen. Viele Bahren werden herangeschafft.

Ein Mitreisender weist auf das Beispiel von San Franzisko hin, das so schnell wieder aufgebaut wurde, worauf der Artilleriekapitän sagt: „Das geschieht in Italien nicht, dafür büрге ich!“ Wie bitter das herauskam! Dann zeigt der Offizier auf seinen Bruder, der gleich ihm gerettet wurde. Dieser zieht einen Haus Schlüssel aus der Tasche: „Mein Erdgeschloß steht noch, Diebe können nicht hinein, aber auch ich nicht. Ich bin ruiniert. Ich habe stets geglaubt, Grundstück-Besitz sei sicherer als Börsenpapiere. Ich Tor! Jetzt gehe ich nach Giarre, um bei reichen Verwandten zu betteln!“ Ein Schaffner kommt. Er bittet den Kapitän um Hilfe. Leute ohne Billett sind eingestiegen, die entfernt werden sollen. Nach zehn Minuten hat der Kapitän, dem die Sache sehr unangenehm ist, mit

Hilfe von Gendarmen die Elimination durchgeführt. Der Zug geht weiter. Der Kapitän erzählt eine Episode, würdig der Feder eines Montépin oder Dumas. Im Viertel San Priorato läßt sich ein Kletter am Tau in einen Keller hinab. Unten liegen ein Greis und ein Jüngling. Beide kämpfen beim Anblick des Taus, wer der erste sein soll. Der Greis erdrosselt den Jungen. Der Kletter umfaßt den Greis, beide werden hinaufgezogen. Trümmer fallen nieder, und der Greis kommt oben mit zerschmettertem Kopfe an! . . . Ein anderer Mann wird mit vieler Mühe gerettet. Im Freien liegt er einen Augenblick im Starrkampf, dann springt er auf, läuft wie toll zum Strande und springt ins Meer, vom trockenen in den nassen Tod . . . .

Der Kontrolleur zeigt sich wieder. „Der Leichengestank in Messina ist unerträglich. Heute beginnen wir mit der Massenverbrennung der Leichen. Überall stürzen sich die verhungerten Hunde auf die aufgestapelten Toten und zerfleischen sie . . .“ Der Bruder des Kapitäns lobt den Heroismus der russischen Marinesoldaten. „Ach was!“ sagt erzürnt der Kapitän, „die Kerls hatten sich zuerst in den Birköläden besoffen. In der Betrunktheit hat man's leicht, heroisch zu sein! Umsonst sind auch nicht sieben Russen zugrunde gegangen. Die englischen Marinesoldaten waren vorsichtiger. Sie waren in Gruppen von vier zu vier und beratschlagten vorher. Waren sie alle einig, so gingen sie ans Werk. Wenn nicht, so riskierten sie nicht unnötig ihr Leben.“ Ich frage: „Wie kommt's denn, daß die sizilische Presse die Aktion der deutschen Lloydische nicht lobt, ja sogar verschweigt?“ Der Kapitän zuckt die Achseln. „Ja, es ist sonderbar! Immer lobt man die Russen und unsere Soldaten waren zur Untätigkeit verurteilt, weil kein Offizier ohne Befehl aus Rom zu handeln wagte! Einfach scheußlich! . . .“

Langer Aufenthalt. Ein anderer Offizier steigt ein und sagt: „Wir werden wohl erst in der Nacht in Messina ankommen! Wir

gilt's gleich. Seitdem ich die Katastrophe mitgemacht habe, gilt mir Zeit nichts mehr."

Nach vierstündiger Fahrt erreichen wir Giardini. Bald kommen wir nach Taormina. Noch zehn Minuten. Halt! Unser Zug wird umzingelt. Truppen bilden Kordons. Alles muß aussteigen. Ich fühle mich gefeit, denn ich habe den Schutzbrief des Präsekten von Catania. Doch bald schwindet die Zuversicht. Der Platzkommandant, ein Rittmeister, läßt sich die Pässe vorzeigen. Meiner ist ungültig. Der Präsekt hat nichts mehr zu sagen. In Messina ist der Belagerungszustand proklamiert. Diktator ist General Mazza; nur Soldaten, Ärzte und Beamte werden in Messinas Gebiet eingelassen. In meiner Niedergeschlagenheit hoffe ich auf den Telegraphen; ich will an General Mazza telegraphieren und bleibe zur Not in Taormina. Mühsam winde ich mich durch die Menge, die den Bahnhof füllt. Dort sieht man deutsche Reisende, die verdrießlich sind und schimpfen, Flüchtlinge und Verwundete aus Messina, die fluchen, was das Zeug halten will, weil ihnen nach ihrer Meinung keiner hilft, Krankenschwäger mit Lazarettgehilfen vom Roten Kreuz, englische Damen aus Taormina, die ein Hilfskomitee gebildet haben. Endlich erwische ich den Bahnhofsinspektor. Er ist nervös: „Wenn Sie telegraphieren wollen, müssen Sie hinauf zur Stadt fahren, aber das sage ich Ihnen: vor drei Tagen bekommen Sie keine Antwort!“ Betrübt suche ich das Herz des Adjutanten vom Dienst zu rühren. Er ist die vollendetste Liebenswürdigkeit, aber er bleibt fest, fragt mich auch, ob ich Soldat gewesen. Als ich bejahe: „Nun, dann kennen Sie die Kriegsartikel. Befehl ist Befehl! Sprechen Sie mit dem Kommandanten!“ Ich tu's. Der Rittmeister ist ebenfalls liebenswürdigster Gentleman. „Mir blutet das Herz. Aber ich darf nicht!“ Vergebens appelliere ich als Kamerad an ihn: „Auch ich bin im Dienst. Ich bin als Soldat der Presse kommandiert und muß meine Pflicht tun; ich darf mir doch nicht den Vorwurf zuziehen, meine

Pflicht versäumt zu haben.“ — „Ich verstehe vollkommen. Aber bitte, lesen Sie.“ Und damit überreicht er mir die Ordre des Generals. Mir flimmerts beinahe vor den Augen; fast könnte man das Gruseln lernen, so grausam streng ist sie. „Niemand darf durch, auch zu Fuß nicht, alle Zugänge zu dem Gebiet von Messina sind abzusperrten. Zuwiderhandelnde werden sofort erschossen!“ Das Militär spaßt nicht. Es machte mir ja auch in meiner Dienstzeit stets einen eigentümlichen Eindruck, wenn bei der Verlesung der Kriegsartikel der Refrain viel zu oft wiederkehrte: „Wird mit dem Tode bestraft!“ Der Stationsvorsteher tritt tröstend hinzu. „Gestern wurden auch zwei Korrespondenten vom „New York Herald“ abgewiesen. Sie sind nach Taormina gegangen, von dort aber heimlich entwichen. Gott gebe, daß sie ihren dummen Streich nicht zu bereuen haben.“

Also hart vor dem Ziel gescheitert. Aber das ist force majeure. Und „ultra posse nemo obligatur“, sage ich mir. Mein Entschluß ist gefaßt: ich kehre nach Catania zurück. Dieser Entschluß kräftigt sich, als ein anderer Zug von Süden kommt, angehalten wird, und dieselbe Sonderung der Reisenden erfolgt wie vorher. Aber nicht alle schiden sich mit meiner Ruhe in das Unvermeidliche. Viele Messinesen, die gekommen waren, um aus den Trümmern ihrer Häuser Wertfachen zu retten, fluchen und schimpfen gegen die Regierung, den König, gegen Gott. Und die Offiziere hören alles mit Geduld an; denn in dem glücklichen Italien gibt es keine Majestätsbeleidigung und keinen Paragraphen 166, der von der Gotteslästerung und den Einrichtungen der anerkannten Kirchen handelt.

Ich muß wieder warten. Und dabei wird der Regen zum Wolkenbruch. Zum Glück kommt ein Zug mit Flüchtlingen, dem einige Passagierwagen vorgespannt sind. Im Sturm auf diese habe ich Glück. Im Trockenen geborgen, kann ich die Geduldprobe bis zur Abfahrt besser bestehen. Aber der armen Soldaten, Ärzte, Beamten gedenke ich, die ohne Obdach in Messina und ohne Wasser

und Proviant hantieren, und der Tausende von Opfern, die vielleicht noch lebend unter den Trümmern begraben liegen.

Dann sehe ich durch die Wolken nach Kalabrien hinüber zur Gegend, wo Reggio l a g. Im Geiste fliege ich dann über die ganze Erdbebenzone, die liparischen Inseln, die Scylla, die Charybdis, und mit einem Male erinnere ich mich an die naturgeschichtliche Deutung, die Mythologieprofessoren der Sage von den Sirenen, von der Scylla und Charybdis gegeben haben. Unter den zerstörten Orten der Zone befindet sich auch *Catona*, dessen Namen auf lateinisch unterirdischer Ort oder Hölle bedeutet. Nach Professor *Manzi* von Palermo ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Ort diesen Namen erhielt, weil er als die Türe oder der Borraum des finsternen Erebus, also der Stätte galt, wo die Verdammten vom Feuer, dem heißen Wasser und den mephistischen Exhalationen des Erdinnern geplagt wurden. Bei *Catona* lag auch der Sage gemäß der Fluß *Crataia*, personifiziert als die Mutter der Scylla, die ihre Herrschaft über die Schatten mit Schreckgespenstern und dem Geheul der stygischen Hunde ausübte, das als Vorbote der seismischen Kraftäußerung galt. Ohne Zweifel haben die ältesten Erdbebenkatastrophen an der Meerenge von Messina zur Ausbildung der Mythologie geführt, wonach neben dem Meerbeherrscher Neptunus *Neolus*, der Windgott, auftritt, der vom Vulkan *Stromboli* und den äolischen (jetzt liparischen) Inseln aus, wie Neptun die Erde, so durch die Stürme das Meer erschüttert. Und in ihrem Gefolge tritt dann mit ihrer Tochter Scylla die fürchterliche *Crataia* auf, die unterirdische Göttin, der sich als Schwestern zugesellen *Circe*, *Crata* und *Proserpina*, die bekanntlich nach der griechisch-römischen Legende in Sizilien oder in Kalabrien von Pluto geraubt wurde. Der Mythos als naive Erklärung der Naturkatastrophen verlegte nach Thessalien den Sieg des Olymps über die Titanen, welche die zügellosen, rohen Erdgewalten symbolisierten, aber der parallel laufende Kampf zwischen den Menschen und den



vulkanischen Kräften findet seine Stätte an der Meerenge von Messina. Der lateinische Olymp ist der über Reggio di Calabria dräuende Aspromonte, die Gegend zwischen Catona und Messina entspricht dem griechischen Tal Tempe. So findet sich auch der Name crataia, der einen Hohlkegel bedeutet, der von der Wirkung des Wassers immer mehr verbreitert wird, auch in dem cosentinischen (bei Cosenza in Calabria) Tal Crati, sowie in dem Crati, das bei Negea lag, einer Stadt Kleinasiens, die ebenfalls stets von Erdbeben heimgesucht wurde. Ihr Name weckt aber die Erinnerung an den Giganten Megaeos, den fünfzighändigen Mann mit fünfzig Väuchen, den Jupiter mit Ketten binden ließ. Aber der Name Megaeos wird mit dem der anderen Giganten Enceladus, Antaeus verwechselt, auch mit dem des Typhoeus, der nach der virgilischen Sage vom siegreichen Olymp mit Blitzen gebändigt wurde und dann mit seinem maßlos großen Leibe unter den äolischen Inseln, dem Vesuv und dem Epomeo (auf Ischia) lag und seine Krallen über Kalabrien und Messina ausstreckte. Er galt als tot (als die vulkanische Tätigkeit in der Meerenge aufhörte), aber er erwachte mit schlimmer Wut, öffnete die flammenden Augen in den Vulkanen der äolischen Inseln, verbrannte Städte und Wälder und seine Flammen spiegelten sich wider zwischen der Scylla und der Charybdis. Von diesem gigantischen Drama ist die Legendenwelt der Meerenge von Messina inspiriert, und nach Olympiadoros (bei Photius) wird daran erinnert, daß die Antiken in der Nähe von Catona als Abwehr gegen Erdbeben eine Statue errichtet hatten, die aus einem Fuße ewig Feuer und aus dem andern stetig Wasser spie, womit wahrscheinlich auf den Strom des Magma angespielt werden sollte, der zwischen Scylla und Charybdis durch das Wasser der Meerenge von Messina getrennt ist. Und noch eine Erinnerung taucht mir auf. Viele Geologen behaupten, daß die heutige Katastrophe tektonisch, d. h. durch die Bildung schlüsselartiger Höhlen in der Erdrinde entstanden sei. Nun hat aber schon Virgil von einer Höhle gesprochen, die unter

den äolischen Inseln liege und in der das Echo von den Amboschlägen der Zyklopen in ihrer Atnaschmiede ertöne. Also wiederum nichts Neues unter der Sonne!

Ein Stoß weckt mich auf. Der Zug fährt weiter. Der Regen läßt nach. In seiner ganzen Herrlichkeit ragt *T a o r m i n a*, hinter dessen Bergen das Grauen wohnt. Bald, denn dieser Zug ist ein Schnellzug, kommen wir wieder in die Zaubergärten von *Giarre* und *Acireale*. Orangenhaine mit dem Untergrund von grünem Blätterplüsch erblicke ich wieder, anheimelnd halbdunkel, lauschig und so stimmungsvoll, als hätte sie *Botticelli* gemalt.

Ich sehe mir meine Mitreisenden an. Zwei Messinesen, zwei elegante Neapolitaner, zwei weinende sechszehnjährige Buben und ein rotgesichtiger Beamter aus Palermo. Der letztere hatte lachende Augen, jedoch auch ein weiches Herz. Wie beredt schilderte er seine Arbeit am Morgen des 29. Dezember in der Trümmerstadt und die Kopflosigkeit der von all zu viel Herren kommandierten Beamten und Offiziere, welch' letztere mit ihren wackeren Soldaten vor Wut schäumten, weil sie Opfer der sinnlosesten Befehle waren und auf eigene Faust nicht retten durften! „Es wäre zum Lachen, wenns nicht zum Weinen wäre! Und da soll's einmal Mobilmachung werden! Ha, Ha! das kommt vom grünen Tisch!“ Wiederum bestätigte so der gute Mann, daß viele Spötter nur spotten, um nicht an der Weichheit ihres Herzens zu Grunde zu gehen.

Das Geheul der Jungen wird stärker. Einer der Neapolitaner, die sechs Tage lang vergeblich versucht hatten nach Messina zu kommen, um ihre Verwandten zu suchen, gibt ihnen Brot und Fleisch. Das tröstet sie ein wenig; kauend sagen sie, sie hätten Mutter und Geschwister aus den Trümmern gezogen und nach Catania gebracht. Jetzt hätten sie zurückfahren wollen, um Wäsche zu holen, aber man ließ sie nicht nur nicht durch, sondern zwang sie auch, die letzten zehn Lire, die sie besaßen, zur Rückfahrt nach Catania zu opfern. Der zweite Neapolitaner sagte darauf mit schalkhaftem Ernste zu dem größeren

Jungen: „Es ist besser so, mein Junge! Du wärst doch erschossen worden, da die Soldaten Dich wegen Deiner schlechten Kleidung für einen Leichensfledderer gehalten hätten. Vielleicht wärst Du auch der Versuchung erlegen; denn wenn im Schutt Golduhren und Diamantbrotschen frei herumliegen, so zucken die Hände, und da wärst Du noch unfehlbarer erschossen worden!“ Diese Ansprache tat ihre Wirkung. Einige Zigaretten, die man den Jungen schenkte, wirkten noch mehr; sie verstummten von nun an.

Und nun wird die Frage aufgeworfen, ob Messina auf-  
erstehen wird oder nicht. Der erste Neapolitaner sagt  
lehrhaft: „Sicherlich. Lassen wir alle Sentimentalität beiseite.  
Der Orangen- und Zitronenhandel der Provinz muß einen Ausweg  
haben; denn durch den Transport nach Catania wird die Provinz  
durch Verteuerung der Produkte konkurrenzunfähig. Sie werden  
sehen, in sechs Monaten steht auf dem Boden von Messina eine  
Pavillon- und Baradenstadt.“ — „Aber wo baut man denn?“ wirft  
der lustige Palermitaner ein. „Der Hafenkai ist eingestürzt, in der  
Unterstadt ist das Meer auf gleichem Niveau mit dem Lande.  
Übrigens soll auch die Insel Ustica verschwunden sein und der Vulkan  
Stromboli rumort. Lachen Sie doch, meine Herren, über die Wissen-  
schaft. Sie hat bankrott gemacht, und da sie das Phänomen nicht  
erklären kann, fand sie das Wort „tektonisch!“ Stöhnen und Seufzen  
des Dickeren von den beiden Messinesen unterbricht die Rede. Der  
Palermitaner sieht forschend, mit den ängstlichen Augen eines Arztes  
auf ihn. „Ich sterbe“, sagt der Dicke. „Seit dem Unglück habe ich  
Kolik, und hier ist keine ritirata; auch hält der Zug nicht.“ In der  
„Frankfurter Zeitung“ las ich kürzlich ein Feuilleton über „Die  
Moral des Südens“. Daran wurde ich erinnert, als das  
ganze Abteil, soweit die Insassen italienisch waren, sich wie ein Mann  
voll Mitleid erhob: „Nur keine Umstände, Armer! Vorwärts! Wir  
drehen uns um!“ Und so geschah's. Nach fünf Minuten atmete

der Mann, der vor Angst und Aufregung dem Schlagfluß nahe gewesen war, erleichtert auf.

Wie gelbe Diamanten schillern die Zitronen aus dem Dunkel heraus, denn das Regenbad hat ihnen frischen Glanz verliehen. Aber mit der Schnelligkeit hat's ein Ende. In Acireale werden, da Catania überfüllt ist, viele Verwundete ausgeladen. Das dauert lange. Zum Glück steigt ein alter Herr ein, der launig sich selbst und seine Landsleute persifliert und uns so die Zeit vertreibt. Er zeigt unter anderm auf einen großen Palazzo, der bloß einen Oberbau hat und unfertig liegt. „Den zweiten Stock errichtet der Besitzer, wenn seine Kinder heiraten; denn dafür sind wir zu stolz, um unwürdige Mietspekulationen mit dem Haus zu treiben, das uns gehört. Gerade so stolz waren früher unsere Nobili, die sich nicht herabließen, schreiben zu lernen. Jetzt ist's freilich anders. Wechsel unterschreiben können sie heute wenigstens.“ Diese böse Satire auf sizilische Grandezza wird durch die Ungeduld zweier feiner Neapolitaner unterbrochen, die erboßt über das lange Warten beratschlagen, ob sie nicht aussteigen sollten; denn sie fürchten sich, da kein Zug sie am Nachmittag mehr weiter bringt, in Catania zu bleiben, das nach ihrer Ansicht zum Untergang verurteilt ist. Diesmal lasse ich mich aber nicht suggestionieren. Zum Glück bestimmt der kleine Herr Satiriker die Neapolitaner, wenigstens bis Caltanissetta weiter zu fahren und dort zu übernachten; zum Dank für ihre Nachgiebigkeit hält er nun einen lehrhaften, aber durch Humor gemilderten Vortrag über die Gegend und ihre Namen, die alle noch griechischen Ursprungs sind. Messina und seine Toten sind vergessen. Der Lebende hat recht. Aber seltsam bleibt es doch, daß auf diesem historischen Boden der Lebende, wenn er sich geistig ergößen will, unwillkürlich wieder zu den Toten — vor 3000 Jahren zurückkehrt. Als dieses Thema erschöpft war, ging man zur Poesie über. Denn auch diese pflegt man in Sizilien, wenn auch nicht in dem Grade, wie in Sardinien. Der kleine Satiriker wird feierlich und liest aus der neuesten Zeitung

ein Gedicht des Stolzes von Catania, des vaterländischen Poeten Mario Rapisardi vor, das aus Anlaß der Katastrophe die Charitas feiert. Gewaltiger Regenschauer macht der weihedvollen Stimmung ein Ende. Von nassem Schleier bedeckt schimmern die „Scogli dei Ciclopi“, jene bizarren Felsinseln, die einst der Zyklop dem fliehenden Odysseus aus seiner Höhle mit Wucht als Wurfgeschosse nachgeschand. Bald kommen wir auf den Bahnhof von Catania, wo der Wasserguß die allgemeine Konfusion noch steigert. Schnell rette ich mich über Kot und Schmutzlachen des Vorplatzes auf das Lavapflaster der Hauptstraße. Wie sagt Schiller?

„Auf der Lava, die der Berg geschieden,  
Möcht ich nimmer meine Hütte bauen.“

### Auf der Rückfahrt von Catania.

Palermo, 4. Januar 1909.

Gestern, Sonntag, reiste ich nach Palermo weiter, mit Reud betrachtet vom schweizerischen Hoteldirektor. „Auch ich möchte fort,“ sagte er. „Die Panik steckt an. Bei jedem leichten Stoß wache ich nachts auf, fahre ich am Tage zusammen. Dazu das Gefindel hier! Wenn das anfängt! Gestern nacht haben sie auf der Straße mit Revolvern gekämpft!“ Vor dem Bahnhof treffe ich eine Schar Kollegen aus Rom, Italiener; sie sind außer sich. „Wir leben ohne Fühlung mit den Erdbewohnern“, sagte einer. „Die Leute vom Militär haben einen Vorzug; sie können wenigstens telegraphieren. Ich glaube, die Regierung hält alle Telegramme zurück, worin sie getadelt wird, abgesehen davon, daß hier nicht nur Draht-, sondern auch Postmeldungen liegen bleiben. Es ist unerhört, daß eine so große Insel und noch dazu jetzt nur durch ein Postschiff täglich und nur durch ein nebenbei noch krankes Kabel mit dem Kontinent verbunden ist!“ In der Bahnhofshalle hätte ich mir gern den Stiff eines

Menzel, den Pinsel des Landschaftsmalers Diez gewünscht. Wie viele „fragwürdige Gestalten“! Unwillkürlich kommt mir Shakespeare in den Sinn. Hier könnte sein Coriolan mit Recht von dem „stinkenden Atem der Plebs“ reden; denn Knoblauch ist an der Tagesordnung. Und dieses Sammelsurium in den hergeliebten Kleidern; die aber, denn „stolz lieb ich den Sizilier“, mit der Grandezza eines Hidalgo, namentlich von würdigen Greisen, zur Schau getragen werden. Und wie sie sich gegenseitig die einzelnen Stücke zeigen und mitteilen, wo und von wem sie sie erhielten! Die Einleitung der lebhaften Unterhaltung ist aber immer: „Ich war vollständig nackt!“ Ein Lizentiat Bohn würde erschauern vor Scham. Ein Beamter erzählt laut: „Ich hörte es vom Mailänder Abgeordneten de Andreis. Ihn haben sie in Reggio fast gehängt, weil er Brot hatte. Übrigens ist die Stadt hin. Gestern haben sie 2500 Flüchtlinge per Schiff gerettet.“

Eine Stunde vor der Abfahrt gelingt's mir mit Hilfe meines Passes, auf den militärisch abgesperrten Bahnhof und in ein Abteil des Schnellzugs zu kommen. Zwei Regierungsbauemeister aus Palermo folgen mir nach. Die Wartezeit verkürzen sie mit dem Erdbeben Thema. Am Nachmittage des Katastrophentages hatte man sie amtlich nach Messina geschickt, um den Rettungsdienst organisieren zu helfen. Zwanzig Kilometer vor Messina hörte die Eisenbahnverbindung auf. Wagen gab es nicht. Sie requirierten — es war Nacht — Arbeiter, die ihr Gepäck tragen sollten, und mit Fackelschein ging's zu Fuß weiter. Nach vier Kilometer Marsch ließen die Arbeiter das Gepäck stehen und brannten mit den Fackeln durch. Die Herren mußten also im Dunkel und mit ihrem Gepäck weiter. In Messina Chaos; keine Behörde war dort, die Offiziere hatten keine Ordre, die Organisatoren mußten also untätig bleiben. Dazu kümmerte sich niemand um ihre Verpflegung. Sie erhielten nicht einmal Wasser. Eine Kiste mit Orangen, die sie exproprierten, war ihr einziges Subsistenzmittel. Am fünften Tage

wurden sie fortgeschickt; da jetzt das Militär befehligte, hatte bürgerliche Baukunst nichts mehr zu sagen.

Da mich Palermo auch sozial stets interessiert hat, frage ich nach der *M a f i a*. „Erstiert sie noch?“ Ein scheuer Blick ringsum und dann: „Und wie! Aber man hat im Norden eine falsche Vorstellung von ihr. Es ist keine Organisation, kein Bund. Alle Gleichgesinnten, die sich von keinem Gesetz befehlen lassen wollen, versammeln sich, wenn's not tut, zu lieblichem Tun!“ „Und der Abgeordnete *P a l i z z o l o*, der dreimal wegen des Mordes des Direktors der Bank von Sizilien, *Notarbartolo* prozessiert wurde?“ — Auch den Fall versteht man im Norden nicht. Der Mord ist mysteriös. Sicherlich wurde *Notarbartolo* getötet, weil er einer mächtigen *Aligue* zu ehrlich war. Ob aber *Palizzolo* zur *Mafia* gehört, ob er am Mord beteiligt ist, *chi lo sa?* Er lebt sehr still von einer kleinen Rente, die er durch eine Vortragstournee in Nordamerika vermehrt hat; er ist sehr beliebt, und wenn er im Frühjahr für die Kammer kandidiert, wird er wiedergewählt.“ — „Und *M a f i a*?“ — „Auch er ist wie *Palizzolo* das Opfer einer Intrigue. In drei Jahren ersteht er wieder, dann ist er ein neuer Mann. Und er muß wieder an die Macht kommen; denn es ist das einzige politische Talent, das Sizilien hat!“

Seltzam! Wie anders als in nordischen Köpfen malt sich in diesen hier die Welt! Meine Neugier wird reger. „Wie kommt's, daß in Catania das Leben so still ist? Es fehlt an Cafés, Restaurants!“ — „Ja, wir sind hier schon in Afrika. Es gibt nur Familien-Patriarchieen, Stämme, *Aliquen*, wie Sie es nennen wollen. Diese Sippen haben keine Berührung miteinander. Die Frau ist Eigentum. Man sieht sie Sonntags nur zur Messe gehen, bewacht von sechs bis acht männlichen Mitgliedern des Clans. Wird ein Fremder zu Tisch geladen, bekommt er kein weibliches Wesen zu Gesicht!“ Der Erzähler lachte vor sich hin: „Und dann erst der ultraspanische Familienstolz! Denken Sie sich nur: Wenn ein Familien-

mitglied stirbt, und man hat kein Geld zur feierlichen Bestattung, so wie es die Familienehre gestattet, so verheimlicht man den Tod, scharrt die Leiche ein — und veranstaltet bei finanzieller Hochflut ein Scheinbegräbnis . . .“

Unterdessen wird es lebhaft. Unser Zug ist mit Verwundeten vollgestopft. Mir gegenüber sitzen drei, ein geschundener Eisenbahnarbeiter, und zwei Frauen aus dem Volke, schrecklich verbunden an Kopf, Brust, Armen. Der Mann ächzt, die Frauen stöhnen, husten, wimmern.

Der Himmel hellt sich auf. Der Atna strahlt. Eine dichte Rauchwolke stößt er vergnüglich aus. Ein Bursche von sechzehn Jahren bengelt sich in unser Abteil hinein und schreckt die Verwundeten: „Auf der Strecke ist's nicht geheuer! In Galtagirone sind Häuser eingefallen, mehrere Tote, die Tunnel sind beschädigt!“ Und dann entwickelte der frühreife Lump einen Plan, wie man jetzt als Restaurateur in Messina Tausende verdienen könne. Hätte ich den Kerl doch ohrfeigen können —, aber wir sind im Lande der Freiheit. Und gegen den Fremden hätte sich ganz Sizilien, so weit es im Abteil vertreten war, empört.

Der Zug fährt bald durch grüne Hügelsteppe. Kein Haus weit und breit. Nur die roten Blüten des *Opuntiastractus* zeugen von Leben. An den einsamen Landstationen sind dann und wann flintenbewaffnete Hirten zu Pferde zu sehen, die Indianern gleichen.

Plötzlich, an der Station Centuripo, wird es wieder lebhaft. Viel Volk ist versammelt, gleichwie zur Speisung der Fünftausend. Hat die Erde es ausgespieen? denn ringsum kein Dorf zu erblicken. „Das ist das Herz Siziliens! Die Bauern haben Mitleid!“ ruft irgend wer im Abteil. Wichtig, ich sehe Komitee-Männer mit der roten Kreuzbinde. Und Riesenkörbe voll Brot, Wasserkübel, Wein- und Likörflaschen werden herangezogen. Und — ich schäme mich für sie — selbst elegante Reisende nehmen die Gratispende an. Unser frühreifer Gaunerbengel ergattert gar zehn



Brote und stapelt sie im Gepäck auf. Und die liebevollen Bauern, von denen manche durch hochintelligente Gesichter überraschen, werden nicht müde, neue Gaben zu reichen. Und von jetzt ab an allen Stationen dasselbe Bild der Opferfreudigkeit des niederen, wahrhaft guten Volks. Ich glaubte mich in die Zeit von 1870 versetzt, wo ich die Schule schwänzte, um am Bahnhof den Kriegern Liebes Spenden zu reichen.

Heute früh Wärme, Sonnenschein, blauester Himmel. Das Frühlingwetter tut seine Wirkung. Geschäftiges, fröhliches Leben in den Straßen von Palermo. Die Trauer ist verschwunden. Wer denkt noch an die Messinesen? Doch halt! Um zwölf Uhr ertönen Trompetenstöße. Die Studenten in ihren farbigen Barett's machen einen „Spaziergang der Wohltätigkeit“. Das Komitee fährt in Wagen voraus. Neben ihm rasseln lustige Studenten mit großen Sammelbüchsen. Hintendrein folgen Leiterwagen, auf die die Umwohner Kleider und Wäschebündel legen. Ich kann mir nicht helfen, aber die ganze Sache riecht nach Karneval.

Auch am Abend gedenkt man der Verwundeten. Die Theater sind geschlossen, folglich eilt alles zu den K i n e m a t o g r a p h e n, wo liebliche Musik ertönt; denn die ersten authentischen Bilder vom Kriegsschauplatz Messinas sind eingetroffen.

### Der wissenschaftliche Bericht.

Palermo, 4. Januar 1909.

Jetzt erst liegt der erste offizielle wissenschaftliche Bericht über die Katastrophe vom 28. Dezember vor. Er entstammt dem Leiter des meteorologischen Observatoriums von Catania, Professor A. Riccò. Darin heißt es:

„Das Erdbeben zeigte seine größte Stärke am Kap Peloro bei Messina und in der Südspitze von Kalabrien.

Die größte Verheerungszone erstreckt sich von Castoreale (westlich von Messina) bis Palmi in Kalabrien auf einer Strecke von 60 Kilometern. Die schweren Verletzungen von Häusern liegen in der Zone von Riposto bei Catania bis Pizzo in Kalabrien auf einer Strecke von 140 Kilometern. Schwere Erdstöße wurden vernommen von Noto (Südostspitze Siziliens) bis Cosenza (Nordkalabrien) auf einer Strecke von 300 Kilometern. Alle italienischen Observatorien verzeichneten das Erdbeben. Das erste ausländische, das uns telegraphierte, war das von Laibach. Das Erdbeben war ein doppeltes; es hatte vertikale Stöße und Wellenbewegungen. Es wurde auch auf den Liparischen Inseln wahrgenommen. Seit dem ersten Stoß um 5 Uhr 20 Minuten morgens am 28. Dezember wurden in Catania fünfzig immer schwächer werdende Stöße registriert. In Messina wurden in der Nacht vom 28. auf den 29. Dezember 38 Stöße gezählt. Das Erdbeben war von einem Meerbeben begleitet. Die Wellen hatten mehrere Meter Höhe, und das Meer beruhigte sich erst nach zwölf Stunden. Es forderte in Catania zwei, in Riposto siebzehn Menschenleben und zerstörte dort auch viele Barken. Die Katastrophe verursachte auch überall in ihrer Zone Erdlawinen und Erdbeben, die unzählige Opfer forderten. Bemerkenswert muß werden, daß während des Erdbebens und der folgenden Stöße die Vulkane Ätna, Stromboli und Vesuv sich ruhig verhielten, man kann also die vulkanische Natur des Phänomens ausschließen. Die Richtung des Erdbebens war dieselbe, wie 1783 und 1894, nämlich von N. N. O. nach S. S. W. Diese Richtung fällt zusammen mit der großen Bruchlinie in der Erdlinie, auf der der Ätna ruht, und die durch die Meerenge von Messina und unter Messina herzieht. Die Gegend, die sich bis Noto hinzieht, ist geologisch genommen noch sehr jung, also noch von den esogenischen Kräften zu sehr bedroht, die dem Boden noch nicht die definitive Stabilität gegeben haben. Der Mensch hat viel zu früh diese Region bewohnt

wollen, da ihn das warme Klima, die Schönheit der Landschaft und die Fruchtbarkeit des Bodens lockten; abgesehen von dem schönen Meer und der Verkehrsmöglichkeit in der Meerenge. Er errichtete hier seit undenklichen Zeiten stolze Städte, aber von Zeit zu Zeit bestraft die Natur den Leichtfinn und die Tollkühnheit. Zu diesem Wagemut der Menschen gesellte sich die Unwissenheit; man wählte als Baugründe Stellen, die sehr gefährlich waren, und man war auch zu leichtfinnig im Baumaterial. Auch war dieses Baumaterial dazu insofern noch ungeeignet, als es, was die Steine anbetrifft, polygon oder unregelmäßig war, wobei noch ein zu schlechter Mörtel verwandt wurde. Und, als ob alles das noch nicht genügt hätte, wagte man es sogar, Palazzi von vier und fünf Stockwerken zu errichten. Das war eine Herausforderung der Natur."

Dieser Bericht hat einen großen Eindruck gemacht und die Leute, die es sich leisten können, zur Flucht aus der Erdbebenzone vermocht. Sie wollen wenigstens die unausbleiblichen Nachstöße abwarten, weil der Erfahrung gemäß neue Ruhepausen von mehrjähriger Dauer darauf folgen.

### Politische Stimmungsbilder.

Palermo, 5. Januar 1909.

Viel Neues liegt heute nicht vor. Ich kann also nur eine Lese von vereinzelt Nachrichten sowie Stimmungsbilder politischer Natur schicken. Sehr bezeichnend für sizilianische Zustände ist, daß die „Sicilia“ von Catania in einem Artikel mit der Überschrift: „Nehmen wir die Arbeit wieder auf!“ geharnischte Proteste losläßt gegen die Eitelkeitsritter und falschen Wohltäter, die wie Pilze aus der Erde schössen, um sich einen Namen zu machen, sich Kredit zu verschaffen, oder Orden, Gehaltszulagen, Avancement oder Reichthümer einzuheimsen. Gegen diese Spekulanten des Unglücks, die die herrschende Verwirrung nur vermehrten,

müsse mit aller Energie vorgegangen werden. Wie unverschämte freilich diese Spekulanten des Unglücks sind, beweist ein Leitartikel der „Azione“ von Catania, worin ein Herr Simili die Nachricht kommentiert, daß die Regierung einen Kredit von 600 Millionen für Messina bewilligen wolle. Dann schreibt er: „Als Catania im Jahre 1693 durch ein Erdbeben vernichtet wurde, zählte es 25 000 Einwohner. 18 000 Einwohner gingen zu Grunde, der Rest von 7000 blieb aber an Ort und Stelle, folglich war der Wiederaufbau der Stadt logisch. Aber in Messina ist niemand geblieben. Es sei also besser, daß die Regierung 100 Millionen für Catania gebe, damit es für die geflüchteten Messinesen neue Stadtteile bauen und sie bis dahin verpflegen könne. Die andern 500 Millionen aber müßten erst recht Catania gegeben werden, damit dieses seinen Hafen ausbauen und so den Hafen von Messina ersetzen könne.“ Die Ausführungen, womit diese Unverschämtheit begründet wird, mag ich nicht wiedergeben. Sie sind zu heuchlerisch. Was soll man zu dem Ganzen sagen? „Niedriger hängen!“

In einer Stadt, wo solche Auswüchse des krassesten Egoismus möglich sind, lohnte es sich, eine kleine Enquête über ihren „Herrn“ zu veranstalten. Es ist der Abgeordnete De Felice, der seinen Ruhm und sein Mandat als Opfer der Unruhen der „fasci“ von 1894 erhielt. Seine Gegner sagen von ihm, er sei erst 1893 Sozialist geworden, weil ihm der Präfekt kein leichtes und nahrhaftes Staatsamt geben wollte. Ich kenne den Mann persönlich, wie unsereins die Abgeordneten in Rom kennen zu lernen pflegt. Etwas anders ist es, die Herren in ihrem natürlichen Milieu zu studieren. Hier sagt man von ihm, er sei sehr intelligent, ermangle aber der Kultur; das niedere Volk schwöre auf ihn als seinen Tribunen. Ein Wink von ihm, und die Stadt sei in Revolte. Er stehe gut mit Giolitti, der ihm nach Art liebender Väter zugleich mit einem Badenstreich eine Liebkosung zu geben pflege. Solche Elemente, wie er, seien aber schädlich; denn da er kein Vermögen, also

nichts zu verlieren habe, könne er nur alles gewinnen durch politische Machenschaften. Augenblicklich sei er von einer wunderbaren Aktivität, er reise zwischen Catania und Messina hin und her, bearbeite die Presse, um den Präfekten von Catania, seinen Feind, zu stürzen. Der Zufall wollte, daß ich, nachdem ich alles das gehört hatte, vorgestern Nacht im Vestibül meines Hotels De Felice traf, wo er einem Chor von Abgeordneten und Journalisten große Reden gegen den Präfekten und die Regierung hielt. Als er mich sah, stürzte er auf mich zu, überhäufte mich mit Liebenswürdigkeiten, und als er erfuhr, daß ich zweimal vergeblich versucht hatte, nach Messina zu kommen, erbot er sich, mich persönlich hinzugeleiten. Außerdem bat er mich, am andern Morgen in das Schweizer Bierhaus zu kommen, da er alle Spezialkorrespondenten in die Hospitäler führen wolle. Ich ging auch hin der Wissenschaft wegen, aber als De Felice auch dort zunächst als Volksredner auftrat, drückte ich mich still. Als ich gestern abend hier in Palermo ankam, traf ich mit einigen Mailänder Politikern zusammen, die ebenfalls von De Felices Ehrgeiz sprachen und dabei bemerkten, er wolle zur Belohnung dafür, daß er das Volk im Zaume halte, Bizetkönig von Sizilien werden (!!). Auch das ist bezeichnend für die hiesigen Zustände.

In der Tat ist der Umstand, daß, wie ich schon schrieb, in Catania alle Arbeiter feiern und die Zahl der wirklichen und angeblichen Flüchtigen aus Messina immer mehr wächst, ein Moment der Beunruhigung. Die Polizei schiebt zwar von Amtes wegen alle nicht aus Messina gebürtigen Opfer des Erdbebens — bis gestern 1200 — nach ihrer Heimat ab, aber es bleiben der arbeitslosen und unzufriedenen Mäuler, die von der Stadtverwaltung und der bürgerlichen Mildtätigkeit gefüttert und gekleidet werden müssen, noch viel zu viele — und Müßiggang ist aller Lasten Anfang! Darum bombardieren die sizilianischen Abgeordneten den Minister der Arbeiten mit Telegrammen, er möge doch schleunigst öffentliche Bauten in Angriff nehmen. Nun wird zum Unglück die Arbeits-

losigkeit durch den Aberglauben gesteigert; denn fortwährend erfolgen noch Erdstöße, die dem Volk jede Lust zum Arbeiten nehmen, da dieses doch unnütz sei, wenn Catania das gleiche Schicksal wie Messina haben werde. Außerdem fordern alle Abgeordneten von der Regierung, sie möge verhüten, daß sich die Skandale von 1905 wiederholen, weil damals bei dem Erdbeben in Kalabrien jede Aktion der Regierung durch den Zwist zwischen dem Militär und den bürgerlichen Beamten gelähmt wurde. Der Bürgermeister der von De Felice beherrschten Stadtverwaltung sendet Protesttelegramme, weil die Regierung die erschöpfte Stadtkasse nicht füllt. Die Besitzenden in Catania sind voller Unruhe, weil die Stadt von Militär entblößt ist. Die Handelswelt wünscht, daß die Verfallszeit aller Wechsel auf Monate prolongiert werde. Kurzum, es ist ein Chaos.

Die hiesigen und die von Rom eintreffenden Zeitungen sind unterdessen — auch ein Zeichen der Zeit und des Milieus — voll von Polemiken. Die „Dra“ schimpft auf die römische „Tribuna“, weil diese gegen die sizilianische Indolenz wetterte. Die „Tribuna“ schrieb nämlich unter anderem, die Zustände in Messina seien jetzt schlimmer als am Tage nach der Katastrophe, wie selbst die Messinesen sagten. „Wenn Italien im Kriege die Hälfte seines Heeres verloren hätte, könnte das Unglück nicht größer sein. Es ist eine Schande, wie Sizilien Messina vernachlässigt hat!“ Der Abg. Cola j a n n i (Republ. Sizilianer) hatte an die Presse Protesttelegramme über die schlechte Aktion der Flotte und der Regierung geschickt. Der „Avanti“ in Rom bestätigt Colajannis Beschwerden und rügt, daß die Regierung Kalabrien ganz vergessen habe. Die italienischen Behörden hätten immer Kopflosigkeit gezeigt, auch die Marine, die sich so 1866 die Niederlage von Lissa zugezogen habe. Gegen diese Angriffe protestieren aber nicht nur Marineoffiziere, sondern auch Giolitti hat sich zu zwei Unterredungen herbeigelassen, in denen er alles aufzählt, was die Regierung geleistet habe, und drei Übel nennt, von denen Italien

in diesem Augenblicke betroffen worden sei: das Erdbeben, die Leichenfledderer und die Baissiers an der Börse, wельч letzteren er freilich das Handwerk gelegt habe, indem er ihnen die Börse mit dem Vorwand der Nationaltrauer schloß. Zum Schluß dementierte Giolitti wiederholt die Meldung, daß Messina bombardiert würde. Freilich sechs Monate lang müsse dessen Gebiet durch einen Truppenkordon zerniert werden, um Infektionen oder gar den Ausbruch der Pest zu verhüten.

### Von Palermo nach Neapel.

Vor der Abfahrt nach Neapel machte ich einen Rundgang durch die Straßen P a l e r m o s. Da im Hotel die Zeitungen immer die gleichen blieben, suchte ich in den Cafés und konnte feststellen, daß Sizilien immer noch von der Welt abgeschnitten ist; die Blätter aus Deutschland reichten bis zum 30. Dezember. Ab und zu bemerkte man vornehme Damen, die, von verwandten Herren begleitet, Geld für die Verwundeten sammelten. Wie häßlich stach dagegen das Benehmen der „Signori“ ab! Schon bei meinem letzten Aufenthalt in Sizilien schrieb ich bittere Glossen über das unsoziale Verhalten der „Herren“, der „capeddi“ (Hüte), die es lieben, ihren elegant ausgestatteten Klub an der Hauptstraße zu ebener Erde anzubringen, wobei Schaufenster in unglaublicher Größe beliebt sind. Das macht sich nun abends bei heller Beleuchtung sehr vornehm, wenn die Herren so ihre Großmächtigkeit zur Schau tragen. Wenn sie sich aber jetzt erst recht großzügig auf ihren Fauteuils räkeln, so ist das ein Schlag ins Gesicht der Humanität. Und das lassen sich die Armen hier bieten? Am Main und am Rhein würde das demokratische Volk die Herzlosen schon Mores lehren.

Underthhalb Stunden vor Abgang des Dampfers — das Billet hatte ich drei Tage vorher bestellen müssen — versuchte ich an Bord

zu kommen. Ich mußte mich durch ein Knäuel balgender Menschen hindurcharbeiten und verlor mein Handgepäck mehrere Male aus den Augen. Auf dem Deck traf ich einen deutschen Kollegen, der seit dem 29. Dezember ohne Verbindung mit seiner Redaktion war; auch er jammerte über den unbeschreiblichen Wirrwarr. Während ich mit ihm rede, sehe ich, wie einige Sizilianer die Beschwörungsgesten machen. Sie trauen dem Dampfer „Marco Polo“ nicht. Vor Monaten brach ihm während der Fahrt die Achse, später noch die zweite Schraube. Er wurde in Reserve gestellt, aber jetzt bei dem großen Mangel an Schiffen auf gut Glück wieder herangezogen. Netze Aussichten! Und nun höre ich den Stewart noch jammern: „Wo soll das hin! Das Schiff ist ja schon gestopft voll! Und immer neue „profughi“ (der Ausdruck für die geretteten Messinesen) kommen!“

Zwei Stunden müssen wir warten. Die Abfahrt verzögert sich, weil die Post (sie hat auch Telegramme von mir) noch nicht fertig geworden ist. Das Meer ist still und glatt. Friedlich erglänzt es im Mondschein. Beim Nachtessen komme ich ins Gespräch mit meinen Nachbarn; es sind Regierungsbaumeister, auf der Rückkehr von Kalabrien und Messina. Sie erörtern als Fachleute die Katastrophe: „Von Kalabrien wollen wir nicht reden; dort sind in den kleinen Städtchen die Häuser aus Feldsteinen, Schlamm und Kot zusammengefügt, wahre Mausfallen. Aber auch in Messina hat man zu leichtsinnig gebaut und geradezu tollkühn mit den Eisenträgern gewirtschaftet. Unverantwortlich!“ Und dann kam das Gespräch auf den Heroismus der Russen. „Ja, so sind wir Italiener. Im russisch-japanischen Krieg haben wir die Japaner gepriesen und die edlen braven Russen verachtet. Jetzt sehen wir, wo Edelmut ist.“ Nach dem Essen erlebe ich eine Szene, die in Deutschland undenkbar wäre. Ein Infanteriehauptmann, dem man die Mattigkeit vom Gesicht abliest, wünscht, daß man ihm nachserviere. Der Stewart zuckt grob die Achseln. „Militärbillette



zahlen dritte und geben Aufenthalt in zweiter Klasse; hier darf ich Sie nicht dulden!“ — „Aber, wenn die zweite Klasse von Verwundeten überfüllt ist, was soll ich tun?“ — „Das geht mich nichts an!“ Und der Hauptmann geht mit Blicken ab, die töten könnten. Ich wende mich wieder zu den Baubeamten. Sie glauben, daß Messina zur Zeit der Katastrophe 180 000 Einwohner hatte; auf 20 000 schätzen sie den Zuzug der Urlauber und Verwandten, die zum Weihnachts- und Neujahrsfest dorthin gekommen waren. Dann fragen sie sich, warum man die Leichen nicht verbrenne, da die Beerdigung im Kalkgrube doch auch eine Verbrennung darstelle. Dann kommt das Thema der Kopfslosigkeit der Beamten wieder an die Reihe. In Bagnara rettete man ein Mädchen, dem die Beine zerschmettert waren. Die Expedition des Roten Kreuzes hatte aber keine chirurgischen Messer. Das Mädchen ging also, weil Amputation unmöglich war, zu Grunde. Auch die Sentimentalität kommt zu ihrem Rechte. Ein russischer Offizier verliebt sich in ein verwundetes Mädchen, das er gerettet hat. Es wird an Bord geschafft; als er später nachkommt, findet er es tot. Dann fehlt auch die wunderbare Rettung einer Familie durch einen Papagei nicht, die wohl die Kunde durch alle Blätter machen wird. Ich bin sicher, daß es sich um Erfindung eines Reporters handelt. Sie sind überhaupt findig, auch manche Zeitungen. Man liest Telegramme aus Orten, wo gar keine Telegraphenverbindungen existieren; auch operiert man mit falscher Datierung — der Konkurrenz wegen. So reproduzierten sizilianische Blätter, die von den Baubeamten herumgereicht wurden, das Telegramm eines Pariser Blattes aus Reggio, von einem Tage an datiert, wo auch die Regierung aus jener Unglücksstadt noch keine Nachricht haben konnte.

Elf Uhr. Das elektrische Licht erlischt. Aus der Ecke des Salons ertönt ein Protestschrei: „Aber ich muß arbeiten!“ — „Tut nichts“, erwidert der Stewart, „Ordre des Kapitäns; die Leute, die keine

Kabine haben, wollen und müssen hier schlafen!" Ich sehe mir den Protestierenden an. Es ist der norwegische Dichter Bernt Lie, der dem jugendlichen Björnson gleicht. Er ist verzweifelt. „Sehen Sie“, sagt er mir, „ich kam durch List vor dem Belagerungszustand nach Messina. Ich bin hundemüde, physisch, geistig, moralisch. All die Tage war ich unfähig zu arbeiten, zu denken. Das Elend ist unfaßlich. Und dann der Leichengeruch, der mich mein ganzes Leben lang verfolgen wird! Dazu keine Kabine. Schlafen kann ich schon seit einigen Tagen nicht, und ob mir's in dieser Ecke gelingt?“

Ich gehe auf's Deck der dritten Klasse. Neben mir sagt ein höherer Offizier: „Ganz wie in Kalabrien!“ In der Tat, wie diese Ärmsten der Armen auf den Platten liegen, wie Pakete, buntermalig übereinander. Leben sie überhaupt noch? Einzelne zerlumpfte Männer haben sich in Decken so eingehüllt, daß sie Säcken gleichen. Und dazwischen eine Jöhle. Ein Rotkäppchen, pausbäckig, drei Jahre alt, sitzt heiter und still zwischen all dem Elendsvolk und spielt mit einem Luchsfexen, den es sich zur Puppe gewandelt hat. Das Bild wirkt im Mondschein noch lieblicher.

In der Kabine sind wir zu drei Mann. Nummer eins schnarcht schon, daß die Wände zittern. Nummer zwei, der sich gerade schlaffertig macht, ein sympathischer, vornehmer Herr: „Ob wir schlafen können? Dies Schnarchen ist ja Erdbebengetöse!“ Er hatte recht. Schlaf fanden wir alle beide nicht. Das war schon kein Schnarchen mehr hinter dem roten Vorhang, nein, Schluchzen, Stöhnen, unterdrücktes Schreien eines Gewürgten. Am andern Morgen, als der Schnarcher für einige Augenblicke die Kabine verließ, sagte Nummer zwei mit gepreßter Stimme zu mir: „Ich muß um Entschuldigung bitten. Gestern abend wußte ich nicht, wer der Herr war. Jetzt kenne ich ihn. Es ist der dritthöchste Beamte im Postministerium. Er hat acht Verwandte in Messina verloren und ist bis heute ohne Nachricht. Den hat diese Nacht der Alp gedrückt.“

Nachher komme ich mit dem Schwergeprüften ins Gespräch. Nachdem ich ihm vergebens Trost zugesprochen, lenkt er ab und spricht von dem braven Postbeamten, dem es zu verdanken sei, daß die Regierung so verhältnismäßig schnell unterrichtet wurde. Er tat Dienst im Postwagen zwischen Messina und Siracusa. In der Unglücksnacht war er frei und schlief in Messina. Als der Stoß erfolgte, hatte er die Geistesgegenwart, sich unter die Türpfeiler zu flüchten und blieb so heil. Er wartete von halb sechs bis halb sieben auf neue Stöße, dann kletterte er über die halb erhaltene Treppe ins Freie, rollte seinen Dienstmantel über den Rücken, um sich gegen herabfallende Steine zu schützen und kroch über die Trümmerberge bis zum Strande. Von dort lief er zum Zentralbahnhof, und, als er diesen zerstört und keinen Zug fand, ging er zu Fuß über Giardini (Taormina) längs der Geleise bis Scaletta, wo er ein dringendes Telegramm an den Provinzialpostdirektor von Siracusa abgab. Durch ihn erfuhr das Unglück als der erste der Postminister, der den Minister des Innern benachrichtigte. Leider glaubte man zunächst in Rom, die süditalienische Einbildungskraft habe übertrieben; als man aber die ganze Größe des Unglücks kannte, verheimlichte man sie, um dem Volke die Kunde stückweise beizubringen; denn der Eindruck der Wahrheit hätte bei den vielen Messinesen und Kalabresen in Rom, Neapel, Palermo Tumulte hervorgerufen. Und so sprachen wir noch lange über den Gegensatz zwischen Nord und Süd, über die Vorherrschaft der nordischen Plutokratie, die Süditalien wirtschaftlich gerade so behandle, wie früher Frankreich ganz Italien gegenüber verfuhr. Auch das Thema Rasi wurde angeschlagen; denn es beherrscht die Sizilianer noch immer.

Doch ich ging auf neue Kunde aus. Beim Kaffee treffe ich mehrere Abgeordnete und den Senator *Paterno*, den Direktor des Zentralgesundheitsamtes; er erklärte, „General *Mazza* ist ein guter Soldat, aber kein Mann der Aktion, von einem Bom-

bardement Messinas ist keine Rede mehr, höchstens würden partielle Sprengungen vorgenommen, aber erst nach Wochen". Die Stadt ist in acht militärische Zonen eingeteilt; jede Zone erhält an der Peripherie einen Spezialkirchhof, wo die Leichen in Kalk beerdigt werden. Man glaubt, da der Transport äußerst schwierig ist, nur 1000 Leichen jeden Tag beerdigen zu können. — In Messina dauert das Erdbeben fort. Am 2. Januar erfolgte ein solcher Stoß, daß das halbzerstörte Rathaus ganz einfiel. Selbst die Kriegsschiffe wurden derart geschüttelt, daß die „Königin“ Kontusionen erhielt. „Wir sind noch in einer Periode seismischer Aktivität und es ist kein Vergnügen, in der Erdbebenstadt zu weilen. Die Leichen, die unter den Trümmern liegen, werden dort gelassen, da der Dauerregen den Kalkverputz der Häuser über sie schwemmte und ihnen so mit Sand und Mörtel ein hygienisches Grab bereitete. Nur an vereinzeltsten Stellen wird Kalk geschüttet. Ob die Überlebenden, die in Nischen und Kellerhöhlen noch atmen, geborgen werden können, ist fraglich, denn die Aufräumungsarbeiten werden selbst bei weißester Organisation drei bis vier Jahre dauern.“ Nun verbreitete sich der Herr Senator als Arzt und Physiologe über den Nervenchoc, den Katastrophen mit sich bringen. Er fand bei vielen Geretteten in Messina Stumpfheit, Gleichgültigkeit, Amnesie. Auch Fälle von feiger Furcht und Zwangsvorstellungen teilte er mit. Ein Mediziner, Professor G a b i, lag ganz heil unter den Trümmern; er war ganz bei Sinnen und konnte noch logisch denken. So sagte er sich: „Auf meinen Knien liegt ein Stein, den ich mit einem Händedruck entfernen kann.“ Aber er hatte nicht die Kraft, sich zu bewegen. Zum Glück rettete ihn sein Sohn. Dann wich der Starrkrampf. Und derselbe Mann trennte sich dann von seiner Familie, um sich sofort der Pflege der Verwundeten zu widmen. Weiter sprach Senator Paterno über die Russen. „Man hat es als etwas Staunenswertes gepriesen, daß sie alles Handwerkszeug zum

Ausgraben, ja sogar Armhandschuhe hatten zum Schutz gegen Infektion. Aber man darf nicht vergessen, ihre Schiffe waren nach der Mandschurei bestimmt, mußten also wie zum Kriege ausgerüstet sein, während unsere und die fremden Kriegsschiffe, wie immer im Frieden, sich darauf verlassen konnten, daß sie alles Fehlende in irgend einem Hafen ergänzen könnten. Die Katastrophe traf sie also unvorbereitet."

Die Ausschiffung bei Sonnenaufgang, der das Hafenbild überaus malerisch machte, war wieder eine einzige Balgerei. „Ordnung lernen die Südbitaliener nie“, rief mir der norwegische Dichter zu, der in einem Knäuel von Matrosen, Flüchtigen und Gepäckträgern eingekleilt war. Am Nachmittag traf ich ihn wieder auf dem Telegraphenamte: „Nein, dieses Chaos auf der Präfektur! Was mich das an Trinkgeldern kostete, um bis zum Präfekten vorzudringen! Und dann habe ich doch nichts erfahren.“ Auch ich klagte mein Leid. Ich hatte am Morgen eine Statistik der in Neapel eingetroffenen „profughi“ erfahren wollen. Auf keiner Redaktion konnte man mir Antwort geben, dafür verwies man mich ans Arsenal. Aber das war von einem Kordon Marine-soldaten umstellt, die keinen Menschen durchließen. Auf den Redaktionen erfuhr ich, mir zum Troste, daß es selbst italienischen Spezialkorrespondenten sehr schlecht erging. Einer der Korrespondenten des „Corriere della Sera“, der wadere Feuilletonist Civinini, wäre sogar beinahe als Räuber behandelt, d. h. erschossen worden, als er in Messina neben der Leiche eines jungen Mädchens ein Paß Liebesbriefe aufhob. Ein Kollege, der Militärmütze und Offiziersmantel trug, rettete ihn. Auch wurden mir die Schwierigkeiten der Nachrichtenübermittlung berichtet. Die Korrespondenten des „Corriere“ beginnen alle ihre Meldungen mit den Worten: „Ich weiß nicht, ob das folgende ankommt.“ Im Zeitalter der Funkentelegraphen und im Vaterlande Marconis müssen sie ihre Briefe einem in Messina improvisierten Telephon anvertrauen.

Die Phonogramme kommen dann von Palermo per Post (ein einziger Dampfer täglich!) nach Neapel und gehen von dort telegraphisch weiter. Und dabei handelte es sich um das größte, reichste Blatt Italiens, das wahrlich keine Kosten zu scheuen hat. Wie soll es da auswärtigen Korrespondenten ergehen, die selbst mit den größten Geldopfern nichts machen können, da man sie vielfach als lästige Eindringlinge und Störenfriede betrachtet.

Am Nachmittage besuchte ich das deutsch-schweizerische Klubhaus „Museum“, den Sitz des „Hilfskomitees der Fremdenkolonie“, dem Deutsche, Schweizer, Engländer, Amerikaner und Österreicher angehören. Alle Räume, auch der Ballsaal und das Theater sind zur Aufnahme, Verpflegung und Kleidung der italienischen Flüchtlinge eingerichtet. Welch herzerquickende Charitas, Welch schnelle Organisation und Besonnenheit und Welch praktischer Sinn! Und kein italisches, kein neapolitanisches Blatt hatte bisher von diesen Fremden Notiz genommen, die bis zum 6. Januar über 150 000 Lire ausgegeben, zwei Hospitäler eingerichtet, 200 Flüchtlinge gebadet, desinfiziert, gekleidet, verpflegt, untergebracht hatten, ja sogar einen Dienst eingerichtet haben, um auch für die Zukunft der Pflegekinder zu sorgen, indem man ihnen Arbeit vermittelt und ihnen Wohnungen besorgt, die man mit den notwendigsten Möbeln ausstattet! Meine Bewunderung kannte keine Grenzen, als ich die Küche, den Desinfektionsaal, das zum Schlaffaal verwandelte Theater, die Schneiderwerkstatt im Ballsaal sah. Ehre den wackeren Landsleuten! Aber eins bekümmert sie: Während sie so für die Sizilianer sorgen, können sie sich nicht der eigenen Landsleute annehmen, die in Messina Hab und Gut verloren haben. Da muß die Heimat einsehen, um diesen Armen zinslose Vorschüsse zu geben, damit sie sich eine neue Existenz gründen können. Man adressiert an Konsul Karl Ujelmeyer oder an das Hilfskomitee der Fremdenkolonie, Via Egiziaca 41, Circolo Museum, Villino Weiss.

Neapel, 6. Januar 1909.

Belcredi vom „Messaggero“ entwirft ein schauerliches Bild vom Chaos der Bureaufratie in Messina. Der Ministerpräsident Giolitti habe alle Vorkehrungen getroffen, aber den Fehler begangen, zu viele Chefs zu schicken. Die Folge sei höchste Konfusion. Die Boote der Kriegsschiffe konnten zur Rettungsaktion nicht benützt werden, weil Gegenbefehl gebracht wurde. Alles war an Bord vorhanden: Wasser, Brot, Arbeitswerkzeuge, aber sie wurden nicht verteilt, und da Hafenspolizei mangelte, mußten die Kriegsschiffe zu weit vom Lande ankern. Der Dampfer „Duca di Genova“, der wegen seiner Neuheit vorzüglich zum Hospitalschiffe geeignet gewesen wäre, wurde vom Oberkommandanten zum Generalquartier erkoren, anstatt daß dieser aufs Land unter eine Parade ging; freilich, in der Parade wäre vielleicht eine gute Verpflegung unmöglich, die das Generalquartier derart bekümmerte, daß zwei Stunden verloren gingen mit der Festsetzung der Tischordnung. Während unterdessen die Soldaten am Lande laut darüber klagten, daß sie zur Untätigkeit verurteilt waren, und das Brot auf den Schiffen schimmelte, wies man das Angebot eines fremden mit Lebensmitteln beladenen Dampfers zurück, der selbst die Ausschiffung der Güter besorgen wollte. Die Einsetzung eines bürgerlichen Diktators wäre notwendig, der über den Rivalitäten einzelner Waffengattungen stünde. Hand in Hand mit der Konfusion geht die Abneigung der Behörden gegen die Journalisten, die wie Räuber behandelt werden.

Nachrichten aus Scilla in Kalabrien melden unsagbares Elend. Die Stadt ist ganz zerstört und verlassen; infolgedessen entwickeln die unbeerdigten Leichen einen solchen Gestank, daß die Annäherung unmöglich ist. Ein englisches Schiff, das retten wollte, war zur Umkehr gezwungen.

Neapel, 7. Januar 1909.

Gestern veranstaltete der Erzbischof von Messina eine Prozession zum Kirchhof Maregrossa, und segnete dort das Massengrab; dann zog er zum erzbischöflichen Palast, wo er die dort verschütteten Geistlichen segnete. Die Verteilung der Lebensmittel wurde plötzlich eingestellt, da vorgestern 50 000 Rationen verteilt wurden, während die Zahl der Flüchtigen, der Beamten, und Soldaten 20 000 nicht übersteigt. Dies ist ein Zeichen, daß die Bauern der Umgegend Messina als Wohltätigkeitsasyl betrachten. Der Oberkommandant verfügte, daß Lebensmittel nur noch vom Kriegsschiff „Regina Elena“ ausgegeben werden. Hier werden alle zurückgehalten und vor die Wahl gestellt, in Messina zu bleiben ohne das Recht der Verpflegung, oder sich nach dem Kontinenttransportieren zu lassen.

Diese Maßregel erbitterte die in Messina weilenden Abgeordneten; sie protestieren und verlangen den Wiederaufbau der Stadt und einstweilen die Staatsverpflegung aller ihrer Bürger. Die in einem Eisenbahnwaggon versammelten siebzehn übriggebliebenen Provinzialabgeordneten forderten energisch, daß ihnen die oberste Zivilgewalt in der Stadt übergeben werde, ein Ansinnen, das den Spott Antonio Scarfoglio über ihren naiven Egoismus hervorruft. Scarfoglio meldet weiter, alle Kirchen seien zerstört bis auf St. Andrea Avellino, die vor Monaten wegen Baufälligkeit geschlossen wurde. Die Aufzählung der in der Nähe von Messina zerstörten Orte sei schwierig, eine Statistik unmöglich; Italien werde nie erfahren, wie viele seiner Söhne im Messinagebiet zu Grunde gingen.

Giolitti erließ ein Dekret, um den Fällen der Ausbeutung von flüchtigen jungen Mädchen zu steuern. Der Marineminister befahl die schleunigste provisorische Herstellung der Leuchttürme, um die Schifffahrt in der Meerenge von Messina wieder zu sichern. Die Spezialkorrespondenten des „Giornale d'Italia“, eines Oppo-



sitionsblattes, beklagen es, daß der Zugang nach Messina den Journalisten verwehrt sei.

Gestern vollendete ein neuer Erdstoß die völlige Zerstörung des berühmten Campo Santo von Messina. Freilich ist dieses selbst jetzt ein einziger Kirchhof oder ein verlassenes Schlachtfeld, das mit Leichen überfüllt ist. Der Abgeordnete Principe Scala, der eine Hilfsexpedition von Rom nach Kalabrien bringen wollte, meldet die höchste Eisenbahnmisère auf der kalabrischen Strecke.

In Reggio ist die Yacht „Emma“, an Bord Dr. Graevenig vom Geologischen Institut in Jena eingetroffen. Dr. Graevenig hat Messungen in der Meerenge vorgenommen. Im Süden der Meerenge, wo bisher die Tiefe 1000 Meter war, wurden nur 450 Meter gefunden. Die Tiefe zwischen Capo Peloro und Punta Pezzo, die bisher 80 Meter betrug, ist nur noch 12 Meter. Dr. Graevenig erklärt, die Konvulsion des Bodens dauere fort; also dürfe die Dauer des Phänomens noch nicht als beendet betrachtet, jedenfalls müsse die Hydrographie der Meerenge wissenschaftlich neu bearbeitet, auch das Relief der Küsten neu aufgenommen werden.

### Weitere Hindernisse.

Neapel, 8. Januar 1909.

In der Heimat kann man sich den hiesigen Wirrwarr nicht vorstellen. Weiß Gott! Ich bin bei den schlaflosen Nächten in Catania, wo die Erdbebenpanik alle ergriffen hatte, nicht nervös geworden, wenn auch der Wind an den schlecht schließenden Fenstern sehr oft rüttelte und so manchmal Erdbeben vorkäufte; ich hielt auch sehr oft, selbst wenn es sehr schwer fiel, dem Schmerzensausbruch der Vertriebenen und dem Weinen der Frauen aus Messina stand, aber hier drohen meine Nerven zu versagen. Ich glaube, man

müßte zuerst in einen Gefriertraum gehen, um sich eisige Ruhe zu erwerben. Seit gestern Mittag werde ich nicht nur von Pontius zu Pilatus, sondern auch von Herodes zu Kaiphas geschickt; ich bin ein Rohrpostbrief, der von Station zu Station gepustet wird, ein Tennisball, von Ecke zu Ecke geschleudert. Auf der „Navigazione Generale“ fing's an. „Gehen Sie zum Seekommando!“ Das heißt, ich fahre in den Marterwägeln, die die Form der Muschelboote haben, in denen die Meerergöttinnen, vor allem Galathea, zu reisen pflegten; nur sind sie nicht so bequem. Dabei sind auch Neapels Rutscher alle unsicher geworden; sie fahren mit großer Konsequenz an die falsche Adresse. Das *See Kommando* im alten Anjouschlosse ist von Marinesoldaten umzingelt. Ein Offizier weist mich zum *Division Kommando*. Dort angekommen werde ich zum *Korps Kommando* gewiesen, das sich glücklicherweise im gleichen Palazzo befindet. Ein Adjutant liebenswürdigster Art will mir sogleich einen *permesso* ausstellen und fragt, ob ich noch am gleichen Abend abreisen wolle. Ich sage natürlich freudigst Ja. Er verschwindet, um den Schein auszufertigen. Nach zehn Minuten kommt er zurück und bedauert, daß der meinem Gesuche als Grundlage dienende Paß des Präsekten von Catania das Visum des Präsekten von Neapel haben müsse. Also auf zur *Präsektur*. Hier werde ich, nachdem ich bis zum Vorzimmer des Allerheiligsten durchgedrungen bin, zunächst mit großem Mißtrauen betrachtet, von Kopf bis zu Füßen gemustert und schroff abgefertigt. Nach längerem Parlamentieren läßt sich der Zerberus herab, zum Präsekten zu gehen. Ihn selbst dürfe ich nicht sprechen. Gut! Nach zehn Minuten kehrt Herr Zerberus zurück. „Unmöglich. Sie müssen Erlaubnis vom Ministerium in Rom haben. Wenn Sie keine Geduld haben, auf Antwort zu warten, so fahren Sie nach Palermo und Catania, Sie haben ja von der dortigen Präsektur Erlaubnis!“ So höflich das auch gesagt wurde, es klang wie Hohn. Sofort eile ich zum Telegraphenbureau und telegraphierte an den Minister des Außern, dann zum deutschen Generalkonsulat. Die

Bureaus sind geschlossen, der Herr Generalkonsul dienstlich abwesend. Heute morgen wende ich mich mit dringendem Telegramm persönlich an den Korpskommandanten, den Herzog von Aosta. Dann fahre ich wieder zum Generalkonsulat. „Geben Sie mir, bitte, irgend eine Legitimation, oder eine gestempelte Erklärung, die mich ausweist und mich vor dem Präfekten legitimiert“, sage ich zum Sekretär, da der Herr Generalkonsul amtlich draußen beschäftigt ist. Mir wird zur Antwort: „Fahren Sie zum Bahnhof, dort kommt der Luxuszug an mit der Berliner Hilfsexpedition; der Herr Vizekonsul Freiherr von Stein wird Ihnen weiterhelfen.“ Also zum Bahnhof. Dort treffe ich nach langem Suchen den Herrn Vizekonsul. Auch er ist untröstlich; er meint, der Präfekt sei zu ängstlich geworden. Auch gestern habe er einen deutschen Kollegen darauf aufmerksam machen müssen, daß der amtliche Weg über Generalkonsulat, Botschaft, Ministerium in Rom bei dem Andrang der Geschäfte drei, vier Tage erfordern könne. „Wenn ich mich dann der Berliner Expedition anschließe?“ — „Warum nicht? Aber sie geht über Palermo nach Catania und Syracus; soeben hat das Rote Kreuz in Rom diese Weisung erteilt.“ Das kann mir nichts nützen. Schließlich findet der Herr Vizekonsul einen Ausweg. Er schreibt eine Karte an den Präfekten, worin er die „Frankfurter Zeitung“ nach ihrer Bedeutung charakterisiert und darauf hinweist, welche großen Summen die Zeitung schon für die Opfer der Erdbeben in Italien in ihrem Leserkreis zusammengebracht hat. Sofort fahre ich zur Stadt zurück. Auf dem Wege komme ich am deutschen Konsul vorüber. Wir leben im Lande der Konnexionen, vielleicht kennt Herr A s e l m e y e r einen Präfekturrat persönlich? Also Halt! Herr Konsul A s e l m e y e r ist sehr freundlich, aber er erklärt: „Ich bin nur kaufmännischer Konsul!“

Unterdessen ist es Mittag geworden. Vor drei Uhr darf ich auf der Präfektur nicht stören. Ich habe ja auch noch Zeit, da Schiff oder Zug erst abends nach Süden gehen. Im Hotel treffe ich den Aller-

welts-Korrespondenten Belcredi, der in China, Amerika, Marokko, Abyssinien und sonst wo noch bekannt ist. Er kommt von Messina zurück. „Sie wollen dahin? Machen Sie sich keine Illusionen! Der Säbel herrscht. Auch ich habe in Rom am 29. Dezember allen meinen Einfluß aufbieten müssen. Kommen Sie dennoch durch, so riskieren Sie, als Räuber erschossen zu werden.“ — „Aber auf dem Umweg über die jonische Küste komme ich wenigstens nach Reggio.“ — „Jawohl, versuchen Sie es. Auf der Linie Neapel-Reggio kommen Sie nicht durch; denn nicht achtzehn Kilometer, nein vierzig sind nördlich von Reggio zerstört, Wagen finden Sie nicht und ein Schiff, eine Barke auch nicht, und wenn Sie fünfhundert Lire bieten. Selbst der Abgeordnete de Raba, der in Reggio alles verloren hatte, mußte mit einem Wiener Korrespondenten von Bagnara nach Neapel zurückkehren.“ Ich frage ihn nach dem Eindruck, den er in Messina erhalten habe. „Schrecklich, der Wortschatz versagt. Ich habe viele Schlachtfelder gesehen, viele Zerstörungen durch Erdbeben, Überschwemmung, Erdstöß, Brand, aber Messinas Grauen ist einfach unbeschreiblich!“ — „Und was sagen Sie vom Wiederaufbau Messinas? Die Abgeordneten, die ich in Palermo traf, befürworten ihn?“ — „Wo wollen Sie hin? Die Abgeordneten denken nur an ihr Mandat, obschon viele alle ihre Wähler verloren haben. In Messina sind 100,000 Leichen, wenn nicht mehr. 25,000 Gerettete erklärten, unter keinen Umständen mehr dorthin zurückkehren zu wollen. Der Wiederaufbau kostet anderthalb Milliarden. Der Hafenkai senkt sich beständig, die Unterstadt ist bedroht, die Erdstöße dauern fort. Welche Regierung will die Verantwortung für das Leben derjenigen übernehmen, die leichtsinnig genug sind, es zu riskieren.“ Ich spiele dann auf die strategische Bedeutung Messinas an, die den Wiederaufbau empfiehlt, bemerke auch, daß nach den Zeitungen Frankreich zwölf Millionen für Messina angeboten habe unter der Voraussetzung, daß die Stadt wiedererrichtet werde, daß nach dem „Daily Telegraph“ auch Englands

Regierung sich an der Erneuerung der Stadt beteiligen wolle, weil deren Erhaltung in ihrem Interesse liege. „Ma che!“ antwortet Belcredi, „Italien läßt sich weder von Frankreich noch von England Bedingungen vorschreiben. Die strategische Bedeutung Messinas hört auch jetzt nicht auf, die Forts haben wenig oder gar nicht gelitten, und im Notfall können wir neue Forts auf den felsigen Höhen errichten.“ —

Ich habe mich wohl gehütet, diese Äußerungen Belcredis zu telegraphieren, denn die Zensur ist doppelt streng, und ihr oberster Herr, der Ministerpräsident Giolitti, nervös geworden; hat er doch an alle italienischen Zeitungen eine energische Mahnung gerichtet, worin er sie vor den phantastischen Berichten der Korrespondenten warnt. Dabei hat auch der Diktator-General *Mazza* in Messina jetzt ein Preßbureau für die Journalisten eingerichtet, damit sie authentische Nachrichten erhalten. Alles schön und gut! Aber wenn man die Journalisten hindert, nach Messina zu gehen, um an dieser lauterer Quelle der Wahrheit zu schöpfen? Erkläret mir, Graf Derindur! Doch ich verzichte auf Antwort.

Anderer unangenehme Töne klingen in das allgemeine Gland hinein. Aus Kalabrien dringt an die Presse der Notschrei: „Schützt uns vor den Bauunternehmern und den Spekulanten, die uns 1905 ausgebeutet haben!“ Von Palermo und Neapel aus warnen angesehenere hochgestellte Personen in der Presse zur Vorsicht in der Verteilung der Wohltätigkeitsgelder; denn „vestigia terrent“. Die Erfahrungen von 1894 und 1905, die zu den bekannten parlamentarischen Untersuchungen führten, sind noch in aller Gedächtnis. Ein Blatt schreibt aus Kalabrien: „Wir haben nur Vertrauen in das Pionierkorps!“ Ganz wie 1905, wo mir in den zerstörten kalabrischen Dörfern die Pfarrer händeringend entgegenkamen: „Bitte, schreiben Sie in den Zeitungen, daß man die Hilfs-gelder nur den Karabinieri anvertraute!“

Unterdessen ist Professor Spinelli, der einen ersten Trupp des Roten Kreuzes nach Messina geleitet hat, hierher zurückgekehrt. Er dringt darauf, daß man die Rettungsarbeiten nicht einstelle. Das Beispiel von Casamicciola beweise, daß man noch Lebende finden müsse. Dort habe man noch nach fünfzehn Tagen Lebende entdeckt. In Messina aber hätten in vielen Häusern die Trümmer Schutzdächer über Kellern und Parterreräumen gebildet. Aberhunderte seien also noch dort zu finden, mit aller Wahrscheinlichkeit hätten diese auch noch irgendwelche Nahrungsmittel. Viele seien auch in Starrkrampf gefallen; das habe er selbst bei der Braut eines Soldaten gesehen. Sie wurde nach sieben Tagen gerettet und hatte das Zeitgefühl verloren; sie meinte, das Unglück sei an Weihnachten passiert, und sie hatte die Empfindung, daß sie nur kurze Zeit ohnmächtig gewesen sei. „In Messina brauchen wir Ärzte anstatt der vielen Gewehre. Auch soll man die Geretteten nicht abschieben, nein, im Gegenteil, sie militärisch mobil machen, in Gruppen ordnen, damit sie angeben können, wo ihre Verwandten lebten. Ihr Rat vermag mehr als die unbelehrte Hilfe der Soldaten, die von auswärts kommen und Stadt und Gegend nicht kennen.“ Auch Professor Spinelli ist für den Wiederaufbau von Messina. Doch empfiehlt er nur zweistöckige Zementhäuser und die Anlegung großer Plätze. Am besten freilich wäre es, wenn man das Beispiel eines Arztes aus Messina befolge, dessen Haus heilgeblieben sei. Allerdings sei sein System sehr kostspielig. Er hatte ein anderthalb Stockwerke hohes Haus aus armiertem Zement, das rings von Eisenbändern umschient war; denn er war stets von der Erdbebenfurcht geplagt gewesen. Römische Baubeamte empfehlen dagegen Häuser aus Holzfachwerk, dessen Zwischenräume mit Zement ausgefüllt werden.

Wann ich den nächsten Brief schreiben werde und wo, das wissen die Götter.

## Auf der Fahrt nach Messina.

An Bord der „Sardegna“, 10. Januar 1909.

Endlich — ich traue meinen Augen kaum, — habe ich Erlaubnis-schein des Präfekten von Neapel, Paß des Ministeriums des Innern, Bisum des Armeekorpskommandanten! Ich darf in allen Erdbebengebieten frei umherstreifen. Hastig treibe ich meinen Kutscher zur „Navigazione Generale“. Dort neue Schwierigkeiten. Der Kassierer will mir die Passierkarte des Präfekten zurückhalten. Als Beleg. Das ist Vorschrift. Ich stürze in die oberen Stockwerke zum höchsten Herrn. Er ist Genueser. Sofort schicke ich alle meine genuesischen Bekannten ins Gefecht, darunter auch General C a n z i o, Garibaldis Schwiegerohn; zur Unterstützung zitiere ich den Mächtigen der Gesellschaft, Vincenzo F l o r i o. Der Sieg ist mein. Man macht eine Ausnahme. Doch wird mein Schein zunächst mit der Maschine kopiert; denn Dokumente für die Obersten der Kriegsdiktatur sind nötig. Der Herr Sekretär aus Genua gibt mir sogar eine Empfehlung an den Kommandanten der „Sardegna“ mit.

Um sechs Uhr abends fahre ich zum Hafen. Im Ohr summt mir das Wort des Adjutanten des Herzogs von Aosta: „Wir übernehmen keine Verantwortung, Sie gehen auf eigenes Risiko!“ Auf dem Dampfer (ein transatlantischer, der sonst nach Brasilien fährt) wirkt die Empfehlung des Genuesen. Ich erhalte eine prachtvolle Einzelkabine. Geschäftiges Treiben an Bord; Lebensmittel, Riesenflaschen („damigiane“) werden eingeladen, Soldaten, Polizisten eingeschifft. Aber die herrlichen Salons sind leer. In erster und zweiter Klasse nur ein Duzend Passagiere, Offiziere, Polizeikommissare, Mailänder Herren vom Roten Kreuz. Wir haben starke Verspätung. Um zehn Uhr erschallt Kanonendonner. Was ist passiert? Amerikanische Kriegsschiffe fahren ein. Neuer Schreck! Wie die Anker gelichtet werden, haben wir einen Zusammenstoß mit dem Dampfer „San Giorgio“. Am Backbordgeländer werden

armdicke Eisenstangen geknickt. Der Kapitän flucht vor sich hin. Bewegtes Meer! Dem Vesuv gegenüber erhebt sich scharfer Wind. Das Schiff rollt. Wie prächtig werde ich in meinem Bett gewiegt! Zum ersten Male in diesen Tagen denke ich nicht an Messina.

Früh bin ich auf Deck. Das Schiff tanzt. Das Wasser ringsum scheint zu kochen; es wirft Blasen auf. Bald gleicht es flüssigem weißgeädertem Schwarzmarmor, bald breiigem Grauschiefer. Ein Gespensterschiff scheint's. Kein Mensch zu sehen. Jetzt betrachte ich mir die Batterien der „damigiano“; sie sind nicht mit Wein, wie ich dachte, sondern mit Lyfzol gefüllt. Über fünfhundert Stück. Am fernen Horizont taucht der Stromboli auf. Er gleicht einem Riesenkarabinierhut mit weißem Federbusch. Und schaut so unschuldig aus, der von Jules Verne verherrlichte Maleficus! Freilich hat er sich diesmal auch ruhig verhalten. Auch die Sonne steigt in unschuldiger Klarheit auf; was stört sie der kleine Erdenjammer? Hinter mir ruft ein Bersagliereoffizier. Er hat kurz vor der Abfahrt noch eine Abendzeitung ergattert. Und ich lese den Bericht über die Erdbebensitzung der Kammer. Wie kleinlich scheint die konventionelle Rhetorik vor der gewaltigen Sprache des Meeres! Und einzelne Abgeordnete weinten, sogar der Sozialist von Catania, De Felice!

Ein Teil der kalabrischen Küste erscheint im Nebelfog. Vor ihm schaukelt ein kleiner Zweimaster. Der Scirocco pfeift und tobt, daß ich zum Salon flüchte. Wir steuern dem Stromboli zu. Das Meer ist etwas stiller geworden. Nicht mehr tanzen am Horizont wie huschende Möven die weißen Wogenkämme. Die Sonne nimmt ihren Schleier vor. Im Westen rücken fünf Inseln die Köpfe hervor. Es sind die Stätten, in denen Odysseus einst den Windgott Kolos aufsuchte. Ein Polizeikommissar kommt von draußen und schimpft über die Kälte; dann spricht er über die Zustände in Neapel und den Belagerungszustand im Süden. „Früher kommandierten wir, jetzt rächen sich die Gamaschen an uns!“



Über dem Meere liegt graue Ode. Wir nähern uns der Stätte des Verderbens. Fast scheint's, als sähe man die düsteren Fittiche des Todesengels. Nur die Stöße der Maschinen; sonst hört man keinen Laut. Der Stromboli rückt näher. Der Rauch des Kraters hat phantastische Form; man glaubt, ein weißer Riesenelephant stehe hinter dem Vulkan und stecke Kopf und Rüssel fürwizig herüber. Und jeden Augenblick gibt der Wind der Rauchwolke andere Gestalt. Und näher kommt der Stromboli. Er scheint uns anzusaugen, wie der Magnetberg aus Tausend und eine Nacht. Am Saum seiner blauen Schleppe schimmert es weiß, wie Unterrockspitzen unter einer Damenrobe hervorlugen. Es sind die weißen Häuser von San Vincenzo.

Im Süden werden die madonischen Berge der Nordküste Siziliens sichtbar, und auch die Spitze von Kalabrien rückt heran. Die Meerenge zeigt sich. Die Schroffen des Aspromonte sind schneebedeckt. Das Wetter hellt sich auf. Dunkelblau sind die Berge, so daß das Meer graue Schlammfarbe zeigt. Das zerstörte Bag n a r a taucht auf, dann links davon auf der Höhe P a l m i; das durch den Schwertfischfang berühmte Scilla folgt südlich; trübig ragen noch die Trümmer des geborstenen Kastells auf dem steilen Kap, wo einst das Ungeheuer Scylla die Genossenschar des Odysseus lichtete. Dann folgt das gleichfalls hart mitgenommene C a n i t e l l o. Zwei schwarze italienische Kriegsschiffe steuern auf Scilla zu, drei gelb-weiße amerikanische kommen uns entgegen.

Ha! Wir reden die Hälse. Der L e u c h t t u r m der Meerenge, der berühmte „Faro“ kommt. Wir fahren hart an ihm vorbei. Er hat anscheinend nicht gelitten, ist aber dienstuntauglich. Doch das Dorf zu seinen Füßen hat alle seine Dächer verloren; in einigen Häusern haben die Krallen des Erdbebens die Brust aufgewühlt, die Schulterblätter ausgerissen. Umgestürzte Barken liegen im Wasser. Die Bevölkerung lebt in Zelten. Regenwolken verdecken den Blick auf den Atna und schweben unheilträuend über Messina, das gelb-

rot durch den Nebelduft gleißt, anscheinend heil und ganz. Aber Villa San Giovanni gegenüber hat Schweres erduldet. Kirchen liegen am Boden. Häuser sind halbiert. Ein italienisches Kriegsschiff, begleitet von einem Torpedoboot, liegt zum Troste vor der Keede. Auf der Seite Messinas folgen jetzt Ruinen auf Ruinen. Vier, fünf, sechs italienische Kriegsschiffe zeigen sich. Auch ein deutscher Handelsdampfer, der zum Hospital gewandelt ist. Hinter ihm folgen graue englische schwimmende Festungen, dann zwei amerikanische.

Und nun schimmert die grüne, lachende Pracht der Gärten Messina's. Wir kommen in den Hafen. Nur an einzelnen Stellen ist die stattliche Palaststraße am Kai (die Palazzata) von grinsenden Läden unterbrochen. Doch bei näherem Hinschauen erblickt man in den noch ragenden Fassaden, wo das Dach direkt auf den riesigen dorischen Säulen aufsitzt, schwere klaffende Wunden. Zelte und Baracken stechen mit ihrer Armlichkeit grell ab. Zwei Barlassen der Polizei nahen, fragen uns aus. Am Strande schleicht eine Droschke vorbei. Wie ein Ameisenhaufen krabbelt an einer anderen Stelle geschäftiges Soldatenvolk, aber lautlos. Überhaupt dieses Schweigen ringsum! Wie ein Alp liegt's auf der Brust. Und dabei wimmelt's von Schiffen im Hafen.

### Ein Gang durch das zerstörte Messina.

„Weh dir Messina! Wehe! Wehe! Wehe!  
 Das gräßlich Ungeheure ist geschäh'n  
 In deinen Mauern — Wehe deinen Müttern  
 Und Kindern, deinen Jünglingen und Greisen  
 Und wehe der noch ungeborenen Frucht!“ . . .

Ein Marineoffizier bestieg das Schiff, beorderte sofort alle an Bord befindlichen Polizisten und Karabinieri zum Absperrungsdienst und rief: „Niemand darf aussteigen!“ Mit größter Umständlichkeit

wurden alle Pässe geprüft. Als ein Bersagliere-Offizier an die Reihe kam und meldete, daß er nach Reggio kommandiert sei, erhielt er die Antwort: „Kümmert uns nicht; dort befiehlt General Mazzitelli; sehen Sie zu, wie Sie nach Reggio kommen!“ Einem Infanterie-Oberleutnant sagte er halb spöttlich: „Sie bringen Brot? Brauchen wir nicht! Die Zivilbevölkerung haben wir abgeschoben. Bringen Sie Ihre Ladung nach Reggio oder Palmi; ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß morgen früh bloß ein Fährboot geht.“ (Beide Offiziere kehrten in der Nacht nach Neapel zurück.) Ich frage den Polizeiherrn von der Marine, ob noch viele Journalisten in Messina seien: „Deren haben wir schon übergenug, und da wollen Sie auch noch hin?“ Ein Major, der dabei stand, nahm den Faden auf und sagte mir: „Der Marineleutnant hat recht. Was wollen Sie in Messina? Wo wollen Sie nachts bleiben? Es gibt keine Unterkunft; der Präsekt selbst muß in der Kabine eines austrangierten Fährbootes schlafen.“

Neuer Aufenthalt. Der Postmeister kommt. Der Kapitän fordert Ordres. „Wir haben kein Schiff. Sie müssen Postdienst tun“, wird ihm zur Antwort. Verzweifelt reckt der stämmige Seebär die Hände in die Höhe. „Aber meine Leute, meine Maschine, meine Ladung! Vor neun Uhr kann ich nicht ausgeladen haben. Also fahre ich um vier; denn um acht Uhr riskiere ich die Fahrt durch die Meerenge nicht ohne Leuchtfeuer; höchstens wage ich es bei Mitternacht, wenn dann der Mond scheint. Ich bin auch meiner Gesellschaft verantwortlich und nicht nur dem General Mazza.“ Nun erforsche ich auch den Postmeister über mein Schicksal; er erwidert: „Logis gibt's nicht; alle Schiffe sind besetzt.“ Endlich wird mein Name verlesen. Mit zehn anderen besteigen wir eine Dampfbar-Kasse, die uns nach dem Generalquartier, dem schönen Dzeandampfer „Duca di Genova“ bringt. Dort werden wir von einer Postenkette gemustert und vor den Salon, das Allerheiligste des Obergenerals geführt. Unser Marine-Polizeiherr verschwindet hinter der Türe,

die von zwei Posten behütet wird. Kurz darauf erscheint er und ruft ein Mailänder Mitglied vom Roten Kreuz auf, das zum General darf. Der Ausruf wiederholt sich mehrere Male. Durch die offene Tür erblicke ich dann eine Menge von eleganten Generälen (im ganzen sind acht in Messina versammelt!), Obersten, Majoren. Eine illustre Versammlung. Mir will dieser große Aufwand von Uniformprunk nicht recht behagen. Während des Wartens habe ich sehr viel Zeit, mir das verwüstete Stadtbild zu betrachten. Endlich werde auch ich aufgerufen; schon will ich eintreten, als mir der einführende Beamte sagt: „Sie müssen auf die Präfektur!“ Ein Karabiniere begleitet mich zum Strande und dann durch die Hafestation zum alten Fährboot, auf dem Holzbuden aufgeschlagen sind. Vor einer Kabine, einem Verschlag von acht Meter Kubik steht eine große Schar von Leuten, die über die Langsamkeit der Bureaukratie schimpfen und mit Mühe von einem Polizeikommissar in Schach gehalten werden. Ich habe Glück. Über die Köpfe der Fluchenden hinweg zeige ich meine Papiere. Der Präfekturbeamte sieht, nimmt und visiert sie. Das Werk von Sekunden.

\* \* \*

Endlich bin ich am Strande! Verwirrt, betäubt, verblüfft starre ich in ein Haus, dessen ganzes intimes Leben sich dem Fremden fast schamlos preisgibt. Noch hängen die Familienbilder an der Wand, noch das Weihwasserbeden über der Stelle, da sonst das Ehebett stand. Andere Häuser gleichen großen Baumkuchen, die listerne Kinderhand an zehn Stellen zugleich angeschnitten, wieder andere riesigen Schinkenknochen, an denen noch Fettreste kleben. Wer gibt mir Bilder, um das Grausen zu verdeutlichen? Ich komme an eine Straße, drin blattlose Bäume, die wie gerungene Hände ihre Äste und Zweige ausstrecken. Anfangs ist die Straße trümmerfrei, dann aber kommen Schutthügel, Trümmerhaufen, die eines Alpinisten Beinschnelligkeit fordern. Ich kehre um, an der P a l a z z a t a

vorbei. Der Palazzo di Citta, wo die Bank von Italien, das Hotel „Trinacria“ und viele Privatwohnungen untergebracht waren, — ein einziges Glend!

Zurück. Auf dem Kai liegen Kalkfässer, Kisten mit Drangen, Mehlsäcke, Bauholz. Die schweren Lavaplaten sind eingesunken, Loch an Loch, Riß an Riß, Spalte an Spalte ringsum. Eisenbahnschienen sind über einem Abgrund zu Elefantenzähnen oder zu Spiralen gebogen, gewunden, gedreht. Ein Wärterhäuschen im Wasser zeigt nur noch das Dach. Telegraphendrähte, zu einem Weichselzopf zusammengeknäult, überall. Via San Martino landeinwärts. Soldaten zimmern Baracken. Schildwachen fragen mich nach dem Paß, Patrouillen ebenfalls. An einer Ecke eine Proklamation, aus rohen Riesenbuchstaben hingeschmiert: Die Verteilung der Lebensmittel ist eingestellt. Die Bevölkerung muß sich am 8. Januar auf den Schiffen „Nord America“, „Savoia“, „Regina d'Italia“, „Città di Napoli“ einfinden. Noch liegen diese Dampfer im Hafen. Ich sah sie bei der Vorbeifahrt. Trümmerhaufen blockieren die Straße. Auf Hocksprüngen komme ich in die Via I. Settembre. Traue ich meinen Augen? Ein Haus ragt noch inmitten des Ruinengraues? Und gar Karabinieri haben im Erdgeschoß ihre Station? Neugierig trete ich näher, aber mit Vorsicht; denn wie Schlinggewächs-Unkraut wuchern hier Fußfallen aus Telephondrähten. Stolz kommt der Portier. „Unser Hausherr hat sich die Erfahrungen des Erdbebens von 1894 zu Nutze gemacht; sehen Sie, er hat überall Ketten und Querstangen angebracht, auch besteht das Haus aus hart gebadenen Ziegelsteinen.“ Er will noch mehr erklären, nach schwachhafter Greifen Art; auch die Karabinieri fragen nach Woher, Wohin, doch ich schütze den strömenden Regen vor und eile vorwärts. Kurios! Die Straße scheint auch intakt? Das Portal des Norddeutschen Lloyd ist mit Querbrettern vernagelt. Andere Portale sind offen, unter ihren festen Bogen kauern frierende Menschen, die also dreißt

der Erdbebenfurcht und dem Gebot des Generals Mazza trogen. Weiterhin erblicke ich das Hotel „Nunzio Nasi“; es sieht leidlich erhalten aus, nur oberflächlich ramponiert! Das werden die Anhänger des Exministers zum guten Zeichen nehmen.

Plötzlich sperrt mir haushohes Geröll aus Steinen, Schutt, Erde, Staub, Balkensegen den Weg. Hier hat das Erdbeben Revolution gespielt und Barrikaden gebaut. Doch die Füße der Retter haben schon eine Art Maultierpfad getreten. Der Kalkgeruch, der Leichengestank erschwert das Steigen. Traurig läßt ob meinem Leid eine geknickte Laterne ihr Haupt hängen. Ein Faun, der allein aus einem Eßbrunnen übrig blieb, verlacht mich grinsend. Der Spuk macht mich fast toll. Und dazwischen knistern halbverbrannte Balken, knirschendes Glasplitter, kracht morsches Gebälk. Ein halbes Klavier läßt seine Saiten ertönen. Ein Portal gleicht dem Maul des Lasters, das sich nach einer Böllerei erbricht. Bemalte Eisenbetten sprechen sentimental von Liebesglück. Das ist schlimmer, als was die Zeitungen bisher meldeten.

Aber die Ode, die schaurige Stille, das lastende Schweigen! Keine Menschen! Lebende nicht, noch tote. Vergebens suche ich mir Vernunft zureden. Die Lebenden sind verbannt, die Toten aus den Hauptstraßen entfernt. — Es nützt nichts. Ich mache die Dualen des Tauchers durch. „Unter Häuserlarven die einzig fühlende Brust.“ Zur Zauberstunde auf dem Kirchhof kann's ängstliche Menschen nicht mehr gruseln.

Doch das Entsetzen steigert sich noch. Ich stehe plötzlich auf dem *Domplatz*, versteinert, fast Salzsäule. Jetzt braucht nur noch ein Cicerone zu kommen und mir aus dem Baedeker die Sehenswürdigkeiten des Doms aufzuzählen! Eine Katze miaut. Der *Domwahr!* Das rotweiße Marmorsaltenhemd, das seine Brust schmückte, liegt in Fetzen am Boden, nur an der linken Ecke, die einem Spitz-Dreieck gleicht, klebt noch etwas über dem intakten gotischen Seitenportal. Über dem zertrümmerten Hauptportal schwebt zitternd das

Standbild der Madonna. Sonst nichts. Ein Trupp Polizisten naht; es sind fremde. Einer scherzt: „Es braucht nur ein Stoß zu kommen, und in den Zeitungen steht, daß zwanzig Mann der öffentlichen Sicherheit unter den Trümmern begraben liegen!“ Den Dom schmückten sechsundzwanzig Granitfäulen aus dem alten Poseidonstempel. Wo sind sie? Vor der berühmten *Domfontaine* von Michelangelos Schüler Montorsoli hocken Verzaglieri um ein Feuer aus Trümmerholz. Sie haben Watte in den Nasen; sie sind auch mißmutig. Freilich, der Regen ist naß und das Wetter kalt. Der Brunnen hat nur am Marmorbecken einen tiefen Einschnitt; sonst ist er heil. Dumm glohen seine schwarzen, Kamelen ähnliche Meerpferde auf den gewesenen Dom. Auf seinen Stufen haben sich eine Standuhr und eine Petroleumlampe niedergelassen.

Über nasses Bettzeug kletterte ich zur Straße, die an der linken Seite des Doms vorüberführt. Sie ist ganz zerwühlt, die Domflanke aufgerissen, aufgeschliff, wie ein Eisenbahnwagen, in den seitwärts eine Lokomotive hineingefahren ist. Man sieht die braunen, goldberzierten Schränke der Sakristei; sie sind offen, wertvolle Leuchter blinken daraus. Kein Dieb hat sich an sie herangewagt, denn die Mauer links droht jeden Augenblick einzustürzen. Soll ich an ihr vorüber? Da fällt mein Blick auf ein offenes Scheunentor auf der anderen Seite. Fast lache ich auf, fasse mich an den Kopf. In dem scheunenartigen Raum stehen fünf Meter hohe *Rieserreiterstatuen*, grotesk, plump, eine Frau, ein Mann. Welch blutiger Hohn: diese karnevalistischen Erzeugnisse aus Karton sind intakt! Ironisch starren die tellergroßen Augen. Das ist mir zu viel. Ich stürme fort und einer Katze nach, die mir als Schrittmacher dient. Zu spät erst, als ich in einem Hügelwirtharr von Steinblöcken tastend den Weg suche, merke ich, daß ich unter der gefährlichen Dommauer stehe. Und nun sehe ich doppelt, meine eigene verstümmelte Leiche mit zerschmettertem Kopf. Die Pulse fliegen, der Atem stockt, kaum kann ich mich weiter schleppen.

Eine Stimme weckt mich. Ein amerikanischer Kollege fragt mich nach dem erzbischöflichen Palast. Ich zucke die Achseln und schaue um mich. Via Garibaldi, die Corsostraße Messina's? Wie bin ich hierher gekommen? Dabei blicke ich starr auf einen Prachtspiegel, der von der Rückwand des zusammengestürzten Hotels „Victoria“ heruntergleißt. Aber auch er weiß keine Antwort. Das nahe Hotel „Messina“ scheint äußerlich unbeschädigt. Allmählich gehe ich weiter, wenn es das Pflaster nur immer erlaubt. Auch das Tor der Banca d'Italia ist vernagelt. Plötzlich wirds meinen Füßen zu wohl; sie tanzen. Oder ist es der Boden? An der nächsten Ecke fesselt mich eine Gardine; das ist sonst kein allzu interessantes Möbel, aber das dazu gehörige Fenster macht den Eindruck, als gehöre es zu einem gemütlichen Zimmer, und es müsse jeden Moment ein liebliches Frauenbild sich zeigen und herunterneigen, wie einstens des Ritters Braut auf der Insel Rolandswert.

Rathausplatz! Unter Palmen wandeln gemächlich Carabinieri, denen ein Greis mit feuerfarbenem Mantel ein Feuerchen schürt. Idylle im Schrecken. Ungestraft standen aber nicht neben den Palmen das Rathaus und sein Gegenüber, die Handelskammer, ein Palast, der mich an die Frankfurter Börse denken läßt. Er ist innen ganz mit Trümmern gefüllt, als sei er das Opfer einer Dynamitexplosion gewesen. Aber in eherner Ruhe strecken braune Bronzejungfrauen ihre Lampen hervor aus dem verstümmelten Portal. Es sind törichte Jungfrauen; denn ihre Lampen haben kein Öl. Das stolze, mit schweren dorischen und jonischen Säulen prunkende Municipium ist ein ausgeblasenes Ei. Vier Wände und nichts dahinter!

Der Mann im Feuermantel scheint gesprächslustig zu sein. Er nähert sich mir mit den leider mir schon stereotyp gewordenen Jeremia'sphrasen. Ich unterbreche: „Was sind das für Puppen, die ich am Dom sah?“ Er lächelt geschmeichelt und verschmüzt: „Die Giganten, der Grifone und die Matta; sie wurden in



der Prozession vom 15. August, am Himmelfahrtsfest Maria herumgetragen". Dom und Puppe! „Und Patroklus mußte sterben, doch Thersites blieb zurück.“ Unser Gespräch wird durch ein Riesengeräusch unterbrochen. „Sprengt man, oder ist ein Haus eingestürzt?“ — „Nein, es donnert“, sagt der Feuermantel, „wir bekommen Schnee.“

Ich irre weiter, die Kreuz, die Quere, kletternd, rutschend, gleitend, springend. Doch was soll ich das Einzelne noch beschreiben? Die Wahrheit ist und bleibt: Messina ist ein hundertfaches Pompeji. Die Lage der Dinge ist schlimmer, als bis jetzt es die Schilderungen der Presse ahnen ließen!

Gegen Abend war ich wieder an der Palazzata. Die meisten Häuser ohne Dach und vielfach zerrissen. Die größten Palazzi zu Fetzen zertrümmert, oder Scheinbilder à la Potemkinsche Dörfer, da nur noch die Fassaden ragen. Die große Fischhalle ist ein grauenhafter Schutthaufen. Kein Bombardement hätte schlimmer haufen können. Die Neptunstatue vor dem Palazzo Città ist rundum gedreht und zeigt jetzt nur den Rücken. Einen unsagbaren Eindruck macht wiederum das tiefe Schweigen, das trotz der Anwesenheit der vielen Schiffe über dem Hafen und der Stadt ruht und so seltsam kontrastiert gegen das laute geschäftige Treiben, das sonst den Reisenden in der fröhlichsten Stadt Siziliens empfing.

Doch was soll ich weiter schildern? Erwähnen will ich nur noch: Auch auf der Höhe hauste die Katastrophe mit ungeheurer Wut. Das „Museo civico“ mit seinen Schätzen ist zerstört. Nebenan ist in S. Gregorio die Stätte, wo Goethe gedichtet haben soll: „Kennst du das Land?“ Aber ich muß Menschen sehen. Also zur Station am Hafen und Präfektur, um Nachrichten zu sammeln, eine Erfrischung zu finden, ein Wort der Unterhaltung zu betteln, denn des Todes satt, dränge ich zum Leben.

„All mein Blut in den Aern starrt  
Vor der gräßlich entschiedenen Gegenwart!“

Mir beginnt zu schwindeln. Ich eile an eine freie Stelle am Hafenkai, um Luft zu schöpfen. Hier ist das Zerstörungsbild ebenfalls phantastisch. Das Meer hat gleiches Niveau mit der hundertfach gespaltene Straße. Man schreitet durch das Wasser und glaubt jeden Augenblick von dem tückischen Boden verschluckt zu werden.

„Stürzet ein ihr Wände!  
 Versink', o Schwelle  
 Unter der schrecklichen Füße Tritt!  
 Schwarze Dämpfe entsteiget  
 Qualmend dem Abgrund! Verschlinget des Tages  
 Lieblichen Schein!“

Überschwemmung ringsum.

Am Abend war ich wieder an der Palazzata auf dem Hafenkai. Dieser scheint das Opfer einer Überschwemmung. Lastwagen fahren vorsichtig an den heilen Stellen, denn auf Schritt und Tritt trifft man Gruben, Trichter, Höhlen im Pflaster, das sich ständig senkt. Bleiernes, schwefelgelbes Licht zuckt über den Hafen. Ich habe das Gefühl, als bedrohe mich das Meer, denn es scheint heranzuschleichen, um mich einzusaugen. Jetzt schmettern Trompeten auf den Kriegsschiffen, hie und da leuchtet eine elektrische Lampe; denn Dr. Helbig, der Sohn des römischen Archäologen, hat aus alten Schiffskesseln eine elektrische Station improvisiert; sonst zittern nur Fackeln, gleich Irlichtern. Über das Wasser huschen wie Glühwürmer die Lichter der Barkassen und Motorboote. Hinter der Hauptstation herrscht reges Leben; Zelte und Baracken sind dort für die Soldaten errichtet. Von dort fällt ein bleigraues Licht auf die verwüstete Stadt, die wie eine Ausgeburt der Phantasie Edgar Poe's erscheint. Armseliges Volk, das vorüberschleicht, scheint von Ribera gemalt zu sein. Bei fortschreitendem nächtlichem Dunkel wird die Szene ringsum phantastisch-gespenstlich. Das Grauen wird noch dadurch vermehrt, daß die Scheinwerfer der Kriegsschiffe eifrig die Schutthalden absuchen und plötzlich zu grell beleuchten. Gespenstisches, phantastisches

spukhaftes Bild! — Doch jetzt prasselt Hagel auf mich ein. Blitz und Donner folgen. Unglaubliche Wassermassen stürzen hernieder.

„Jene gewaltigen Wetterbäche,  
Aus des Hagels unendlichen Schlossen,  
Aus den Wolkenbrüchen zusammengeslossen,  
Kommen finster gerauscht und geschossen,  
Reißen die Brücken und reißen die Dämme  
Donnernd mit fort im Wogengeschwemme\*)“ . . .

Und ich habe kein Obdach. Alle Unterkunftsgelegenheit ist besetzt. Also zurück zur „Sardegna“, die erst morgen früh weiter fährt. Aber kein Fährmann. Über ein Duzend Barkenfürer rufe ich an. Vergebens. Sie antworten nicht. Zum Glück legt ein Boot mit drei Pioniersoldaten an; sie haben Mitleid und nehmen mich mit. Sie rudern mich vorüber an den in vornehmer Lichterpracht gleißenden schwimmenden Palästen. In einem derselben logiert der Herzog von Genua, der auf den Wunsch des Königs nicht als Kommandant der Flotte, sondern als Vertreter des Königshauses nach Messina kam.

### Von Messina nach Neapel.

Neapel, 11. Januar 1909.

Gestern abend um acht eine neue Überraschung! Der Kapitän kommt: „Ich habe Gegenbefehl. Ich muß sofort nach Neapel zurück, darf sogar nichts mehr ausladen!“ . . . Was soll ich tun? Mich nochmals ausschiffen lassen und in dieser Schauernacht meinen schon so oft durchnästeten Leib nochmals von Barade zu Barade schleppen? Und wer fährt mich zu dieser Stunde zu dem sehr weit ankernden

\*) Diese Stelle aus der „Braut von Messina“ entspricht den Tatsachen. Wie ich zwei Tage später las, dauerte das Unwetter die ganze Nacht, brachte viele Mauern zum Einsturz und riß noch zwanzig Meter Kai ins Meer.

deutschen Schiff, das auch schon überfüllt ist? Es ist also besser: Zurück. Um so mehr, da von Messina doch kein Telegramm abgeht. Mit uns kam auch das Uffol nach Neapel zurück.

Wie wir die Anker lichten, ertönt aus der stillen Stadt der unheimliche Ruf des Käuzchens. . . .

„Und wie der Eulen nachtgewohnte Brut  
Von der zerstörten Brandstatt, wo sie lang  
Mit alt verjährtem Eigentum genistet,  
Aufsteigt in düsterem Schwarm, den Tag verdunkelnd,  
Wenn sich die lang vertriebenen Bewohner  
Heimkehrend nahen . . . .“

Ja? Wann? Wann werden die Bewohner Messinas, soweit sie sich retteten, zu der auch vom Brande verwüsteten Trümmerstadt zurückkehren? —

Auf der Fahrt sprach mir der Kapitän von den Zuständen in Reggio. Sie sind unglaublich nach dem, was ihm die zurückkehrenden italienischen Spezialkorrespondenten sagten. Die Stadt ist ein einziger Schmutzhaufen, ein Kotmeer. Die von Aufregung, Regen und Kälte hart mitgenommenen Einwohner sind stark zu Infektionskrankheiten geneigt. Dazu findet eine wahre Völkerwanderung aus den Bergen statt. Eine bunte Menge in der charakteristischen Landesstracht strömt nach Reggio, geführt von Priestern, gefolgt von hochbeladenen Eseln. Was sie will? „Fare la sua speculazione!“ Was das heißt, erklären die Leute nicht näher. Sie verhalten sich ruhig, schlagen ihr Lager auf und harren der Dinge, die da kommen sollen. Auch viele Flüchtlinge, die im ersten Schrecken die Stadt verlassen hatten, kehren zurück, um „sich pflegen zu lassen“. In Palmi sollen die schwarzen Blätter ausgebrochen sein, doch schweigen die Blätter und die offiziellen Telegramme darüber. Daneben herrscht Panik, weil sich am 8. Januar heftige Erdstöße wiederholten, die den Dom vollständig zerstörten. Ein höherer Offizier, der sich an unserer Unterhaltung beteiligte, äußerte

sich mißbilligend über die Vielsköpfigkeit der Behörden in Messina, worauf der Kapitän einfiel: „Auch ich weiß nie, woran ich bin. Heute habe ich wieder nicht ausladen können. Na, ich sage nichts, aber gestern nacht hätten Sie zuhören sollen, als mehrere Abgeordnete und Spezialkorrespondenten von Messina zurückfuhren. Das Geschimpfe! Doch, wir wollen gerecht sein. Die Behörden stehen einer zu großen Katastrophe gegenüber. Alles spricht nur von Messina, aber in dessen bergigem Hinterland sind Hunderte von kleinen Ortschaften, um die sich in der ersten Woche keiner kümmern konnte; denn sie haben weder Straßen und Wege, die sie mit der Außenwelt verbinden, noch Post und Telegraph. Bis jetzt konnte man an die dortigen Toten und Verwundeten noch nicht denken; erst allmählich werden Soldaten dorthin geschickt, die Brot tragen. Ich selbst habe vor ein paar Tagen einen Umweg nach Spadato machen müssen, um Soldaten dorthin zu bringen.“

Unser Dampfer war gestopft voll von Abgeordneten und Senatoren. Außer den beiden Offizieren, von denen ich oben sprach, mußte auch ein Nachkömmling des hl. Borromäus, Graf B o r r o m e o, unverrichteter Sache nach Neapel zurück. Im Salon war es nicht auszuhalten. In allen Tonarten wurde über die Regierung und den Belagerungszustand geschimpft; am meisten tat sich in der Kritik der Senator T o d a r o hervor, der bekannte Mediziner und Präsident der italienischen Turnerschaft.

Bei der Ankunft neue Panik, wie bei der Abfahrt. Die Mannschaft ist übermüdet. Wir kollidieren mit dem Hafendamm. Zum Glück kein Ued! Denn sonst! Bei der Menschenmenge an Bord! . . .

Hier in Neapel stieß ich auf unsern Marineattaché, Kapitän R a m p o l d. (Sein Amtsgenosse, der Militärattaché Oberstleutnant v. H a m m e r s t e i n, war schon vorher von Messina nach Rom zurückgekehrt.) Er schilderte mir die Schwierigkeiten, die sie gehabt hatten, um eine Fahrgelegenheit nach Messina zu finden.

Dann sprach er auch über die Mißstände, die sich in Messina gezeigt, nahm aber General M a z z a in Schutz, ebenso die italienische Marine. Der General sei so von Briefen, Telegrammen und Besuchern überlastet, daß er keinen Augenblick Ruhe und noch nicht einmal Zeit gefunden habe, ans Land zu gehen und nachzuschauen, ob seine Befehle auch befolgt wurden. Der italienischen Marine aber mache man ungerechte Vorwürfe. Ein Teil der Flotte befand sich auf einer Übungsfahrt nach dem atlantischen Ozean, mußte also durch Funkenspruch zurückgerufen werden, der andere hatte Winterliegezeit und seine Mannschaften waren durch die Festurlaube stark gelichtet. Es handelte sich also um ein Zusammentreffen von unglücklichen Zufällen.

Nachher sprach ich noch mit vielen Deutschen von der Kolonie. Sie zeigten sich empört darüber, daß die italienische Presse die Aufopferung der deutschen Wohltätigkeit systematisch verschweige, geradezu erbittert aber fühlten sie sich gegen den „Mattino“, der am 9. Januar einen maßlosen Schimpfartikel gegen Osterreich und den Dreibund losgelassen hatte. In der Tat, der Artikel ist etwas stark, aber starke Töne pflegt Edoard S c a r s o g l i o („Tartarin“), der aus einem Dreibundpaulus ein Vierbundspaulus geworden ist, eben immer anzuschlagen. Er behauptet unter anderem, die Presse Osterreichs habe Italien höhnisch zugerufen, es könne doch froh sein, daß man in Wien die jetzige Katastrophe nicht ausgenützt und den Befehl gegeben habe, über Italiens Grenze zu marschieren. Dann versichert er, da in Messina nur russische, englische und französische Kriegsschiffe (von den deutschen schweigt er), aber kein österreichisches erschienen sei, so könne man freilich sagen, daß in Messina die neue Quadrupelallianz proklamiert worden sei.

## An der Unglücksküste Kalabriens.

An Bord der „Lombardia“, 14. Januar 1909.

Montag, den 11. Januar, fuhr ich gegen Mitternacht mit dem Schnellzug südwärts. Auf's Geratewohl, da über die Eisenbahnverhältnisse die widersprechendsten Meldungen umgingen. Von Überfüllung des Zuges war keine Spur, denn die Behörden ziehen, um zur Südspitze Kalabriens zu kommen, den Seeweg vor. So lange wir das Gebiet von Neapel passierten, war an der Schnelligkeit der Fahrt nichts auszusetzen, doch in Kalabrien gab's an jeder Station langen Aufenthalt.

Die kalabrische Bahn ist bekanntlich eine der schönsten Italiens, aber in gewöhnlichen Zeiten liegen die Fahrzeiten der Schnellzüge so, daß man die malerischsten Strecken nur nachts durchfährt. Die ersten Schönheiten traf ich morgens um halb acht Uhr, an der Station *Praia Ajeta*. Dem Ort liegt als Posten die einem Riesenkriegsschiff ähnelnde Insel *Dino* vor, die es lohnt, Halt zu machen, wegen ihrer schon erwähnten blauen Grotten, die eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges darstellen. Von jetzt ab löst ein malerisches Bild das andere ab, Tunnel auf Tunnel, große Viadukte über die Bergflüsse (*fiumare*), die alle mit schäumendem Braunwasser gefüllt sind, Rap auf Rap, Schlucht auf Schlucht. Die zerrissene Küste ist wilder, großartiger als der Felsenstrand von Genua bis *Spezia*. An sie erinnert auch die große Zahl von Wachtürmen und Miniaturkastellen, die das ausgehende Mittelalter gegen Korsaren und Sarazenen errichtete. Besonders schön ist das alte Schloß und der Sarazenturm von *Scala*. Auf der Weiterfahrt tauchen ab und zu, wenn die unendliche Reihe der Tunnel nach langem Dunkel einen Lichtblick bietet, bizarr geformte Inselchen auf.

In *Diamante* werde ich zum erstenmale an die Zeit der Not erinnert. Ein Güterzug, hochbeladen mit Brettern und Balken, harret der Weiterbeförderung. Das Land ringsum belebt sich, viele

Maultiere und Ziegen sieht man und Bauern mit den charakteristischen Spizhüten, die einst die Briganten trugen, und mit Flinten. Ab und zu sieht man noch Spuren des vorletzten Erdbebens, barhäuptige Kirchen, podennarbigc Palazzi in den größeren Ortschaften. Die Gegend wird reicher. In Fuscaldo (268 Kilometer) sind die Häuser auf mehrere Kilometer hin auf und ab an der Berghalde zerstreut, weiße, schmucke Häuser mit roten Ziegeldächern in allen Stilarten.

Um 12 Uhr mittags erreichen wir Sant Eufemia, den Knotenpunkt für die Bahn zum jonischen Meere. Wir halten lange. Kein Stationschef, ich sehe ihrer fast ein Duzend, weiß den Grund des Wartens zu erklären. Endlich heißt's: „Aussteigen! Der Schnellzug hat hier ein Ende! Wir brauchen rollendes Material für die Flüchtigen aus Reggio, die von der jonischen Küste über Catanzaro kommen. Heute morgen haben wir schon 700 weitergeschafft!“ Und so stehen wir Reisenden frierend im Regenwetter, ringsum angegähnt von der elenden Malaria-steppe. Wir hätten Zeit, an Stärkung zu denken, aber in dem schmutzstarrenden sogenannten Bahnhofsbuffet ist für einen mitteleuropäischen Magen nichts zu finden.

Vergebens frage ich alle Schaffner. „Wer weiß, wer versteht denn noch etwas in dieser Konfusion!“ antwortet mir brummig ein Oberitaliener, „würde doch ganz Kalabrien pulverisiert! Es wäre ein Glück für Italien!“ Lange überlege ich, ob ich den bereitstehenden Zug nach Catanzaro nehmen und morgen in aller Frühe den jonischen Eilzug nach Reggio benutzen soll. Aber dann verliere ich zwei bis drei Tage für den Nachrichtendienst. Auch rät mir ein Kontrolleur wegen der Unordnung und des vielen Umsteigens ab. Auf jeden Fall gibt er mir schon ein Billet bis Bagnara; der Billetschalter selbst bleibt geschlossen.

Eine Gruppe Offiziere geht fluchend auf und ab. Wir kommen ins Gespräch. „Uns werden sie wahrscheinlich in die Bergnesten



schicken“, brummt einer, „denn wir sind von der Provinzinfanterie!“ Ein anderer zeigt komisch seufzend auf eine Matratze, die vorübergetragen wird. „Wenn ich die hätte! Seit zehn Tagen liege ich auf dem nassen Boden!“ Mein Kontrolleur kommt. „Ecco, ein Bummelzug ist formiert. Steigen Sie schnell ein; bis Palmi kommen Sie sicher. Morgen früh geht versuchsweise ein Dienstzug weiter südwärts. Benutzen Sie brav Ihre Pässe!“ Unglaublich! Der Bummelzug nimmt mich wirklich mit. Fahrtgenossen sind ein stiller junger Mann, ein gutgenährter Bersagliere-Feldwebel, ein energisch aussehender Jüngling und ein in sich versunkener Vierziger. Nach einigen Stunden neuer Aufenthalt. Der energische Jüngling mit den schmalen Lippen und den blitzenden Augen fährt fluchend auf: „Natürlich, wir Kalabresen sind ja das Mäckenbrödelvolk!“ Damit ist plötzlich die Unterhaltung im Gange. Der in sich Versunkene beginnt dumpf und leise: „Ich war am Unglückstag in Neapel, reise sofort zurück und gehe vierzig Kilometer zu Fuß in anderthalb Tagen bis Reggio, um meinen Bruder zu suchen; ich finde ihn heil. Aber die Zustände in Reggio sind noch schlimm. Die Toten sind noch nicht geborgen. Und zu alledem kommt der Wirrwarr auf den Bahnen. Diese Nacht gab es einen Zusammenstoß. Die Regierung wird ihn natürlich dementieren. Freilich, das Personal auf dieser Linie ist demoralisiert; ein großer Teil ist tot, die Leute vom hergeschickten Ersatz werden zu Diensten kommandiert, die ihnen neu sind. Dabei schlafen sie nicht. Zum Unglück hatte man in den ersten Tagen an allen Stationen die Züge gestürmt und in Wohnungen verwandelt. Das einzige Geleise war also blockiert, und es dauerte lange, bis es frei wurde.“ Der energische Jüngling schimpft auf die Regierung und auf das Regierungsbauamt. Und seit drei Jahren sei das Hilfsgesetz für Kalabrien in Kraft, aber noch nicht in einem einzigen Falle angewandt worden. Versuchte Bureaukratie!

Wir fahren weiter. Der stille Mann braust auf: „Ich bin vom Regierungsbauamt. Ich verbitte mir alle Angriffe!“ Der energische

Jüngling zeigt nach der Methode der Ablenkung auf die Station *Francavilla* und sagt zu mir: „In dreizehn Stunden erreichen Sie von hier aus auf einem Maultier das Gut *Ferdinanda*, das Königreich von *Achille Fazzari*. Welche Schätze an Mineralien und Wäldern und Wasserkraft liegen dort brach! *Fazzari* erlaubt keine Privatinitiative der Fremden; er haust wie ein Pascha, die Regierung läßt ihn gewähren; denn er ist allmächtig. Als Privatsekretär und Testamentsvollstrecker *Giuseppe Garibaldi*s scheint er wichtige Staatsgeheimnisse zu kennen. Zu schrecklich! Und was haben die Auswanderung und der Sozialismus aus unserem schönen Kalabrien gemacht! Früher war unser Volk gut, wir hatten patriarchalische Zustände. Und jetzt! Vom Sozialismus lernt es nur die bequemen Rechte und von der Auswanderung das Laster. Wenn sie von Amerika zurückkehren, bringen unsere Bauern 10 bis 12 000 Lire mit, ruhen aber nicht eher, als bis sie alles verjudt haben, und dann ziehen sie wieder übers Wasser!“

Wir kommen nach *Pizzo*. Der energische Jüngling fährt fort: „*Pizzo* hat wenig gelitten. Seltsame Stadt! Schlechtes Essen, schlechtes Logis. Und die Bildung! Bei 12 000 Einwohnern verkaufen die römischen Zeitungen nicht 15 Exemplare. Überhaupt! In ganz Kalabrien gibt es keine Druckerei, kein Buch!“

Wir kommen nach *Monteleone Santa Venere*. Heilige Venus? Auch nicht übel! Vor drei Jahren stieg ich hier bei drückender Septemberhitze aus, um in den Bergen meine Streife durch die vom Erdbeben betroffenen Dörfer zu beginnen, die mir später noch vierzehn Tage lang Unterleibsstörungen schuf. Nun, das kalte Regenwetter heuer ist auch nicht gerade hygienisch, aber was tut's? Die Flüchtlinge unten im Süden leiden noch mehr!

In *Tropea* empfängt uns Sturm und Regenschauer. Der zornige Kalabrese steigt aus und nun packt der stille „Zivilingenieur“ aus: „Ich bin aus den Abruzzen. Der Teufel hole diese Advokatenferts in Kalabrien! Das war auch so einer. Sie sind's, die das gute

Volk verderben und verhehen!" Längerer Aufenthalt. Ich frage den Stationsvorsteher nach den Opfern. „Wir haben nicht viel gelitten, desto mehr die Umgegend. Dort ist kein Haus unverletzt. Gestern gab's hier eine neue Panik. Ein Erdstoß forderte vier Tote!"

Bei der Weiterfahrt regt sich auch der Feldwebel. „Ich bin selbst Kalabrese. Wollte vorher nichts sagen. Aber wahr ist es, die Leute in den Bergen rebellieren gegen das Regierungsbauamt; sie verlangen nur Pioniere!" In Ricadi neuer Aufenthalt. Ich spreche mit dem Zugführer. „Komme ich durch?" — „Chi lo sa? Es ist 3 Uhr. Um 3 Uhr 15 Minuten fährt ein Zug von Bagnara zurück, wenn Sie vorziehen, über Catanzaro zu reisen. Um 8 Uhr sollte auch ein Schnellzug gehen, aber alle Schnellzüge sind unterdrückt. Warten Sie! Vielleicht bekomme ich Ordre zur Weiterfahrt. Dann können Sie ja in Palmi bleiben." — „Palmi? Wissen Sie, teuerster Herr, in Palmi sind die schwarzen Blattern, und ich bin Familienvater!"

Endlich! Neue Ordre: Der Zug geht weiter. Neue Gäste steigen ein. Die Gegend hat nichts von Erdbebenshrecken. Haben die italienischen Korrespondenten in den kleinen Nestern aus Lokalpatriotismus, auf Wunsch der Abgeordneten, übertrieben? Das Beispiel von 1905 lehrt, daß so etwas vorkommt. Soweit das Auge reicht, die herrlichste Gartenpracht. Das reinste Nordafrika. Die Olyaine von unvergleichlicher Schönheit, der indische Feigenkaktus mit seinen roten, leuchtenden Blumen von seltenster Größe. Und dann erst die Orangenwälder! Station Nicotera. Der Ort liegt malerisch auf steiler Höhe, überragt von einer langgestreckten, schmalen Feste und einer stattlichen Barockkirche. Der Stationsvorsteher erklärt: „Die Stadt hat seit 1894 allen Erdbeben widerstanden, jetzt ist fast kein Haus unverletzt. Die Leute kampieren im Freien." Mitreisende machen mich darauf aufmerksam, daß in der Nähe Mileto liegt, die Residenz des Bischofs Morabito,

der in Palmi unermüdblich sei und von dort aus in allen Nachbarorten Volksküchen organisiere.

Wir fahren langsam weiter. Olivwälder wechseln ab mit Geröllhalden aus Granitbrocken. Eine Landbucht öffnet sich, die im Süden von einer herrlich geformten blauen Alpentwand abgeschlossen wird. Ein breiter Fluß folgt. Kastanienbäume blühen, wie in Rom's Bergen im Juni. Station Rosarno. Viele Offiziere. Sie verkünden, daß der 5000 Einwohner zählende Ort stark gelitten hat. Noch fehlt's am Notwendigsten. Auf einem toten Geleise liegen zwanzig Güterwagen, voll von flüchtigem Elendsvolk. Stoff für naturalistische Maler, die Schmutz, Dreck, Not und Jammer schildern.

In Gioja Tauro nimmt das Elend schon größere Ausdehnung an. Eine Zeltstadt ist aufgeblüht. Blauweiße Regzelte wechseln ab mit graugrünen polygonalen Pavillons. Viele Eisenbahnwagen 1. und 2. Klasse sind in Wohnungen umgewandelt. Ein Infanteriehauptmann spricht von Palmi. Es ist halb zerstört. Die Station wurde unbrauchbar. Ein Mitreisender mischt sich ein. „In Jentignoli sind alle Häuser entweder eingestürzt oder gespalten, in Radicena vollständiger Einsturz. Zwei Kirchtürme zerstört, schlimmer als 1905. In Molchocchio alle Häuser zerstört, 8 Tote, 24 Verwundete. S. Christina ganz zerstört, Oppido halbe Ruine, die Hauptkirche eingestürzt. Cittanova wenig, Castellacci ganz zerstört; in Distena 57 Tote, 20 Verwundete, in Palmi 600 Tote, in Bagnara 1000 Tote, Seminara, Santa Eufemia Aspromonte vollständig verwüstet. Im letzteren 2000 Tote.“ So trocken, wie ich diese Aufzählung hinschreibe, so trocken, nüchtern, selbstverständlich — Dickens würde sagen: „matter of fact“ — kam sie auch aus dem Munde des Erzählenden. Das ist eben die Folge der ungeheuren, unfaßlichen Katastrophe: die Toten werden billig. Man wird abgestumpft. Das menschliche Auffassungsvermögen hat eben auch seinen toten Punkt.

Station P a l m i. Die „Palmenstadt“ ist unsichtbar. Sie liegt in einem Gürtel von Kastanien- und Obstbäumen vier Kilometer entfernt auf der Höhe. Soll ich aussteigen? Aber ich bin zum Umfallen müde. Gehe ich zu Fuß hinauf, wo sichere ich in dieser Konfusion mein Handgepäck, meine Decke? Ist denn Palmi nicht die berühmte Stätte der Kamorra, der Delinquenten in Süditalien, der Schrecken der Karabinieri? Und findet man Gefährt oder Unterkunft? Ich bleibe sitzen und vertraue mich dem Zufall an. Mein Entschluß bestärkt sich, als ich im Dämmerlicht das Lagerleben am Bahnhof sehe. In Clondyke konnte es zu dessen Anfängen nicht schlimmer aussehen, die Station funktioniert nicht mehr. Provisorische Bauten sind in Angriff genommen. Überall liegen Betten, Balken in Rot und Schlamm, vermischt mit Wellblechhaufen. Offiziere eilen geschäftig hin und her, flehen sich gegenseitig mit aufgehobenen Händen an: „Bitte, zwei Soldaten! Nur fünf Minuten. Ich kann nicht mehr!“ Die Verwirrung wird gesteigert, weil unser Zug viel Material ausladet. Mein Magen knurrt, Schokolade beschwichtigt ihn. Jetzt tauchen viele Automobilisten auf, Herren vom Mailänder und vom Turiner Roten Kreuze.

Unglaublich! Der Zug schleicht um halb sechs Uhr nach dem zehn Kilometer entfernten B a g n a r a durch einen Riesentunnel, in dem wegen des Erdbebenschadens mit äußerster Vorsicht gefahren werden muß. Der unangenehme Eindruck, den das Schnecken-tempo macht, verwandelt einen stillen Mann, der schon seit langem in der Ecke kauerte, zum Sprechen: „Auch ich bin aus Reggio. Beamter. War auswärts. Auch ich mußte zu Fuß hin, um nach meiner Familie zu sehen. Sie ist gerettet. Aber meine Frau hat einen Arm gebrochen, der erst nach drei Tagen verbunden werden konnte. So ging's allen Verwundeten. Drei Tage lang haben sie am kalten, nassen Strande gelegen. Jetzt erst hat man im Stadtpark ein Hospital organisiert, wo aber zum Teil die Verletzten noch auf dem nackten Boden liegen. Jetzt erst beginnt die Arbeit der Massengräber.“

Die reinste Einpöckung, Schicht auf Schicht, wie bei den Sardellen nur statt Salz Kalk! Warum brachte man die Verwundeten nicht auf die Kriegsschiffe? Zwei Drittel der Bevölkerung von Reggio sind vernichtet, Hunderte von Leichen liegen noch unter den Trümmern. Der große Palazzo Marangoni allein, der vier Stockwerke hatte — Sie werden ihn sehen, an der Marina — deckt 150 Tote. Und ich habe alles verloren! Der Staat zahlt mir als Entschädigung zwei Drittel eines Monatsgehalts!“ Sechs ein viertel Uhr. Nacht! Ankunft in B a g n a r a. Von ihm sagt das Schulbuch für Geographie: „Es ist eine kleine Industriestadt, 36 Kilometer von Reggio entfernt; es hat Alkohol-, Wachskerzen-, Stuhl- und Seilfabriken und erfreut sich eines lebhaften Handels in Honig, Wein, Holz und Wachs. Seine Fischerkolonie ist bedeutend. Das Stadtgebiet ist sehr fruchtbar, sein Wein berühmt. 1783 wurde es vollständig zerstört, seine Bevölkerung vermehrt sich ständig.“

### Von Bagnara nach Villa San Giovanni.

Neapel, 14. Januar 1909.

Der Bahnhof von B a g n a r a hatte elektrisches Licht. Also waren die Pioniere Herren der Lage. Mein erster Gang war zum Militärkommando. Es residiert im Wartesaal erster und zweiter Klasse. Ein mit Blaustift geschriebener Zettel besagt: „Gepäck wird als Depotgut nicht angenommen.“ Nichtsdestoweniger gestattet mir ein Leutnant das Gebot zu übertreten. Dann wird mir ein Infanterist als Führer mitgegeben. Er schreitet munter durch Pfützen und Sumpfslein hügelan, unbekümmert auch um den beharrlich niedertropfenden Regen. Er führt aber schlecht; denn er macht mich nicht auf die Gruben und Erdbüchel aufmerksam, die ich im Dunkel nicht sehe. Aber plötzlich spricht er mich in gebrochenem Deutsch an. Er

war Modellschreiner in Köln, Essen, Mülheim und meint, in Deutschland gefalle es ihm doch besser als in Kalabrien.

Unter Gesprächen kommen wir in eine Zeltstadt. Der Herr Führer irrt sich im Dunkeln; endlich findet er unser Ziel. Eine hohe Gestalt taucht aus einem Zelte auf. Ich stelle mich vor, spreche von meinen Pässen. „Wohlan, gehen Sie jetzt zum bürgerlichen Befehlshaber, dem Generalinspektor des Ministeriums des Innern; morgen gebe ich dessen Paß das Visum, und Sie können dann als „Mann im Dienst“ amtlich weiterfahren. Gegen acht Uhr geht ein Probezug bis Villa San Giovanni mit Arbeitern, um die Strecke zu reparieren.“ Nun neue Strauchelei im Dunkeln, bergabwärts zum Strand und hügelan zur Stadt. Drinnen sieht's schauerlich aus. Einzelne Straßen sind durch Holzverschläge gesperrt, weil die Trümmerhäuser zu stürzen drohen. Nur zwei Häuser haben nicht gelitten, sie waren aber auch aus Holz. Der Einsturz der übrigen forderte 1000 Opfer.

Vor die Stadt. Durch neue Löcher, Lachen, Seen, über Zeltbrähre in ein Barackenlager, bizarr, phantastisch. Nach vielem Hin und Her übernimmt jetzt ein Karabiniere die Führung. Bald stehe ich in einem einstöckigen Holzhaufe, in einem Wachtlokal, qualmig, rauchig, stickig, gefüllt mit Staatspolizisten. Ein kurzer Ausweis, und man führt mich ins Allerheiligste, zum Generalinspektor. Ein lebenswürdiger Herr. Mein Geleitschein vom Minister des Innern wirkt. Einige Namen von höheren Funktionären auch. In fünf Minuten habe ich die Weisung, wonach ich mit allen Mitteln und auf jedem Wege weiterzubefördern bin. Ich fungiere also als Eilgut. Aber wo essen, wo schlafen? Und der Regen regnet jeglichen Tag. „Ich würde Sie gerne einladen“, sagt der Generalinspektor, „aber ich habe selbst dort in der Ecke nur zwei Matratzen für mich und meinen Sekretär!“ Und von neuem beginnt die Wanderung. Zurück zur Station; d. h. zu der Baracke, die als solche dient. Beim Vorsteher große Erörterung. Ich erkläre mich als „Mann vom Dienst“,

lasse auch das Zauberwort: „Ministerium des Innern“ fallen. Es wirkt wie der Spruch: „Sesam, tu' dich auf!“

Ein stattlicher Herr, Oberkommissar der Polizei, tritt vor: „Ich reise ab. Ich trete Ihnen mein halbes Abteil ab.“ Drob taucht ein blonder Jüngling in Zivil auf. „Folgen Sie mir!“ Vorüber an einer endlosen Reihe von Eisenbahnwagen. Ein Abteil zweiter Klasse schließt er auf: „Hier ist Ihr Hotel! Wo ist Ihr Gepäck?“ Das wird geholt. „Gut! Haben Sie schon gegessen?“ — „Seit Mitternacht nur Schokolade und Zigarrenrauch.“ — „Gut! Dafür Sorge ich.“ Hinter dem Bahnhof ist ein wild west-Schuppen, ein camp für tramps. Mit schnellen Augen überfliegt mein Jüngling, ein Sizilianer, den alle respektvoll mit „brigadiere“ (Polizeisergeant) anreden, den zugigen, dämmerichten Raum und seine rauhborstigen Insassen. Nachdem er einige Worte in mir unverständlichem Dialekt mit einer Alten gewechselt, die man im Mittelalter sicherlich zu der Ehre des Scheiterhaufens befördert hätte, sagte er kurz: „Nichts für Sie“, und führt mich zu einer Holzbarade neuesten Datums. In dem kleinen Geviert, wo Betten, Möbel, Tische, Bänke wie in einer Kumpelkammer auf- und ineinander geschichtet sind, ruft er: „Ich stelle eine Respektperson vor!“ Drob erheben sich vom größten Tisch sechs baumlange Kerls, anscheinend Eisenbahnarbeiter. Ich bitte sie, sich zu setzen und mir nur ein Stücken zu gönnen. Mein Schutzengel gibt kurze Befehle und verläßt mich, da er Dienst habe. Meine Nachbarn erhalten eine Brotsuppe in einem Napf und auf einem Tischtuch, das mich an den Schmutz der Vorstadtsteekneipen von Petersburg erinnert. Bald erhalte ich Brot, Wein und gesottenen Stockfisch. Ein Göttermahl! Der Wein ist gut. Bald bestelle ich neuen für meine Nachbarn; denn darunter ist ein Amerikaner. Ein gesprächiger Herr, nur hat er die Eigenheit, zu behaupten, Chicago liege nicht in den Vereinigten Staaten. Viele Kinder tauchen plötzlich auf. Ein Wink des Herbergvaters, und meine Konkneipanten müssen fort, denn draußen sind



hungrige Jollsoldaten. Mailänder. Sie sprechen von den Deutschen in Mailand. Nachdem sie gesättigt sind, kommen neue Verhungerte, diesmal höhere Eisenbahnbeamte. Dieser Personenwechsel ist nicht kaleidoskopisch, nein, kinematographisch.

Die Unterhaltung bewegt sich jetzt um die Katastrophe. Zwei Tage lang war Bagnara ohne jede Hilfe, dann erhielt es vor allen Städten der Umgegend die erste vom Meere her. Den Tag drauf wurde die Eisenbahn durch Erdlawinen blockiert, und die Aufräumungsarbeiten dauerten zwei Tage. Nun kommen auch die Frauen des Wirtes zum Vorschein. Welche Güte, welche Zartheit, welche erhabene Einfachheit entwickeln Frau, Großmutter, Schwägerin in der Erzählung ihrer Schicksale und in der Sorge für die Gäste! Manche Damen von Wohltätigkeitsbazaren müßten beschämt werden von solcher Wohltätigkeit, die aus gutem Herzen, aus angeborenem Takte kommt. Selten habe ich mich bei Fremden so heimisch und so gemütlich gefühlt, wie bei diesen armen, rührend guten Leuten. Mir tut's fast leid, daß ich gegen halb zehn von meinem Schutzengel abberufen werde. An meinem Räderhotel angekommen, murmelt mein Mentor etwas wie „Umlogierung aus dienstlichen Gründen“, und führt mich in ein anderes Abteil. Dort ist ein Untergebener von ihm. Nebenan sind noch vier jüngere Herren. Unter belehrendem Gespräch der letzteren schlafe ich ein.

Um sechs Uhr stand ich schon am Fenster und betrachtete mir die dunkle Landschaft. Ganz alpin. Theaterdekoration für „Fra Diavolo“. Schwere Wolken am Himmel. Grell schimmern die weißen Zelte. Von den zackigen Felsen rauscht brausend ein Bergstrom. Eine halbe Stunde darauf ertönen die Signalhörner. Aus den Waggons in der Nähe treten Frauen im schmutzigsten Negligé hervor. Mein Brigadiere kommt mit Handtuch und Seife: „Avanti, zum Fluß!“ Meine fünf Schlaffamecaden gehen mit. Zweihundert Schritt weit, zum Damm. Auf einer Hühnerleiter hinunter zur Schlucht. Und nun beginnt die Toilette. Ein Bild aus einem Gold-

gräberlager! Zum Glück ist Regenspauſe und die Luſt lau und lind. Bei der Rückkehr ſetzt Regenschauer ein. „Wiſſen Sie auch, wer die vier jungen Herren ſind?“ fragt mich der Brigadier mit verſchmitztem Lächeln, „es ſind verdächtige Kerle, die ich verhaftet habe. Noch warte ich auf Befehl für ihren Abſchub.“

Nachdem ich bei dem Wirte von geſtern abend noch Kaffee getrunken, mache ich Jagd auf den höchſtkommandierenden Major. Er iſt noch nicht präſentabel, er rasiert ſich. Unterdeſſen regt ſich am Bahnhofsbrunnen fröhliches Leben. Frauen wie Fellahweiber, die die Amphora quer auf dem Kopftuch tragen, Mädchen und halbnackte Buben kommen und gehen, Offiziere und Gemeine waſchen ſich funterbunt im Freien.

Um acht Uhr habe ich vom Major mein Biſum. Unſer Dienſtzug, mehrere Wagen mit Brettern, Telegraphendraht, Balken, Dachpappe beladen, wird langſam gebildet. Ich beſteige einen Gepädwagen. Dachpapperollen ſind mein Sitz. Viele Paſſagiere hat unſer Wagen. Höhere Eiſenbahnbeamte, ein Duſend Telegraphenarbeiter, Mechaniker, einen Hauptkaſſierer und Betriebsinſpektor, dann drei Oberitaliener vom Roten Kreuz. Wir rangieren hin und her, vor die Stadt und hinter ſie, einmal einen Kilometer weit bis unter einen Tunnel. So erhalte ich Gelegenheit, die einſt ſo liebliche Stadt zu betrachten und die reiche Vegetation ringsum.

Um neun Uhr ſoll's losgehen. Ein Oberbahnmeiſter kommt mit und beginnt die Telegraphenarbeiter zu inſtruieren. Sie ſind noch ganz blödsinnig vor Furcht. Unterdeſſen flucht der Betriebsinſpektor wie beſeſſen. Der reinſte Türke! Blinde Paſſagiere ſind zu uns hineingeklettert. Einige widerſetzen ſich, werden ſogar frech. Nun wird der Inſpektor humorſtiſch, läßt aber inſorgeheim die Polizei rufen. Mein Brigadiere erſcheint und nimmt Verhaftungen vor. Aufatmend wiſcht ſich der greiſe Inſpektor die Stirn und erzählt dann mit unterdrücktem Schluchzen, daß er Frau und Kind verloren. „Ich war auf einer Dienſtreiſe. Gott ſei Dank, meine Frau hat nicht

gelitten, sie lächelte noch im Tode. Aber meine jüngste Tochter ist zerquetscht. Hier ist der Trauring meiner Frau!" Neue Störung. Ein fein gekleideter Herr, der aus New-York herbeieilte, um seine Verwandten in Reggio zu suchen, wird hinausbefördert, wieder zugelassen, von neuem durch die Polizei an die Luft gesetzt, wiederum durch das Militär hineingewiesen.

Unterdessen fallen sich die „Standespersonen“ bei jedem Stoß des Wagens in die Arme oder an die Köpfe. Langsam fahren wir, vorsichtig tastend. Inzwischen höre ich einen Vortrag über die Reparatur des Telegraphen. Beim ersten Wärterhaus Halt. Einige Telegraphenarbeiter steigen aus. Bretter und Balken werden zum Bau eines neuen Wärterhauses hinausgeworfen. An jedem ehemaligen Wärterhaus dasselbe Spiel. Die landschaftliche Szenerie ist malerisch. Weinberge wie am Rhein. Aber von Zeit zu Zeit sind sie durch furchtbare Erdrutsche, die oft die Telegraphenstangen bis ins Meer geschleudert haben, verwüstet. Die zurückgebliebenen Arbeiter schauen sich mit Kennermiene in die Augen. Offenbar trauen sie der Strecke, den Tunnels nicht. Auch die Landstraße ist durch Schuttlawinen stellenweise unterbrochen. Jetzt begreife ich, warum General Marazzi am 29. und 30. Dezember vergeblich versuchte, zu Fuß nach Reggio zu kommen. In Favazzina wird rangiert. Ich benütze den Aufenthalt. Der Direktor der zerstörten Papierfabrik begleitet mich an den Ort. „Zwanzig Tote, viele Verwundete. Fast kein einziges Haus bewohnbar. Ich rettete mich durch Sprung vom ersten Stock und hatte nur einige Schenkelwunden. Ein Mailänder Komitee arbeitet schon hier. Die Baracken sind im Bau. Sehen Sie, welch' schöne Gegend!" Und er zeigt mir in der Ferne die Landzunge, auf der das Schloß des sagenberühmten Scilla thront. Wir gehen dann durch die Station zur Unterstadt. Die Verwüstung ist grausig. Eine hohl-äugige, hohlwangige Menge, in Lumpen gehüllt, winselt: „Brot und Bretter!"

Scilla! Ein amerikanisches, ein italienisches Kriegsschiff liegen vor der Reede, ein pittoreskes Zeltlager lacht am Strande, flankiert von buntscheckigen Baracken. Der Stationsvorstand sagt: „600 Tote, 700 Verwundete. Piemontesisches Hilfskomitee. Die erste Hilfe brachten die Engländer. Bis jetzt wagt noch niemand in die Oberstadt hinaufzuklettern. Der Leichengestank ist fürchterlich und alles Gemäuer morsch!“ Ich blicke hinauf. Wie schön muß diese Oberstadt gewesen sein, die jetzt nur Ruine ist! Fast Capri!

Elf Uhr: Cannitello! Wiederum geht mein Vorrat von Ausrufen und Adjektiven aus. Zerstörung vollständig! Station ein Schutthaufen von einem Meter Höhe; er birgt noch die Leiche eines Assistenten. Seltsamer Eindruck. An der Station glaubt man in freiem Felde zu sein. Es ist der größte Verwüstungsgraus, den ich bisher auf der ganzen Strecke gesehen habe. Ich treffe in einem großen Barackenbau den Bürgermeister: „Von 1500 Einwohnern fehlt jede Spur. 850 Tote haben wir wenigstens, 200 sind erst ausgegraben.“ Er geht fort; denn soeben wird an eine große hungrige Schar Schiffszwieback verteilt. Gern nehmen sie ihn nicht; Nudeln wären ihnen lieber, denn die wärmen. Und das soll man sich in Deutschland merken: Schickt keine Konserven mit Gemüse oder Ochsenmaulsalat, laßt in Neapel landesübliche Gerichte einkaufen, vor allem Makkaroni und Mehl! Der Regen hört auf. Dessen freuen sich die Kinder, die scherzend umherspringen. Wenn doch nur ein Maler hier wäre, um diese griechischen Charakterköpfe unter den Schiffen aufzunehmen in ihrer spanischen Bauerntracht, oder den alten Mann, der pfiffig lacht, weil er sich Tabak erbettelt hat! Unser Betriebsinspektor hat unterdessen Brot für seinen Hunger gefunden, als er aber die begehrliehen Augen der Umstehenden sieht, kann er's nicht ertragen. Er verteilt das Brot. Ein besserer Bürger, der ein großes Stück ergattert hat, schleicht davon, als ob er sich schäme. Nicht weit davon stehen Gruppen von Frauen, regungslos in Gliedern und Miene, stumpf, nur ihre großen schwarzen

Augen haben den Ausdruck des verwundeten Rehs oder des sterbenden Hundes. Andere Frauen balgen sich aber wie Megären, um zuerst an die „signori furestieri“ herankommen und betteln zu können. Welcher Schmutz in den Lumpen, welche edle Gestikulation trotz allem häßlichen Gebahren!

Der Zug geht schneller. Zwei Kriegsschiffe kommen in Sicht. Bald sind wir in Villa San Giovanni. Gegenüber schimmert durch das Regennaß die messinesische Küste. Der Hafen ist ein riesiges Dokument für die elementare Kraft des empörten Meeres. Das Seebeben hat die gewaltigen Quadern des Hafendamms überall hingestreut, so daß sie Körnern oder Perlen eines Rosenkranzes gleichen, dessen Schnur gerissen ist. Landeinwärts sieht man die Trümmer einer großen englischen Mulfabrik. Zehntausend Zentner Mehl liegen unter dem Schutt. Die fertigen Mulfeln wurden zum Teil gerettet und dienten der Bevölkerung vier Tage lang als Nahrung. Die Station, anscheinend heil, ist unbrauchbar; schon baut man eine Baracke für sie. Die Stadt hatte 6000 Einwohner und erfreute sich eines gewissen Wohlstandes dank den vielen Seidenetablissemens. Kein Haus ist mehr heil. Die Zahl der Toten, die sich über tausend beläuft, ist noch unbekannt. Bisher war's nicht möglich, genaue Zahlen festzustellen, denn die Überlebenden sind fast alle wahnsinnig vor Schmerz, Schreck und Trauer. Der reichste Bürger, der vor einem Jahre für sein Seidenetablissemens Maschinen im Werte von anderthalb Millionen angeschafft haben soll, hat die Sprache verloren. Die Offiziere und Soldaten, die eifrig Baracken bauen, haben gegenüber den Geretteten einen harten Stand. Das Bild der Zerstörung ringsum ist unbeschreiblich. Ganze Häuserreihen zerquetscht, wie Fliegen unter einer Knabensfaust. Der Hauptkassierer, der den Aufenthalt benutzt, um einigen Arbeitern der Station die Löhnung auszuzahlen, unterbricht sich, wirft einen Blick auf den Rattenkönig von Dachsparrenwerk und Ziegeln und philosophiert über die unbändige Riesenkraft des Erdbebens.

Plötzlich kommt der Zugführer zu mir: „Drücken Sie sich in eine Ecke! Ich tu's wegen des Brigadiere von Bagnara, der Sie mir empfahl. Wir haben neue Weisungen. Offiziell hört der Zug hier auf. Wir fahren nur mit zwei Wagen weiter und befördern Offiziere nach Reggio. Alle Privatpersonen müssen hinaus!“ Und so geschah's. Selbst der New-Yorker, der inständigst flehte, entging seinem Schicksal nicht. Der Zugführer drohte ihm mit Verhaftung und Klage wegen Beamtenbeleidigung, und so mußte er gebückt davonschleichen. Mir tat er leid; aber im Dienst wird man egoistisch.

Kurz nach zwölf Uhr ging's weiter. Ich wage mich an's Licht. Auf dem Bahnhof steht ein neapolitanischer Kollege und weist auf seinen Nachbar, einen Kollegen vom „Petit Journal“. Ich kann ihnen nur noch zurufen: „Gehen Sie zum Militärkommando!“

## Schluß

---

### In dem zerstörten Reggio Calabria.

„Hier wird der Reiche schnell zum Armen  
Und der Armste dem Fürsten gleich.“

(Braut von Messina.)

Neapel, 15. Januar 1909.

Daß ich diesen Brief wieder in Neapel schreibe, ist auch einer der Zufälle, die jetzt an der Tagesordnung sind.

Um zwölf Uhr verließ ich Villa San Giovanni. Der stark dezimierte Zug entwickelte eine größere Schnelligkeit. Ein Gespräch wollte lange Zeit nicht aufkommen, da wir Passagiere uns kaum noch von dem zuletzt erschauten, ja erlebten grauenvollen Schrecken erholen konnten. Mein Nachbar, ein Pionierhauptmann, der mit feuchten Augen auf die Berge blickte, unterbrach zuerst die Stille: „Ich lasse es mir nicht ausreden, das Erdbeben war doch vulkanischer Natur. Dafür spricht die Veränderung des Bodens der Meerenge, dafür auch die Spalten, die sich in Reggio gebildet haben, und denen heißes Wasser entströmt.“

Wir kommen nach Catona, dem Ort, der in der Erdbeben-Mythologie als Eingang zur Hölle berühmt ist und halten einige Minuten. Das ganze Gebiet ist jetzt selbst eine Hölle des Schreckens. Die Station ist völlig zerstört. Dasselbe gilt von den Häusern. Vor uns winken gar zu verlockend die saftigsten Orangen, blutrot. Eben steigt eine Alte auf einen Baum. Im Nu ist eine Apfelsinenbörse im Gange. Unser ganzer Wagen beteiligt sich lebhaft.

Was zitiert G'jell Fels von Reggios Landschaft?

„Obst und Orangen sind trefflich, es stroget der Boden von Früchten,  
Wie auch von Blumen der zwei Hemisphären in üppigster Fülle;  
Und zu bedeutender Höhe schwingt sich die Palme und reifet  
Datteln, der Rizinus füllt mit den riesigen Blättern die Gärten,  
Ringsum leuchten im Laube, Orangen, Zitronen, Limonen . . .  
. . . „Und an den Straßen nach Süden und Norden begleitet die Ränder  
Fleischiger Kranz von Opuntienblättern und indischen Feigen;  
Und so schließt der italische Boden mit einer Idylle.“ . . .

Begleitet diese Idylle ein Satyrspiel? „Nur immer lustig!“ ruft der Hauptkassierer, nachdem er einen schnellen Blick auf den greisen Inspektor geworfen, dem etwas in der Kehle festhakt, „ich bin aus dem fetten Bologna. Lustig, Kinder! Wein hab' ich mir ersmuggelt und Brot und Wurst! Orangen gib'ts auch! Auf zur fröhlichen Tafel!“ Ich stutze. Aber mit lustigem Blinzeln, das beinahe schon wie drohendes Weinen wirkt, schießt der Kassierer wieder auf den Inspektor, der mit Mühe das Schluchzen erstickt. Nun verstehe ich, es gilt, den schmerzgefolterten Alten über eine Krisis hinüberzubringen. Rasch tue ich mit, aber nur unter der Bedingung, daß ich an der nächsten Station für die Gesamtheit dieselbe Schmuggelquelle benutzen darf. Wird mit Jubel angenommen. Und jetzt geht's los. Die Flasche wandert von den Offizieren zu den Beamten, von diesen zu den Arbeitern. Heimlich flüstert mir der Anstifter der Fröhlichkeit zu: „Still, der arme Inspektor hat den Trauring seiner Frau verloren, als er Brot kaufte!“

Die mitleidige Dikt wirkt. Auch der Inspektor hat sich wieder zurecht gefunden — freilich, wer weiß wie, war doch der Ring das einzige Andenken, was ihm von seiner verlorenen Frau verblieben. — In einer Zechpause werde ich des Stationschefs habhaft. „Wie groß ist die Zahl der Opfer hier?“ Die Antwort lautet: „1500 Tote bei 4000 Einwohnern!“

Nächste Station, Gallico. Das Grauen der Verheerung wächst. Aber hier hat sie einmal die Rolle des Komikers spielen



wollen. Geradezu humoristisch wirken die Bilder an einzelnen Stellen. Da sieht man zum Beispiel den Oberstod eines Hauses, von dem nur das Dach und die Seitenwände blieben, und so eine bizarre Leere grinst, die kein Verstand eines Bauverständigen als logisch denkbar oder möglich demonstrieren könnte. Dann sieht man Häuser, die gleichsam geblendet sind, das heißt, einzelne Zimmer gleißen wie die leeren Augenhöhlen eines Gemarterten, dem man die Augen ausgerissen hat. Die anderen Trümmer erwecken den Eindruck von Baukastengebilden, die kindlicher Übermut umgestürzt, von Kartenhäusern, die er umgeblasen hat. Und über dieses Sammelsurium von buchstäblicher Zermalnung leuchtet ein Regenbogen. „Er kommt täglich“, sagt der Zugführer nicht ohne einen Anflug von Ironie. Auch der Inspektor hat seinen Humor wieder. „Wißt, Ihr Herren, es kommt ein Salonwagen an den Zug. Ich hätte ihn gern für Euch geöffnet, aber der Herzog von Connaught ist Euch zuvor gekommen!“ Ich steige aus. Richtig, unser Büglein ist durch Zuwachs wieder zum Zug geworden. Die königlichen Herrschaften frühstücken gerade. Da treffe ich den Stationsvorsteher. „In Gallico Marina haben wir 100 Tote, in Gallico superiore 1000! Überhaupt das Elend in den Bergen! Einfach scheußlich!“

An dem nächsten Halt stürzt ein jugendlicher Oberst auf uns zu und fragt die Offiziere: „Bringt Ihr Mehl? Es ist zum Verzweifeln! Seit acht Tagen schreibe ich, und es kommt nichts. Oben auf den Höhen ist es entsetzlich. Und an diese Artnsten hat noch niemand gedacht!“

Unwillkürlich schaue ich auch zu diesen Höhen hinauf, von deren Opfern kein Lied, kein Heldenbuch, aber auch kein amtliches Telegramm meldet. Ein Infanterieleutnant ruft laut: „Gut! Hier kann man doch noch Überschau halten, aber oben wird der ganze Jammer wie aus blutigem Hohn von einer grünen Flut von Orangebäumen bedeckt!“

Doch welche Überschau hier unten ringsum! Die ganze Gegend gleicht einem einzigen Militärlager; freilich ist auch, außer Messina

und Reggio, keine Strecke so geplagt und mißhandelt worden wie diese. Ein Riese scheint in blinder Wut mit eiserner Keule sinnlos um sich gehauen zu haben oder ein Dampfhammer von zwei Kilometer Durchmesser war so freundlich, hier einen gelinden Druck auszuüben. Und ruhig starrt über dem Entsetzen der stolze Aspromonte in kühler Ruhe.

„Ostwärts raget der Aspromonte mit Tannen zu oberst, Rings an den Flanken von Wäldern mit Eichen und Buchen umgürtet“ . . .

Santa Caterina Reggio! Wiederum kann ich mich nicht um den Gemeinplatz herumdrücken: „Spottet jeder Beschreibung!“ Hunderte von Arbeitern sind durch das Zusammenrücken der Seidenetablissemments brotlos, d. h. soweit sie überhaupt nicht durch den Tod an weiterem Rauen verhindert wurden. Ein Herr kommt mit bitterem Ausdruck an unsern Wagen: „Ich hatte achtundfünfzig Verwandte, mir blieben vier!“ Und fröhlich hören die Kinder die Kunde, diese liebliche Jugend, die Kapuzen trägt, wie die Alben und Wichtelmännchen bei Moritz von Schwind und die Hirtenknaben bei Ludwig Seiz zeigen. Und die Gesamtstatistik? 3000 Einwohner und 1200 Tote!

Reggio kommt in Sicht. Der Zug fährt schneller. Bald sieht man vier Schiffe im Hafen, dann mehrere Panzerkreuzer und Torpedoboote. Neben der Bahn zeigen sich Hospitalzelte und unfertige Baracken. Eine lange Zeile. Dann drängt sich unseren Blicken das auf, was einst vor dem vier Meter hohen Wellenberg des Seebebens der Staden, die Uferwerft war. Eisenbahnwagen stecken halb im Boden, die Kaimauer ist verschwunden, der Bord der Straße verschluckt. Nun werden halbierte Häuser sichtbar, dann eine lange Zeile von Eisenbahnwagen, die in Bureaus und Hospitäler verwandelt sind. Der Zugführer sagt mir: „Steigen Sie hier an der Nebenstation aus, dann sind Sie auf alle Fälle näher dem Fährboot, falls es Sie mitnimmt.“

Ich befolge den Rat und betrete die Station, die ebenfalls *in a r*; denn sie ist zerschmettert. Mit meiner Tasche und mit meinem Plaid suche ich vergebens jemand, der mir hülfe. Ich trete auf die Straße. Da winkt mir ein hungriger Kutscher und bietet sich laut als Führer an; er zeigt auch mit kübler Selbstverspottung auf seinen Jammerkasten, vor dem ein magerer Klepper steht. Die Not hat den Mann gezwungen, seinem Erwerb wieder nachzugehen. Zum Fliehen war er ja nicht berechtigt, weil sein ärmliches Häuslein in der Vorstadt, wie durch ein Wunder unbeschädigt blieb. Seine Einladung leuchtet mir ein. Ich bereute sie nicht, obschon mir das Elendsvolk als einem prozigen „*gran-signore*“ feindselige Blicke zuwirft und ganze Scharen von schmutzigen Weibern, die ich zu anderen Zeiten *Megären* genannt haben würde, mich bettelnd umdrängen. In der Tat. So gewann ich Zeit. Auch hatte ich mich in meinem Vertrauen nicht geirrt. Der Lenker des Kleppers war wirklich ein guter Führer, und brachte mich schnell auf Schuttwegen bis zu den Stellen, wo es Klettern hieß. Zuerst frage ich nach dem Fährboot: „Gegen fünf kommt sicher eins, und wenn Sie Pässe haben, dürfen Sie fahren.“ Jetzt ist's ein Uhr. „Also los, *vetturino!*“ Zunächst geht's über die breite Prachtstraße oberhalb des Kais und der Bahn, die Marina. Von den meisten Häusern ist nur das Erdgeschöß erhalten. Welche Ironie! In einem Palazzo blieb vom ersten Stock nur ein frisch lackierter weißer Schrank unversehrt! Überall sieht man noch wenige Gruppen des ärmsten Volks, das sich geweigert hatte, mit den besser gestellten Bürgern die Stadt zu verlassen, in improvisierten Lagern um kleine Lagerfeuer, auf denen ein Topf brodelt. Die obere Stadt sieht von hier sehr malerisch aus, aber nicht so scheinbar erhalten, wie Messina; dafür sind die Ruinen zu massenhaft. „Hier wohnte der größte Weinhändler! Was hat er nun von seinem großen Brunsthaus?“, sagt mein philosophischer Führer. Vor einer steil ansteigenden Querstraße, die ein einziger Schutthaufen ist, scheut das Pferd. Es scheint auch erdbebengestört zu sein. Ein Vorübergehender muß es

am Hügel weiter führen. Rechts hört der Blick aufs Meer auf, aber alle Häuser sind Schutt und Staub. Links wird mir der große Palazzo Mangaroni gezeigt, unter dem, wie mir gestern jemand sagte, noch hundertundfünfzig Tote liegen. Jetzt mehrt sich auch links die Zahl der zerriebenen, zermahlenden Häuser, der Graus in den Querstraßen. Wir kommen an den Stolz Reggios, die Palastvilla des genuesischen Marchese d i B e r b i. Von ihr blieb nur das Säulentum, das als Propyläe diente; das Vorwort nur, der Text verschwand. Von Zeit zu Zeit muß mein Vordbeherrscher sich erniedrigen, um Telephondrähte zu entfernen, die sein Pferd umschlingen. Jetzt kommt Zulost zu den Ruinen: prachtvolles Bettzeug, vergoldete Stühle. In der Querstraße Francesco di Sales sieht man die unwohnbar gewordene Präsektur, an der Ecke der Via Plutino eine Kaserne, die mit unzähligen Strebebäumen gestützt wurde, weil noch einige Räume zur Unterbringung des Pionierstabes benutzt werden. Bei der nächsten Querstraße klettere ich zum Dom. Nur die Chorseite hat gelitten, doch die andere mit den Türmen, schon geborsten, kann stürzen über Nacht. Es folgt an der Marina immer weiter nach Süden ein langgestreckter Bau, das Waisenhaus, in dessen rechten Flügel das Museo civico eingebaut ist. Alles verlassen und öde. Wir biegen links ein. Rechts stand einmal die Gasfabrik, dahinter das Theater, dessen Bühnenraum in die Luft geblasen wurde. Vor dem Stadtpark, der freilich etwas zu spät zum Hospitalpark verwandelt wurde, halte ich. Die Schildwache läßt mich passieren. Zelte überall, leider aber in der Mehrzahl Soldatenzelte. Lustig flattern die Fahnen an der Spitze. Aber man baut emsig an einer Riesenbaracke. Im Pavillon, einst le centre du plaisir, liegen Bücher, Broschüren einen Meter hoch auf dem Boden, dahinter prahlt ein kopfloser Redner aus Gips mit seiner an Gesten reichen Beredsamkeit, und vor mir bemerke ich plötzlich zwei Füße, die sich mir gegen alle Regeln des Anstandes aus dem Papierwust entgegenstrecken. Von den Füßen zieht sich aufwärts eine blutige

Decke. Ich schaudere und tue Abbitte; was weiß ein Toter von Anstand? . . . . .

Ich hatte in diesen Tagen doch schon viel Tote gesehen, aber dieser, der hier unter der zu Makulatur gewandelten Bibliothek liegt! Br! Ich bin fertig mit meiner Aufnahmefähigkeit und komme in die Stimmung, wo einem das Lachen näher ist, als das Weinen. Mich leidet's drinnen nicht mehr. Ich gehe um den Pavillon herum. Hier scheinen Menschen zum Tode verurteilt worden zu sein, wobei der Schöffe, ein Riese, aus Zerstreutheit statt der symbolischen Stöcke Granitsäulen zerbrochen hat. Mir ist's, als ob jemand lache. Aber der Anblick ist auch wirklich lächerlich. Ein Mann aus den Bergen zieht mich ab, er trägt ein müde lächelndes nacktes Kind vor sich her. Den beiden folge ich bis zu einem Hospitalzelt, wo gerade einem Mann am Beine herumgeschnitten wird. Doch das ist nicht lustig. Mehr gefällt mir schon der bronzene Herr *Tripipi*, ein ehemaliger Abgeordneter und deshalb aus Selbstsucht Wohltäter der dankbaren Stadt. Er lacht mit dem ganzen Gesicht, weil die Stadt ihre Dankbarkeit soweit trieb, daß sie in den Opfertod ging, während die finsternen Mächte ihn verschonten.

Wenige Schritte weiter durch ein Hintertor bringen mich auf die „Zeil“ von Reggio, den Corso Garibaldi. Auch zerstört. Aus übertriebener Lebenslust wehrten sich aber ringsum die Firmenschilder, das Loz ihrer Häuser und deren Herren zu teilen. An der Kirche San Francesco war die Fassade ebenso eogistisch; in stolzer Ruhe hatte sie sich geweigert, ihre Klammerhände auszustrecken, um ihre Nachbarn, die Seitenwände, zu stützen. Unterdessen winkt mir am Ende der Straße mein Kutscher. Er fährt mich über Schuttgeröll nach einem großen, freien Platz. Sein Peitschenstiel wird Wegweiser: „Kaserne Mezzacapo! Hier wurden 720 Soldaten erschlagen.“ . . . . .

Das Bild der grausen Ruine ist einfach — „scheußlich“. So hatten ja auch vorher der Stationsvorsteher und der Oberst in Gallico vom

Verwüstungsputz in den Bergen gesprochen. Und nun erinnere ich mich. In diesen Trümmern hatte sich am Morgen der Katastrophe eine schöne Szene abgespielt. Kaum war es hell geworden, grub ein Leutnant, der heil geblieben, die Fahne aus, und, als die Sterbenden und Verwundeten die Nationalfarben sahen, denen sie Treue geschworen, wollten sie sie küssen. Und der Oberst selbst nahm die Fahne und hielt sie den jungen Rekruten an die bleichen Lippen. Für viele war's der letzte Kuß ihres Lebens . . . . .

Eine Weiterfahrt ist nicht möglich. Drum kehren wir zur Marina zurück. An der Nebenstation gezwungener Halt. Eine Kompagnie Pioniere sucht mit Brandleiter und Stricken die wankenden Mauern des ersten Stocks herunterzuzerren. Das Schauspiel wirkt erheiternd auf die Jugend, Bettelknaben à la Murillo, denn die Mauer ist halsstarrig, locherer hingegen das Seil, und das Querholz, an dem sich zwanzig kräftige Soldaten ziehend abmühen, zerbricht. Darob neues Gelächter bei der Jugend. Doch mir vergeht der Spaß; denn der kommandierende Leutnant will mich nicht durchlassen, weil mein Wagen seine Feuerleiter beschädigen könnte. Erst nach langem Parlamentieren darf ich weiter.

Langsam schlottert mein Gefährt vorwärts, und so erhalte ich Muße für neue Betrachtung. Mein Gesicht schärft, die Fähigkeit für die Schuttforschung mehrt sich. Nicht die geringste Einzelheit entgeht meinen Luchsaugen. Ha? Sehe ich nicht sogar in schön geschmitztem Kästlein ein Bündel falscher Haare und daneben in einer Schmutzlache einen feinen Spitzenfächer? Wo ist die Schöne, der diese Toilettenartikel angehörten? Gar zu komisch wirken auch die vier vergoldeten Eisenbetten dort drüben, wo einst in dem Palazzo das herrschaftliche Stockwerk war! Die Zwischenwand hat sie plattgedrückt wie Frösche unter einem Ziegelstein.

Vorbei an Hospitalzelten, die eine bettelnde Menge umsteht, an der Post-, der Präsekturbaracke und einer Reihe von halb fertigen Brettetashlen kommen wir nun zum Hafen und zur Station der

Fährboote. Da ich voraussichtlich lange warten muß, gebe ich mein Gepäck einer Infanteriewache, die in einem Güterwagen haust. Und nun wird's wieder lustig. Von der Funkenspruchstation ragen noch die Stangen, aber sie haben die Sprache verloren; vor Schreck, vor Lachen? Nun, es ist aber auch zu komisch, wie sich sonst so sittsame Güterwagen der Staatseisenbahn aufführen. Einer liegt sogar auf dem Rücken und strampelt mit den Rädern in der Luft, ein anderer steht, da er seine Holzjacke ausgezogen, als nacktes, schamloses Eisengestell da. Aber ich begreife. Das Geleise gleicht dem Auf und Ab der montagnes russes, und diese Wagen haben die lustige Purzelei nicht vertragen. Ein Güterwagen liegt im Wasser. An seinem Dach springen die Wellen um die Wette, wer am höchsten komme. So sauber gibt's keinen Wagen in der ganzen Staatsbahn! In einem anderen Wagen weiter zur Station hat das Seebeben Kaktuszweige, Ölbaumäste, Tang und Laureste zwischen die Räder gepreßt.

Dieses Bild erteilt einen fürchterlichen Anschauungsunterricht über die Gewalt der vom Meerbeben entfesselten Fluten. Wie schilderte doch der Apotheker aus Messina in den Zeitungen seinen Eindruck? „Um fünf Uhr fünfundzwanzig Minuten lag am Hafen das Fährboot bereit, das jeden Tag nach Reggio hinüberführt. Da fing plötzlich das Dröhnen der Erde an. Die Oberfläche des Wassers senkte sich; das Schiff ging einige Sekunden in die Tiefe, dann wurde es plötzlich bis zur Höhe von acht Metern emporgeschleudert. Als es wieder hinuntergerissen wurde, zerschellte es an den Felsen der zerstörten Mole.“\*)

\*) Und hat nicht auch, wie ein gelehrter Mitarbeiter in der „Frankfurter Zeitung“ schreibt, Vater Homer in der Scilla und Charybdis ein Meerbeben gezeichnet? Man vergleiche doch nur:

..... „Und dort die wilde Charybdis,

Welche die salzige Flut des Meeres fürchterlich einschlang;

Wenn sie die Flut ausbrach: wie ein Kessel auf flammendem Feuer

Auch an der Station des Fährboots hat das mit der Erde um die Wette bebende Meer toll gewirtschaftet. Man ist versucht, das berühmte Lied des weiland Kultusminister v. Müller zu singen: „Straße, wie wunderbarlich siehst du mir aus“; denn ein Torhäuschen ist so schief, daß es als einzige Grimasse wirkt, alle anderen Räume sind zerrissen, leer. Kein Beamter wagt sich mehr an die Unglücksstätte, aus Furcht; freilich ist der ganze Untergrund unterwaschen, und das Meer gurgelt ganz höhnisch in den Pflastertrichtern. Und weiter schlendere ich zur Hafestation Punto Mare. Auch sie existiert nur noch als ein Haufen Felsen. Doch interessant ist's, auf dem Trümmerfeld mit suchendem Auge zu wandern: Behördenformularbücher, Geschäftstreuen, Bündel von Frachtbriefen, umgestürzte Eisenbahnwagen, Säcke, Mehl, Körbe, aus denen Zitronen quellen. Ich kehre zu meinem Gepäckdepot zurück. In einem Schuppen kocht ein Soldat, ein anderer schreibt an einem schönen Eßtisch. Mitten auf der Straße steht ein eleganter Schreibtisch, neben ihm als Parodie auf Geflürs Kopfbedeckung ein verbeulter Zylinder auf einer Stange.

Seltames Spiel der Wellen! Berengar's Spruch aus der „Braut von Messina“ höre ich im Geiste:

„Denn das Meer ist der Raum der Hoffnung  
Und der Zufälle launisch Reich!“

Lange dauert es, ehe das Fährboot in Sicht kommt. Der Wind hebt sich. „Auf den Wellen ist alles Welle!“ Viel Volkes sammelt sich, aber noch kein Beamter. Ob bei diesem Sturm das Fährboot die Überfahrt wagt? Und wenn nicht, was dann? Die schweren Wolken drohen neuen Guß. Man ruft mich. Wie Marius auf den

Brauste mit Ungetüm ihr siedender Strudel, und hochauf  
Spritzte der Schaum und bedeckte die beiden Gipfel der Felsen.  
Wenn sie die salzige Flut des Meeres wieder hineinschlang,  
Senkte sich mitten der Schlund des reißenden Strudels, und ringsum  
Donnerte furchtbar der Fels, und unten blickten des Grundes  
Schwarze Riesel hervor.“



Trümmern von Carthago sehe ich den Kollegen *Ducatelli*, den Feuilletonisten vom „*Secolo*“, mit stolzer Verbissenheit auf einem Schutthaufen sitzen. Vor zehn Tagen verließ ich ihn in Catania. „Warum so stolz?“ fragte ich ihn. Und mit unnachahmlicher Gebärde antwortet er: „Für jetzt ist mir alles gleich. Ich habe heute wenigstens schon gegessen! Ja, ich hätte nie gedacht, daß ein Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts so bescheiden werden könnte.“ . . . „Und wo bleiben Sie die Nacht?“ . . . „Wer weiß? Im Notfall begehle ich eine Amtsbeleidigung auf Kosten eines Karabiniere; denn ein Verhafteter findet immer Unterkunft. Bleiben Sie bei mir. In Messina haben Sie auch kein Nachtlager von Granada. Mich hat man dort von den Schiffen gewiesen, weil der Obergeneral meint, es seien zu viel Schreiber in der Unglücksstadt . . .“

Gegen Sonnenuntergang kommt das Fährboot, zugleich aber auch Regen. Er verwehrt mir, wie einst, das schöne Panorama zu genießen, das gerade im Abendglanz so berückend ist.

„Unten am Hafen entzückt als ein farbendurchleuchtetes Seebild:  
Jenseits über den Bogen Siziliens Küste, Messina,  
kaum eine Meile entfernt, und der gewaltige *Utna*,  
Rückwärts Berge an Berge in fernen verduftenden Zügen“ . . .

Ich verlasse die Stadt der *Fata Morgana*, deren duftende Gartenpracht ich heute nicht gespürt; denn Wohlgerüche sind selten heuer in Reggio, die auch die „Stadt der Essenzen“ war. Und der Sturm stößt mit Wucht, unser mächtiges Trajetschiff erschütternd. Das kann gut werden, wenn ich in der kommenden Schauernacht als zur einzigen Zufluchtsstätte auf das kleine Postschiff „*Scilla*“ komme, das, wie mir ein Bootsmann sagt, heute Dienst hat! Hunderte von Möven zickzackten über die zischenden Bogen. Wollen sie sich mit den Haifischen necken, von denen jetzt die Meerenge wimmeln soll?

Es ist tiefe Nacht, als ich in Messina ankomme. Ich habe Glück, ich finde wenigstens einen Führer. Dieser nimmt mir zwar mein

Gepäck, aber auch jede Hoffnung; denn er erklärt, kein deutscher Dampfer liege mehr im Hafen. Also muß ich doch auf das Postschiff, denn alle anderen sowie die Baracken am Lande sind überfüllt. Nachdem ich den Zaun der überwachenden Soldaten passiert, stehe ich in strömendem Regen mit meinem Begleiter allein auf dem matt erleuchteten Staden. Wieder lastet die Stille auf mir.

Mit Beatrice sage ich:

„Und mich ergreift ein schauernd Gefühl,  
Es schreckt mich selbst das wejenlose Schweigen.  
Nichts zeigt sich mir, wie weit die Blicke tragen.“

Auch kein Barkenfürher zeigt sich. Doch endlich erhält unser Gallo Antwort: Sie ist aber Hohn: „Das Postschiff ist abgefahren.“ Wieder retten mich Pioniere aus der Not. Aber anstatt zum Postschiff, wie sie sagen, rudern sie mich irrtümlich auf den Ozeandampfer „Lombardia“, der gerade auf plötzlichen Befehl nach Neapel abdampft. Man will mich ausweisen, aber als man die Barke zurtückruft, ist sie schon zu weit entfernt. Der Regierungskommissar an Bord beschwichtigt den Zorn des Kommandanten, und so reise ich als einziger Passagier nach Neapel. Dort angekommen, fragte ich den Regierungskommissar: „Welche Befehle haben Sie, und warum mußten Sie so schnell und leer dazu zurückfahren?“ Ein Achselzucken war die Antwort.

Raum ist die Landungsbrücke an Bord geschoben, stürzt ein Heer von Funktionären hinauf, um die Passagiere zu mustern. „Hier ist der einzige“, erwidert der Regierungskommissar, indem er lächelnd auf mich zeigt. Und unter allgemeinem Schütteln des Kopfes steige ich ans Land.

### Epilog.

Auf Milliarden haben einzelne Journalisten den Schaden geschätzt, den die Katastrophe vom 28. Dezember 1908 verursachte. Der

Wert der zerstörten Häuser wird auf 165 Millionen angegeben. Der Nationalökonom Professor Pantaleoni beziffert den Gesamtschaden auf eine Milliarde. Anderer Meinung ist der Abgeordnete Nitti, Professor der Nationalökonomie in Neapel. Er spricht in einem Interview von Übertreibungen der Journalisten. Wie könne man von Milliarden sprechen, wenn das Gesamteigentum in den drei kalabrischen Provinzen nur 1200 Millionen betrage. Nach dem Nationalvermögen Italiens, das auf 65 Milliarden berechnet werde, beziffere sich der Reichtum der Provinz Messina auf 864 Millionen, der der Provinz Reggio auf 455 Millionen, alles einbegriffen: Land, Häuser, bewegliches Kapital. Auch müsse man unterscheiden zwischen dem Verlust, den die Gesamtheit und dem, den der einzelne erleidet. „Entwertet ist vor allem das Land; denn die Panik hat es geschädigt. Den Wert der Häuser kann man in Messina auf 80 Millionen, in Reggio auf 20 Millionen schätzen. Im Erdbebengebiet Messinas beträgt er 60, in dem von Reggio 50, alles zusammen 210 Millionen. Was den Besitz an Rente betrifft, so verliert der Staat nichts, auch die Überlebenden nicht, und wo keine Erben sind, wird die betreffende Summe dem Fonds für die Waisen überschrieben. Verloren, gänzlich verloren sind aber: Hausgerät, Möbel, Kunstgegenstände, Juwelen. Verloren für die Eigentümer: die Häuser. Doch wie soll man den Wert dieses Verlustes schätzen? Groß sind die Verluste der Versicherungsgesellschaften. Zum Glück für Italien sind meist nur ausländische betroffen. Immens ist der kommerzielle Schaden, unberechenbar der Wert der zu Grunde gegangenen Menschenleben. Schlimm daran sind die Angehörigen der freien Berufe, die Ärzte, Apotheker, Advokaten, Notare der Verwüstungszone und deren studierenden Söhne. . . .“ Über den Wiederaufbau Messina's und Reggio's äußert sich Nitti zuversichtlich: „Dafür sorgt schon der Handel von Apfelsinen, Olivenöl, Zitronen und Mandeln, der in den beiden Häfen die natürlichen Ausfuhrplätze hat, dafür sorgt, was Kalabrien

anbetrifft, der enorme Reichtum an Wasserkraft, der im Silagebirge, im Monte San Bruno, im Aspromonte aufgespeichert ist. Wird die Malaria bekämpft, werden die Berge aufgeforscht, werden durch Talsperren die Gewässer der Gebirge reguliert, werden erst die norditalienischen und ausländischen Industriellen Kalabrien entdecken, so geht dieses einer großen Zukunft entgegen.“

Ein anderes Bild. Vier Wochen nach dem Unglückstag beginnt schon die Auferstehung Messinas. Abg. Micheli, der in eigenem Interesse für seine Wähler sorgt, um die Rückkehr zum normalen Leben vorzubereiten, hat in einer heil gebliebenen kleinen Druckerei eine Zeitung herausgegeben. Sie hat auch Anzeigen. In einer von diesen zeigt ein Schuster an, daß er im Viertel San Martino einen Barackenladen eröffnet habe, und lobt seine Ware als konkurrenzlos. Welche Ironie; denn alle Schusterläden Messinas liegen ja im Schutt! Ein Barbier verkündet, daß er in einer Baracke desselben Viertels wieder einen Salon aufgetan habe, und fügt hinzu: „Ich lade meine ganze verehrliche frühere (!) Kundenschaft zum Besuche ein.“ Zwei Gebrüder Calalbo schreiben: „Täglich durchfahren wir die Stadt und bieten zu Preisen, die jede Konkurrenz schlagen, Fenchel, Rüben, Blumenkohl, Rettich und anderes Gemüse an. Jeden Morgen um acht Uhr aber halten wir, zum Dienst des Publikums bereit, auf Piazza San Martino.“ Zwei andere Brüder melden, daß sie, „um die Lage der Bevölkerung zu verbessern“, einen Milchverkauf einrichten, indem sie ihre zahllosen Ziegenherden durch die Stadt treiben. „Jeden Morgen um sieben finden sich die Ziegen auf Piazza San Martino.“ Unter dieser Anzeige kündigt ein Wirt, daß er in einer Baracke der Piazza Collegio einen Weinhandel eröffnete, dem eine Küche angefügt sei, wo man nach vorheriger Anmeldung sich sättigen könne; freilich gebe es nur Würste, Knoblauch, Stockfisch und Kartoffeln. „Außerdem biete ich jeden Morgen Kaffee für eine ganze Stadt an.“ Weitere

Anzeigen teilen die Eröffnung einer Bäckerei, einer Apotheke und eines Zeitungskiosks an, „in dem alle Zeitungen zu haben sind, vorausgesetzt, daß sie ankommen“. Weiter wird der Betrieb einer Molkerei und eines öffentlichen Waschhauses mitgeteilt. Der Spezialkorrespondent der „Tribuna“ begleitet diese Anzeigen mit folgenden Bemerkungen: „Ich habe sie gelesen, wieder gelesen, abgeschrieben und betrachte sie noch immer. Warum? Mir scheint's, als ob ich das Aufspringen eines Samentorns im Erdreich sehe. Diese Seite voll Anzeigen stammelt ihre Worte wie ein Kind, das die ersten Silben zu sprechen versucht. Die Zeitung ist von einem Abgeordneten, die Anzeigen sind von Leuten geschrieben, die auch vorher Anzeigen zu verfassen wußten, und doch hat das Geschriebene die Spuren der Unerfahrenheit, die Ungelenkigkeit der ersten Kinderschritte, alle Symptome der Naivität. Abgeordneter und Inserenten sind nämlich nur die Exponenten des neu erstehenden Lebens. Messina ist ja jetzt eine Kind-Stadt, die den Tod vergessen hat und zu neuem Leben heranwachsen will.“

# ⌘ Osteria ⌘

Kulturgegeschichtlicher Führer  
: durch Italiens Schenken :  
von Verona bis Capri von  
Hans Barth-Rom

Broschiert M. 2.50, gebunden M. 3.50.

□ □

Ein köstliches Büchlein wird uns soeben beschert, ein Buch der Hoffnung und Erinnerung, ein Trost für alle, die in diesen launenvollen Frühlingstagen die Sehnsucht nach dem Süden zwist, ohne daß sie ihr folgen können! Schon vor Jahren hat Hans Barth in Rom, ein edler Ritter von der Feder, ein großer Kenner der ewigen Stadt und der „umliegenden Ortschaften“ und ein wohlgeübter Meister in allen Fragen tief sinnigen Kneipens und bacchischen Schwärmens, einen „Italienischen Schenkenführer“ herausgegeben, der dem zwischen Orangen und Zitronen wandelnden LedeSCO durch das Labyrinth der Wein- und Bierstätten im gelobten Lande den rechten Weg wies. Nun hat dieser kundige Mentor aller durstigen Seelen sein Werk, das Otto Erich einstens „eine Lat“ genannt, in geradezu „monumentaler Weise“ neuausstaffiert, überarbeitet, durchgebessert, der Gegenwart angenähert und bei Julius Hoffmann in Stuttgart unter dem wie Glockenton klingenden Titel „Osteria“, kulturgegeschichtlicher Führer durch Italiens Schenken von Verona bis Capri, erscheinen lassen.

Ein unschätzbares Brevier für jeden, der aus dem gestaltlosen Deutschland über die Alpen zieht! Umschwebt von allen graziosen, ekstatischen, selig taumelnden, grobianischen Geistern der Trinkerpoesie. Gesegnet von dem Psalmisten und dem ehrwürdigen Vater Noah, von Päpsten und Heiligen, von Horaz und Catull, Shakespeare und Rabelais. Durchwirkt von tiefer historischer Wissenschaft, die aus totem Gelehrtenstaub zu blühendem Leben erwacht ist. Geweiht und durchglüht vom blauen Himmel und der Sonne Italiens. Ein Früchtlein, wie es nur auf einem deutschen Baume wächst. Ein gebildeter und gründlicher Verfasser, der auch nicht die verborgensten Quellen des Glücks verheimlicht. Er trinkt von Chianti und Falerner und Frascateller und ist doch ein weiser, vielwissender, lebenskluger, weiserfahrener Cicerone, der auch wenn er schwant, noch weiß, auf welchem geschichtlichen Boden er die Sicherheit seiner Beine verlor. Der nicht nur das leichte Geplänkel mit dem Saft der Reben, der auch die furchtbaren Kämpfe mit dem Durst anmutig aussicht.

---

Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart

Guglielmo Ferrero  
Größe und  
Niedergang  
: Roms :

---

Erster Band . . . Wie Rom Weltreich wurde

Zweiter Band . . . . . Julius Cäsar

Dritter Band . Das Ende des alten Freistaats

Vierter Band . . . . Antonius und Kleopatra

Fünfter Band . Der neue Freistaat des Augustus

Sechster Band . . Das Weltreich unter Augustus

Preis eines jeden Bandes: Broschirt M. 4.—,  
vornehm gebunden M. 5.—.

---

**V**ier Bände des Werkes liegen fertig vor,  
Band 3 und 4 enthalten die von Mommsen nicht  
behandelte Epoche; Band 5 und 6 werden im Frühjahr 1909  
zur Ausgabe gelangen. Das Werk kann durch jede Buch-  
handlung, die auch Vormerkungen auf die später erschei-  
nenden Bände entgegennimmt, bezogen werden. Ist eine  
Buchhandlung nicht am Platze, so wende man sich gefälligst  
direkt an den

---

Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart

Diese neue Geschichte Roms, die bei ihrem Erscheinen in Italien, Frankreich und England ungeheures Aufsehen erregt hat, ist nun auch in Deutschland mit der aufrichtigen Bewunderung, die ein derartiges Werk einflößen muß, aufgenommen worden. Bei der Lektüre hat man das Gefühl, im Parterre eines Theaters zu sitzen — sagt der Rezensent der Frankfurter Zeitung, und wahrlich, wie bei einem echten Kunstwerk steigert sich die Spannung; der Leser wird hingerissen durch die Macht der Tatsachen und die Form ihrer Darstellung, und doch verliert er nie das Empfinden, daß die ernsthafteste Forscherarbeit eines gründlichen Historikers vorliegt.

Die nachstehend abgedruckten kritischen Urteile der angesehensten Presse Deutschlands geben ein treues Bild des Eindrucks, den das Werk auf den Leser macht:

Ferrero hat in seiner Geschichte Roms ein Werk geschaffen, das nicht nur durch die Originalität und Selbständigkeit der Auffassung vielfache Anregung gewährt, sondern auch wegen der Gründlichkeit der Forschung Anerkennung verdient. Vor allem aber fühlt man sich durch seine Darstellung unausgesetzt auf die großen geschichtsphilosophischen Probleme hingewiesen, besonders auf das größte und bedeutungsvollste von allen: das Verhältnis des Gesamtgeistes zum einzelnen, der Kollektivleistung der Masse und der Gesellschaft zur schöpferischen Tätigkeit des Individuums.

Börsliche Zeitung

Alle die halbverstandenen und halbklaren Reminiszenzen aus der Symnastastzeit gewinnen beim Lesen des Werkes wieder Leben, und mit unsern jetzigen politischen Begriffen erfast und gemodelt, verschwindet die früher so oft empfundene Schwermüdigkeit und Leblosigkeit des Materials, und die gewaltige Geschichte Roms gewinnt durch diese geradezu glänzende Darstellung ein ganz persönliches Leben. Sicherlich ist dies eines der besten Bücher über die römische Geschichte, dem man nur weite Verbreitung wünschen kann.

Leipziger Neueste Nachrichten

Durch seine vom Gelehrtendümel freistehende, journalistisch zugreifende Art kommt eine unvergleichliche Frische in die Darstellung. Man spürt keinen Altentand. Rom scheint auf einmal wirklich aus den Trümmern neu erweckt zu sein und im rosigem Licht des Augenblicks zu existieren. Zu den glänzendsten Vorzügen dieser Geschichtsschreibung gehört die Fähigkeit im Ausdruck neben dem Freilicht des Wortes, die Eleganz des Vortrags bewahren zu können. Aber die Grenzen unserer Zeit hinaus wird die groß angelegte Lebensarbeit des Turiner Historikers neben der Lat Mommsens mit Ehren bestehen müssen.

Berliner Tageblatt

Die Darstellung ist so schön, daß einige dieser Charakterbilder in die deutschen Lesebücher aufgenommen zu werden verdienen.

Grenzboten

Daß Ferrero ein moderner Mensch ist und auch die Geschichte Roms nicht ausschließlich auf das Wollen und Vollbringen etlicher Helten begründet, sondern sie aus wirtschaftlichen und sozialen Ursachen erklärt, scheint uns ein besonderer Vorzug seines Werkes.

Deutsche Tageszeitung

Was aber unmittelbar zu dem Leser spricht, ihn in seinen Bann zwingt und deshalb die dauernde Wirkung des Werkes verbürgt, das ist die eindringliche Wucht des Empfindens und der Enthusiasmus der Reflexion, die zweckmäßige, wahrhaft künstlerische Gliederung des Stoffes, die seltliche Schönheit der Sprache, die uns überall entgegen treten.

Staatsanzeiger für Württemberg

Seine Geschichte Roms hat alles Zeug dazu, zum standard work zu werden.

Die Woche



# LORENZO BERNINI

VON FRIEDRICH POLLACK

---

Kein Künstler ist je so beschimpft und verlästert worden wie Lorenzo Bernini, der Dombaumeister von St. Peter in Rom. Sein Schicksal ist in dieser Beziehung charakteristisch für die Beurteilung, der bemerkenswerte Menschen und ihre Taten in verschiedenen Epochen unterliegen. Bernini wurde von seinen Zeitgenossen auf den Händen getragen, von seinen Mitstrebenden bewundert und gewiss auch beneidet. Seine Werke sprechen auch nach seinem Tode noch eine deutliche Sprache, die genügt hätte, seine künstlerische Bedeutung für alle Zeiten festzulegen. Allein eine übergrosse Zahl von Schülern und Nachahmern war allzu eifrig am Werke, sich in der Geste des Meisters zu überbieten, anstatt eigne Bahnen zu gehen; und wie schliesslich auch die schönste Melodie banal klingt, wenn jeder Gassenjunge sie pfeift, so mussten die vorlauten Nachahmer ihr Vorbild im Urteil der Welt ungünstig beeinflussen. Der Verfasser hält es deshalb an der Zeit, die Anregung zu geben zu einer gerechteren Beurteilung Berninis, und sein Buch soll in erster Linie allen denen ein Führer sein, die des Meisters Werke, ohne die Rom nicht mehr zu denken ist, studieren wollen.

Das Buch ist mit 19 Vollbildern geschmückt, alles wohl-gelungene Reproduktionen nach den Hauptwerken und ein sehr charakteristisches Porträt des Meisters.

PREIS 4 MARK

---

VERLAG JULIUS HOFFMANN STUTTGART

# : Rätsel des : Seelenlebens

Von

Camille Flammarion

Broschirt 5 Mark, gebunden 6 Mark

Das vorliegende Werk versucht eine wissenschaftliche Klarlegung jener Gegenstände, die für gewöhnlich als unwissenschaftlich, phantastisch oder mehr oder weniger imaginär gelten. Der Verfasser will zeigen, daß sie als Tatsachen existieren, und die wissenschaftliche Beobachtungsmethode im Feststellen und Zergliedern auch jenen Phänomenen gegenüber anwenden, die bis heute allgemein ins Land des Märchens, des Wunderbaren und Ubernaturlichen verwiesen werden. Er will beweisen, daß sie, von noch unbekanntem Kräften hervorgerufen, einer unsichtbaren, natürlichen Welt angehören, völlig verschieden von jener, die unsere Sinne wahrnehmen. Es ist geradezu unerhört, wie selten wirklich klare Kritik angewandt wird, wenn es sich um die Prüfung von Gebieten, wie Telepathie, seelische Manifestationen, „Geister“-Erscheinungen, Hellsehen, Mental suggestionen, Wahnträume, Magnetismus, Hypnotismus, Spiritismus usw. handelt. Welcher Wust unreimter Dummheiten wird einem da als Wahrheit aufgetischt! Ist nun eine wissenschaftliche Beobachtungsmethode auf Forschungen solcher Art überhaupt anwendbar? Das kann erst durch diese Versuche selbst richtig abgeschätzt werden. Schon seit 40 Jahren beschäftigt sich der als Astronom weltbekannte Verfasser in seinen Mußestunden mit diesen Fragen, und nur auf Grund einer solchen langen persönlichen Erfahrung war es ihm möglich, dieses Werk herauszugeben.

Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart

# Unbekannte Naturkräfte

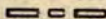
von

**Camille Flammarion**

Direktor der Sternwarte Juvish-Paris

Mit 10 Vorkbildern

Broschirt M. 5.—, gebunden M. 6.—



Dieses Buch des berühmten Astronomen gehört mit dem vorliegenden „Rätsel des Seelenlebens“ eng zusammen. Es handelt von den Erscheinungen, die man gewöhnlich unter der Bezeichnung Spiritismus zusammenfaßt. Seit mehr als vierzig Jahren ist Flammarion bestrebt, den Spiritismus zu erforschen, in der Überzeugung, daß es sich hier um ganz eigenartige unerkannte Naturkräfte handelt. Er hat mit fast allen bekannten Medien experimentiert und spricht hier in der Hauptsache von seinen in jüngster Zeit gemachten Versuchen mit dem Medium Eusapia Paladino, die zu ganz überraschenden und entscheidenden Resultaten geführt haben. Bemerkenswert sind dabei die Berichte einiger Persönlichkeiten, die an den Sitzungen teilgenommen haben, wie Adolphe Briffon, Jules Claretie, Victorien Carbou. Ferner schildert Flammarion die Untersuchungen Cesare Lombroso's, die Experimente des Grafen Gasparin, Prof. Schurys, Sir William Crookes und anderer. Daß man dem Spiritismus noch immer sehr mißtrauisch gegenübersteht, mag in der Hauptsache wohl daran liegen, daß unter dieser Fahne sehr viel Unfug getrieben wird. Es ist das besondere Verdienst Flammarions, viele Betrügereien, Mythisifikationen und Taschenspielerkünste aufgedeckt zu haben. Auf Grund dieser Studien ist es möglich, dem Problem näher zu treten und die systemat. geordneten Erkenntnisse weiter zu entwickeln.

Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart

# Im Jahre des Kometen

Phantastischer Roman von  
H. G. Wells

Broschiert 3 Mark, gebunden 4 Mark



Wer ein wahres und lebhaftes Bild des menschlichen Kulturwertes unserer bisherigen „Zivilisation“ haben will, der lese dieses geistreiche und fesselnde Buch. Wells ist eine merkwürdige Erscheinung unter den Schriftstellern der Gegenwart. Der Hauptzug seiner Werke ist ein schwungvoller Eifer für eine menschlichere, schönere, glücklichere Zukunft, ein schonungsloser Kampf gegen alle Falschheit und Häßlichkeit unserer gegenwärtigen Kulturverhältnisse. In dem vorliegenden Werke zeigt er uns die Welt am Vorabend der großen „Wandlung“, voll von unsinnigen Gegensätzen, giftigen Leidenschaften, Morast, unschönem Land, Rauch, Hitze, Staub und Lärm. Ein von Natur guter junger Mensch artet in dem Milieu dieser Unkultur zum mordgierigen Raubtier aus. Ein Weltkrieg fängt an, seine Greuel zu entfesseln. Da kommt die „große Wandlung“ über die Menschen. Ein Komet, der in den Bereich der irdischen Atmosphäre eindringt, wandelt die Beschaffenheit derselben um, und es wandeln sich auch die Herzen und der Sinn der Menschen um: ein strahlender Morgen des Friedens erhebt sich. Eine einfache, aber spannende Liebesgeschichte bildet den Faden für die Ereignisse. Viele Szenen des Buches sind in eine hervorragend poetische Stimmung gestellt und einige Gestalten, wie besonders der beständig nach dem Kometen forschende Parload, von großer Originalität. Wer in diesem Buche die Bekanntschaft von H. G. Wells macht, der hört einen der merkwürdigsten und bedeutendsten Vertreter der gegenwärtigen Literatur und wird neugierig sein, von ihm noch mehr zu lesen.

Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart

ALEXANDER VON GLEICHEN-RUSSWURM

# Sieg der Freude

EINE AESTHETIK DES PRAKTISCHEN LEBENS

GEORG JAKOB WOLF in den MÜNCH. NEUESTEN NACHRICHTEN:

... „All diesen Suchenden und Zweifelnden, aber auch allen, die sich zu ernster, selbständiger Lebensauffassung bereits durchgerungen haben, wird ein ernstes, starkes Buch willkommen sein, das Alexander v. Gleichen-Russwurm als das Resultat eines Lebens, das dem Dienste der Schönheit geweiht ist, uns auf den Tisch legt. Der glänzende Essayist, der uns mit feinmaschigen goldenen Netzen schon manche Perle der Lebensweisheit aus dem unruhigen Ozean unausgesprochener Philosophie gefischt, legt uns hier dar, wie man das praktische Leben untertauchen kann im Bade der Schönheit, wie eine Pflicht zur Schönheit besteht, und wie der, welcher diese Pflicht anerkennt und befolgt, sein Leben durch den Sieg der Freude vergoldet. Er entwickelt vor uns einen ästhetischen Lebensplan, er wünscht eine ästhetische Erziehung im Sinne Shaftesburys und Ruskins heraufzuführen und glaubt, auch in unserer Zeit der „sozialen Frage“ müsse es noch eine Gasse für die Schönheit geben. „Die soziale Frage dringt so mächtig in den Alltag, dass die Altruisten leichten Herzens im Sinne Tolstois behaupten, für Schönheit und Kunst sei weder Zeit noch Raum auf der überfüllten Erde, und Umstürzler aller Art, die nur einzureissen vermögen, drängen den Aesthäten zur Seite, der aufbauen will, aber seine Stimme ist stark und tönt so wohltuend in das Hämmern, Rollen und Pfeifen des täglichen Treibens, dass immer mehr Leute stehen bleiben, um zuzuhören, nachdem einige zu lauschen begannen.“

PREIS BROSCHIERT MARK 6.—, GEBUNDEN MARK 7.50

VERLAG JULIUS HOFFMANN STUTTGART











2912